

Wilhelm v. Chézy



Erzählungen vom Gestade des Traunsees

Erzählungen vom Gestade des Traunsees.

von
Wilhelm von Chézy

**Morgenblatt
für
gebildete Leser.**

Nro.: 17/18/19/22/23/24/27/28/29/30/32/33
23./30./7./28./4./11./18./2./9./16./23./6./13. April/Mai/Juni/Juli/August 1854.

Inhaltsverzeichnis

Erzählungen vom Gestade des Traunsees.

Morgenblatt für gebildete Leser.

I. Der Löffel-Xaveri.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.

II. Lisi und Guidobald.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.

14.

III. Der Lehrer und sein Schüler.

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

I.

Der Löffel-Xaveri.

1.

Die frühe Amsel hatte den dämmernden Tag bereits vor einer geraumen Weile angerufen in jenem wehmüthig tiefen Flötenton, welcher so gut zu ihres Gefieders dunkler Farbe paßt. Jetzt begrüßten Rothkropf, Schwarzblattl und Fink den hellen Morgen, der in stiller Erhabenheit aus der Dämmerung emporsteigend, die Spitzen und Zacken des Höllengebirgs mit flammendem Purpur übergieß. Die Thäler lagen in ungewissem Zwielight; in den tieferen Schluchten gegen Westen hielten sogar die Nachzügler der Finsternis noch tapfer Stand, aber auf den Höhen der Mittelberges herrschte schon entschieden der lichte Morgen. Seine silberne Dämmerung, verstärkt durch den Widerschein von den rothglühenden Felsenzacken gegenüber, überströmte vor allen die südliche Flanke des Kollmannsbergs mit ihrer Waldblöße, welche in sanften

Abhängen sich niedersenkt zu der hochgelegenen Thalschlucht, wohindurch der Pfad nach Neukirchen in leichtgebogener Wendung hinab führt.

Der Abhang droben am Kollmannsberg, in der Höhe wie in der Tiefe, hüben wie drüben von Laubwäldern umhegt, glich inmitten seiner Umgebungen von Baum und Strauch seinem ausgebreiteten Teppich von grünen Sammt, welchen der Jahreszeiten und wohl auch der Zeigerstunden steter Wechsel wie verschiedenen Zierrathen stickte, wie es heutzutage noch geschieht. Der Sommer durchwirkte den Nachwuchs des gemähten Grases mit Glocken, Dolden und Kelchen, deren Färbung vorherrschend das Blau in seinen vielfachen Uebergängen zur Schau trug. Der Herbst, nachdem er das welkende Laub der Bäume ringsumher vor dem Abfallen noch in alle grellen Tinten der Blumenwelt getaucht, breitete frühmorgens dünne Schleier von Silberzindel über die grüne Fläche, anfangs kaum merklich dichter als der sommerliche Thau; doch von Tag zu Tag stärker und haltbarer, bis endlich der Winter das durchsichtige Gewebe in ein weißes Tuch von derbem Zettel und tüchtigen Einschlag verwandelte. Die reichste Pracht aber schüttete von jeher der Lenz über das Gehege aus; wohin er zwar etwas spät zu kommen pflegt; aber mit unerschöpftem Füllhorn und mit unermüdeter Freigebigkeit.

Einer der reizendsten Frühlingsmorgen war es,

welchen die flammenden Felsenzacken, die flötenden und schmetternden Vögel begrüßten. Im Lande drunten hatte schon der Sommer seine Herrschaft angetreten. In den Gärten von Grundlin blühten bereits die ersten Rosen, um in kurzer Frist ihre hundertblättrige Fülle zu erschließen. Auf den Aeckern der fruchtbaren Gemarkungen weiter abwärts an der Traun wogten die Saaten in üppiger Fülle, noch grün von Farbe und leicht von Aehren, aber hoch aufgeschossen. Für die Wiesen daneben wetzte der Schnitter seine Sense, und mancher Fleck von lichterem Grün bezeugte, daß die Sichel seit einiger Zeit schon der Sense vorgearbeitet. Doch der Sammtteppich an der hohen Flanke des Kollmannsbergs glänzte noch in seiner jungfräulichen Pracht, weich, saftig, durchwirkt von zahllosen Blumen in bunt schimmerndem Farbenschmelz.

Inmitten drei blumenreichen Wiese stand auf einem Vorsprung des Abhangs ein kleines Haus, aus Balken und Holzwerk aufgeführt, wie eine Sennhütte, und einer solchen auch sonst ziemlich ähnlich, wenn schon ein wenig größer. Das Erdgeschoß bestand aus Stall und Scheune, worüber Stube und Kammer zur Menschenwohnung dienten. Die Stiege führte von außen an der Giebelseite zur Eingangsthür, bei welcher der wenig geräumige Gang den Vorplatz bildete, beschirmt durch das weit vorspringende Dach und durch den Söller vor der Bodenkammer. Die Staffeln dieser Stiege glichen nicht sowohl Stufen als Sprossen, schmal, weitgestellt

und steil übereinander. Die Fenster waren nicht größer als Schiffslucken, der Sitte des Landes gemäß, welche von jeher dergleichen Öffnungen als nothwendige Uebel betrachtete, die auf ihr geringstes Maß zurückzuführen sehen, wo man sie nicht gänzlich vermeiden könne. Die nächste Umgebung des Kleinhauses bestand in einer Art Garten, von einem Spektenzaun umhegt; mit einigen Obstbäumen bestanden, und begrenzt von einem Heustadl, an welchen sich der Bienenstand lehnte.

Das Innere der Behausung, obschon düster und dürftig trug in seiner Armseligkeit doch immer noch ein Gepräge von traulicher Wohnlichkeit. Dunkles Fachwerk von Lärchenholz vertäfelte Wand und Decke, aber die Bänke und der Tisch von weißem Ahorn hoben sich so freundlich davon ab, daß es beinahe schien als sey der finstere Grund nur vorhanden, um die Helligkeit des Schreinwerks recht einleuchtend hervortreten zu lassen. In einer Ecke stand der Feuerherd; welcher im Winter zugleich die Stelle des Ofens vertrat. In der ändern Ecke schräg gegenüber zeigte sich eine Drehbank von der ursprünglichen Einfachheit. Einige Messer und Meißel, Färbentöpfchen, Pinsel, und eine Anzahl von hölzernen Eßlöffeln, theils vollendet, theils mehr oder minder aus dem Rohen herausgeschnitzt, ließen keinen, Zweifel übrig, daß ein Löffelmacher hier seine Werkstatt aufgeschlagen.

Das Schnitzen, Drechseln und Bemalen von

Holzläffeln ist noch bis zum heutigen Tage ein wichtiger Erwerbszweig für die Bewohner jener armen Gebirgsgegend. Mann, Weib, Buben und Dirnen verwenden im Winter die Dämmerung der kurzen Tage und die langen Abende beim Lichtspan zu solcher Beschäftigung, so wie in der schöneren Jahreszeit die Stunden, welche die anderweitigen Arbeiten ihnen übrig lassen. Der Verbrauch des Erzeugnisses war von jeher und ist fortwährend ein sehr bedeutender, weil das Landvolk weit und breit noch jetzt bei seinen Mahlzeiten sich vorzugsweise des Löffels, bedient und das Holz dem Metall vorzieht.

Der Morgenstrahl, welcher durch das kleine Fenster auf die Schnitzelbank mit dem Drehstock fiel, prallte dießmal wie erschrocken vor einem ganz»ungewohnten Schauspiel zurück. Inmitten der Holzstücke und Späne traf er aus seltsame Geräte von blankem Eisen; fein friedliches Auge spiegelte sich in dem kriegerischen Stahl eines Brustharnischs und einer Sturmhaube, neben denen der lange Spieß und die kurze Seitenwehr eines Fußknechtes an der Wand lehnten. »Was soll die grausame Kriegsrüstung beim Mitterhuber-Xaveri, dem frommen Kleinhändler in der Leiten?« schien der Morgenstrahl zu fragen, indem sein heller Widerschein vom Panzer durch die offene Kammerthüre auf das Bett fiel und dort die s geschlossenen Lider eines schlummernden Weibleins streifte.

Die Frau sah bleich und erschöpft aus; dennoch war sie unverkennbar noch frisch und leidlich jung. Ihre Krankheit rührte von einem Siechthum her, dem bei seinem Beginn Bader oder Schmied abzuhelpen berufen gewesen, sondern war eben nur die bittere Hefe des süßesten Freudenkelches, ohne welche es hienieden für Evas Töchter keine Mutterlust gibt. Im Arm des Weibes ruhte die theure Frucht der herben Stunde, ein zartes Kindlein.

Die Schläferin hob die Wimpern. Der erste Blick aus ihren großen schwarzen Augen richtete sich unwillkürlich nach dem Punkte hin; von wann der weckende Schimmer sie getroffen. Ein schmerzlicher Seufzer entrang sich der gepreßten Brust, und ein zweites Aechzen schloß sich fast unmittelbar daran, als das Mutterauge zum schlummernden Säugling niedersenkte. — Zu den Füßen des Bettes raschelte die Streu. Der Mann richtete sich sitzend empor und fragte: »Was gibts, Annemierl? ist dir etwas zugestoßen?« Was thut dir weh?« — »Der blecherne Krebs sticht nur in die Augen,« versetzte sie. — »Glaub's schon: sagte er; »Weibern und Dirnen stechen Kriegsgesellen und ihr Zeug alleweil in die Augen.« — »Du verstehst recht gut, was ich meine, Xaveri,« hob Annemierl wieder an; »streue also kein Salz auf die blutige Wunde.«

Xaver erhob sich, trat zum-Lager seines Weibes und ergriff mit wehmüthigem Lächeln die Hand der

Zürnenden. — »Sey gescheit; Weiberl,« sprach er »und mache mir das Herz nicht schwerer, als es ist, sonst vermag heute keine Platte mich über den See zu tragen. Ich ziehe wahrhaftig nicht aus Uebermuth in den Krieg. Wir haben ehrlich gewürfelt, ich und die andern elf Kleinhäusler, und niemand kann dafür, daß mich das Loos getroffen. Einen von zwölfen hat es eben treffen müssen.«

»Dem Sulzberger-Gori oder dem Klausen-Rederl hätte es weniger weh gehan, wie uns,« meinte das Weib. — Freilich wohl,« brummte Xaver in den Bart, »aber keiner hat gesagt: Leitnermann, bleib daheim: ich gehe schon statt deiner! Wen's trifft, den trifft es, und ich muß einer hohen Obrigkeit eben gehorchen.« — »In allen billigen Dingen,« schaltete Annemierl ein; »aber diese kriegsfahrt ist kein billiges Ding.« — »Das haben die Herren Stände mit dem Kaiser und dem Erzherzog auszumachen,« antwortete Xaver. »Wir armen Leute haben das Aufgebot zu stellen, sobald unsere vorgesetzte Obrigkeit uns ruft. Auch hat sich noch keiner von allen geweigert, seine Pflicht zu thun, und der Leitner vom Kollmannsberge wird nicht der einzige seyn, welcher gegen den Stachel leckt. Mir stünde das ganz besonders übel an. Seit drei Tagen ist das ganze Aufgebot der Herrschaft zum Musterplatz abgezogen; mir aber hat die brave gnädige Frau zu Ort den Urlaub erbeten. Soll ich die Güte mit des Herodes Dank vergelten?«

»Recht hast Du, wie immer,« sprach Annemierl leise vor sich hin. »Wenn die armen Leute sich auflehnen, so ergeht es ihnen wie im siebenundneunziger Jahr, wo der Gotthard Starthemberg mit Feuer und Schwert ihnen über die Schädel gefahren ist. Vor allem aber dürfen gerade wir der braven gnädigen Frau keine Verdrießlichkeit machen. Uns stünde das am übelsten an, und heute vollends ist ein solcher Gedanke bei mir schier eine Todsünde, just heute wo . . . «

Sie ward unterbrochen. In der oberen Kammer regte und rührte sich. Die erwachenden Kinder ließen sich vernehmen. »Heda,« rief Xaver gegen die Lucke hinauf, zu der eine Leiter emporführte, »müßt ihr denn schreien wie ein Nest voll Gratschen?« — »Ich bin ganz stad, Vater,« antwortete eine helle Knabenstimme; »schon die längste Zeit horche ich dem Rothkropf und dem Zeiserl zu, die einander zum Trotz dichten, unbekümmert um die zwitschernden Spatzen.« Schon recht, Loysl,« sagte der Vater; »heißt unsere Spatzen schweigen. Sie sollen fein fleißig ihr Vaterunser beten und herunterkommen.« — »Wird schier an der Zeit seyn,« meinte der Bube; »dort drüben steigen schon die Mierzl und das Nanderl an den Leitern herauf. Wenn die uns auf dem Laubsack träfen, das wär weiter keine Schand.«

Xaver eilte zur äußern Thüre und trat auf den Gang hinaus. Er sah zwei junge Damen den schmalen Pfad in der Richtung vom Sulzberg heraufkommen, ein paar so

runde, derbe und gesunde Gestalten, als nur jemals in braunen Kopftüchern eine Sichel führten, ein Hirtenstab schwangen, ein Ruder in die grüne Woge tauchten. Die eine der Nahenden trug ein Kind auf dem Arm. Der Leitnermann sprang die Stiege hinab und ging den beiden eilfertig entgegen, mit lautem Zuruf sie begrüßend. Die Dirnen winkten mit den Augen bedeutsam über die linke Schulter hin. Der Richtung ihrer verstohlenen Seitenblicke folgend entdeckte Xaver auf dem Neukirchner Weg einen Wanderer in schwarzem Kleid von fremdländischen Zuschnitt. Der kleine klapperdürre Mann im dunkeln Mäntelchen, mit der vierkantigen Mütze über dem langen schlichten Haar und den schwarzwollenen Strümpfen an den wadenlosen Beinen glich halb einem lutherischen Prädikanten, halb einem fahrenden Schüler, und mochte theilweise eines wie das andere gewesen seyn, bevor er geworden, was er zur Stunde vorstellte.

Xaver blieb stehen, um den Schwarzen zu erwarten, der ungefähr gleichzeitig mit den Dirnen ihn erreichte.

»Ihr seyd früh auf am Sonntagsmorgen, Meister Zebedäus,« sagte der Leitner mit unverheltem Spott; »wollt Ihr auf dem Kollmannsberg zur Frühmesse kanten?« — »Ich bin kein lässiger Knecht im Weinberg des Herren,« antwortete der kleine Mann im tiefsten Ton seiner Baßstimme ernst und feierlich; »wachet und betet, heißt es bei mir. Dein Spott aber berührt mich nicht,

Franz Mitterhuber.« — »Mein ehrlicher Name lautet Xaver,« rief der, Löffelschnitzer; »das könnte sich der Meßner schon merken«

»Ich würde mich der Sünde scheuen,« meinte Zebedäus, »einen Menschen, das Ebenbild Gottes, mit dem götzendienerischen Beinamen zu belegen. Klingt mir doch schon Franz widerwertig genug. Noch widerwärtiger aber tönt in meinem Ohr die Benennung eines Meßners. Ich bin in der reinen Lehre geboren, getauft, erzogen und habe fürwahr nicht die Stelle als Cantor zu Neuirchen angenommen, um mich mit papistischen Ehrentiteln belegen zu lassen. Merke dir das, grober Bauer.« — »Wenn ich nur ein Bauer wäre,« sagte Xaver, »da wollte ich mit dem ganzen Gesicht lachen.« — »Für mich bist du Rustikus genug, wenn du auch keinen Bauernhof besitzt,« fuhr der Küster fort. »Doch handelt es sich nicht um derlei Sylbenstecherei. Ich habe dir einen Auftrag; auszurichten. Seine Wohlehrwürden der Dominus Pastor hat vernommen, daß schon vor drei Tagen dein Weib eine junge Tochter zu Welt gebracht. Nachdem der Herr Cnelius vorgestern und gestern vergebens auf dein pflichtschuldiges Erscheinen im Pfarrhof zu Neukirchen gewartet, hat er mich endlich ausgesendet, um dich zu mahnen, daß du heute dich einstellst. So du versäumen solltest, heute bis spätestens zur Mittagsstunde mit dem Neugeborenen zur heiligen Taufhandlung dich einzufinden, so wird der Dominus

zwar mit schwerem Herzen, aber im unabweislichen Gefühl strenger Pflicht das Rauhe herauskehren, der allzulang geübten Nachsicht und dem Erbarmen Stillschweigen gebieten und mit unerbittlicher Schärfe gegen dich verfahren.«

»Der Leitnermann und die Seinen sind ja katholisch,« hob die Dirne mit dem Kinde an. — »Desto schlimmer für ihn,« entgegnete Zebedäus. »Er wird um seiner verstockten Herzenshärte willen noch mancherlei Pein, Verfolgung und Widerwärtigkeit ausstehen haben, als Vorgesmack der ewigen Strafe, welche in jenem Leben seiner harret. Leider darf die christliche Barmherzigkeit den Verstockten nicht zu seinem eigenen Heile zwingen. Die gnädigste Herrschaft hat in einer Langmuth, die ich in aller Unterthänigkeit fast strafbar nennen möchte, den Predigern des geläuterten Wortes anbefohlen, nur mit den Waffen sanfter Ueberredung gegen den Irrwahn zu kämpfen. Zugleich jedoch hat sie aufs strengste verordnet, daß alle Kinder im Lichte der reinen Lehre auferzogen, die Neugeborenen schon bei der Taufe in den Schoß der wahren Kirche Christi aufgenommen werden. Und wegen dieser Verordnung wirst du noch schwere Verantwortung haben, Joidl-Marie; du hast dein Kind nach Traunkirchen zur Taufe getragen, und somit dem armen Würmlein, in Sünden erzeugt; in Schande geboren, auch noch den Fluch der verfälschten Lehre aufgebürdet. Das wird dir theuer zur

stehen kommen, verlorene Dirne.«

Den eifernden Cantor rasch unterbrechend, wandte sich Xaver zu dem Mädchen, welchem die Thränen in's Auge; schossen: »Geh hinein, Mierzl, und nimm dir die Worte des Ketzers nicht zu Herzen. Er darf nicht der Mann seyn, die süße Milch in deiner Brust in Galle und Gift zu verkehren. Nanderl, führe sie in's Haus; ich komme gleich nach. Erzählt dem Weibe nichts von dem Schwarzen.« Die Dirnen gehorchten, « während der Löffelschnitzer zu Zebedäus sprach: »Geh hin, von wannen du gekommen, und sage deinem Prädikanten, daß du deinen Auftrag vollzogen.« — »Und wie lautet deine Antwort?« fragte der Küster. — »Es sey schon recht,« versetzte Xaver in anscheinend gleichgültigem Ton. — »Nimm dich in Obacht, Leitnermann,« drohte Zebedäus; »wenn du zu Mittag nicht in Neukirchen erscheinst, so geht ein Bote nach Ort, um handhaften Beistand zu verlangen.«

»Dazu kann ich lachen,« unterbrach ihn der andere; »bevor du zu deinem Herrn Cneselius gekommen, bin ich in Traunkirchen, und ehe sein Bote beim Pfleger angelangt, ist mein Dirndl schon richtig getauft. »Geh, Meßner, geh, ich habe keine Zeit mich mit dir aufzuhalten. Fort, sage ich, sonst wird es nicht gut mit uns beiden. Du hast eine Mutter mit dem Säugling an der Brust gekränkt und die Galle fängt an mir zu Kopf zu steigen.« Der Mann machte dazu ein so ernsthaftes

Gesicht, daß Zebedäus für gerathen hielt, ohne Zeitverlust und mit stiller Trommel seinen Rückzug einzutreten, natürlich unter dem geheimen — Vorbehalt späterer Vergeltung für reichsten Maß.

Xaver eilte in sein Haus zurück. Als er in die Kammer trat, lag Mierzl Bube am Herzen der Wöchnerin und hielt die Dirne das neugeborene Kind im Arm. — »So ist's recht,« sagte Xaver, »wir müssen eilen. Mierzl,« du gehst mit dem Täufling geraden Wegs zum Stein hinunter. Der Loysl begleitet dich; der rothe Hiesl wird in der Schiffhütte schon warten. Ich bekomme eine Platte in Altmünster, um die gnädige Frau zu holen. Wir treffen uns in der Korbachmühle. Geh, Schatzerl, mach's kurz!« — »Geh,« lächelte die Wöchnerin dem Mädchen zu; »nimm die kleine Heidin mit, um sie desto eher als Christin wiederzubringen. Dein Pfand wird gut aufgehoben seyn, bis du wiederkehrst.« — Dies beiden jungen Mütter trennten sich, jede am Herzen der andern das Kind lassend, welches sie selber im Herzen trug, und eben darum voll aufrichtiger und überströmender Zärtlichkeit für das anvertraute Wesen, welches Annemierl so treffend ein Pfand genannt.

Der kleine Aloys begleitete die Dirne mit seinem neuen Schwesterlein durch den Wald. Xaver trug die Pflege seines Hauses der Nanderl auf und trat ebenfalls ohne Zögern seinen Weg an. Wozu hätte er einen langen Abschied für die kurze und erfreuliche Trennung nehmen

sollen, da ihm für den nächsten Tag das schmerzliche Scheiden für lange Zeit und eine gefährliche Reise bevorstanden? — Unterwegs legte er sich seine Gedanken für die nächsten Stunden zurecht. Er hatte eine sehr schwierige Aufgabe zu vollführen, bei der es vor allem darauf ankam, nicht etwa durch ein unbedachtes Wort die Stellung einer gütigen Gönnerin zu erschweren, welche ohnehin hart genug an ihrem Kreuze trug und um seinetwillen sich schlimmen Verdrießlichkeiten aussetzte.

2.

Der Tag des-Herrn war heiter aufgegangen für Berge, Wälder und Gewässer, für den Vogel auf dem Zweig, für den Fisch im nassen Element, und wenn der Mensch den Gottesfrieden störte, so trug er selber nur ganz allein die Schuld. Wie spannte sich der wolkenlose Himmel, klar und blau, ein durchsichtiger Saphir! Wie hell lag der See, ein smaragdener Spiegel, worin der weißgraue Traunstein, dieser uralte Riese, mit der Selbstgefälligkeit eines jungen Fants seine gewaltigen Massen in getreuer Abbild betrachtete! Wie frohmüthig goß die liebe Sonne eine Säule von geschmolzenem Silber in den flüssigen Smaragd! Wie lustig glänzten die weißen Mauern und glitzerten die blanken Fensterscheiben der Salzkufenstadt Gmunden, wo die Traun, das flinke Kind der steirischen Berge, die dritte und letzte Strecke ihrer langen Reise zur Donau antritt! — Nicht weniger freundlich als das Städtlein bei der Ausmündung des Sees erglänzte im Morgensonnenschein das stattliche Doppelschloß Ort, dessen einer Theil auf dem Gestade fußt, während der andere sich unmittelbar aus den Wogen erhebt, beide verbunden durch eine Brücke, die zu überschreiten ein Fußgänger ungefähr einhundert und fünfzig Schritt bedarf.

In einer Kammer des Wasserschlosses war es, wo vor einem geöffneten Schrein eine Frau von etwa dreißig Jahren und zwei Kinder von zartem Alter knieten, ein Knabe und ein Mädchen. Die Frau, nicht städtisch geputzt, aber ihrem herrschaftlichen Stande gemäß angezogen, trug in ihrem abgehärmten bleichen Antlitz die Spuren einer mehr als gewöhnlichen Schönheit. Die blauen Augen von sanftem Schimmer, der feine Mund mit den schmalen blaßrothen Lippen, das Haar von gesponnenem Gold hatten ihre jugendliche Frische bewahrt; aber die Rosen der Wangen waren vor der Zeit Abgefallen und die ehemals so füllreichen Formen des hohen Wuchses zu einer fast übertriebenen Schlankheit umgewandelt; welche den Reiz der edlen Gestalt beeinträchtigte.

Der geöffnete Schrein zeigte in seinem Innern eine Anzahl von Heiligenbildern; die gleich einem Kranze die Muttergottes mit dem Jesuskinde umgaben. Diese Kunstwerke waren nur grobe Holzschnitte, in grellen Farben bunt bemalt; aber die brünstige Andacht der betenden Edelfrau mit den beiden Kindern ward durch die rohe Arbeit hinlänglich an die erhabenen Gegenstände erinnert, welchen die ungenügende Darstellung galt.

Wenn ein Fremdling unversehens in die Kammer getreten wäre, er hätte sich eher an den Nordpol versetzt gemeint, als in das Schloß des alten Freiherrn Erasmus,

von Hofmann, desselben Erasmus, welcher unter den protestantischen Ständen des Erzherzogthums ob der Enns einer der heftigsten Eiferer war, der mit unerbittlicher Strenge aus den Markens seiner Herrschaft die altgläubigen Geistlichen vertrieben hatte, um die Pfarreien mit Prädikanten der neuen Lehre zu besetzen, und der gleich so vielen seiner Standesgenossen, seine katholischen Grundholden um des Glaubens willen hart verfolgte, während er bei jeder Gelegenheit mit lautem Ungestüm über die Unduldsamkeit des Landesherrn Beschwerde führte. Des Fremdlings Erstaunen würde noch um ein merkliches gestiegen seyn, wenn er vollends gar inne geworden wäre, daß die Beterin des Freiherrn eigene Schwiegertochter war, das Weib seines einzigen Sohnes.

Erasmus befand sich mit seinem Sohn Martin im Lager des Erzherzogs Matthias, welcher die Fahne des Aufruhrs gegen seinen Oberherrn und Bruder erhob und aus herrschsüchtigem Ehrgeiz den Ständen die bedeutensten Zugeständnisse machte. Die stolzen Grundherrn, der überwiegenden Mehrzahl nach der lutherischen Lehre zugethan, ließen sich nur allzubereitwillig finden, den verderblichen Bruderszwist zu schüren, der ihnen die erwünschte Gelegenheit bot, die Hoheitsrechte der Krone immer mehr zu schmälern. Sie gaben Geld, sie warben Söldner, sie boten ihre Unterthanen zum Zuzug auf. Und gerade diese Zeit war es, welche Frau Judith benutzte, die

Seelen ihrer Kinder für eine rettende Zukunft vorzubereiten, indem sie in die zarten Gemüther den Keim des alten Glaubens legte und sie anwies, die Pflanze der Gnade vor der Ungunst äußerer Einwirkungen zu bewahren in streng verschlossener Brust. Gegen die Uebermacht gab es zur Stunde keine andere Zuflucht, als Schweigen und Verstellung.

Die Morgenandacht war beenden — Judith erhob sich, und nachdem sie einige dünne Brettchen in die Fugen vor den Heiligenbildern eingelassen, hängte sie vor die bergende Füllung noch einige Gewandstücke, bevor sie den Schrein mit einem der Schlüssel an ihrem Schlüsselring verspernte.

»Frau Mutter,« sagte der Knabe, »das eine Brett hat sich geworfen. — »Der Leitner-Xaver wird ein anderes einfügen, Guidobald,« versetzte die Freifrau; es ist schon bestellt.« — »Wie Schade,« sprach das kleine Mädchen, »daß der Philipp, die Lisbeth und der Moriz nicht die heilige Jungfrau mit dem Kind und die lieben Heiligen zu Gesicht bekommen. — Die armen Fratzen hören alleweil nur unsern Magister, und niemand sagt ihnen, wer bei dem gestrengen Richter für uns bittet, wenn wir fleißig darum anhalten.« — »Sei zufrieden, mein Everl,« antwortete die Mutter; »für die unschuldigen Kindlein spricht ihr Schutzengel mit unserem Heiland, bis sie selber zu reden verstehen. Die Fratzen sind noch zu klein und ungeschickt; sie könnten sich verschnappen. Hast du

doch alle Mühe, deine Zunge im Zaum zu halten, und bist ein großes Dirndl von neun Jahren.«

»Frau Mutter,« rief Guidobald, »mich kostet das Schweigen gar, keine Mühe.« — »Glaub's wohl,« meinte Judith; »für einen zehnjährigen Buben wär's eine rechte Schande, wenn er gleich einer Elster plapperte. Wenn dir dergleichen widerführe, müßte ich dich in einen Kittel kleiden, halb weiß, halb schwarz. Doch ist es überflüssig davon zu reden. Du und deine Schwester, ihr werdet gegen die kleinen Geschwister mit nicht minderer Vorsicht schweigen, wie gegen den Magister. Wenn wir verrathen werden, was wäre die Folge? Melander würde die lieben Heiligen verbrennen und euch nicht mehr aus den Augen lassen. Ich aber müßte, fern von euch, meine Tage im dunklen Verließ vertrauern, genährt vom Brote der Bekümmerniß und getränkt vom Wasser der Trübsal.« Den Kindern schossen die hellen Thränen in die Augen. — »Seyd zufrieden, « fuhr Judit in heiterem Tone fort; — »eure Schutzheiligen werden zu verhüten wissen, daß die bösen Männer euch die Mutter rauben, die nicht nur für euer leibliches Gedeihen zu sorgen hat, sondern auch für eurer armen Seelen ewiges heil. Genug davon! Nehmt euch heute ganz besonders zusammen, denn heute steht euch noch eine seltene Freude bevor. — Nicht fragen, Eva!« fügte die Mutter hinzu, indem sie den Zeigefinger auf das goldgelockten Mägdleins halbgeöffnete Lippen legte; »jetzt heißt es schweigen, aufpassen, folgen.«

Die Edelfrau trat aus der Kammer in ihr Schlafgemach, entriegelte die Thüren, welche sie vorsichtig verschlossen gehabt, und begab sich, gefolgt von Guidobald und Eva, in das Kinderzimmer wo die Wärterinnen eben den Anzug der Kleinen vollendeten. Begleitet von den fünf Sprößlingen ihres Ehebundes und von ihren Zofen ging Judith von Hofmann über die Brücke zum Landschloß hinüber, um einmal wieder die ärgste unter den mannigfachen Widerwärtigkeiten zu erdulden, denen sie zum Heile ihrer unschuldigen Kleinen sich unterzog.

Es ward ihr unendlich schwer, jetzt mit scheinbarer Andacht ins der Schloßkapelle dem lutherischen Gottesdienste beizuwohnen, mit ruhigem Ernste den Schein der Andacht zu behaupten, das Lied aus dem Gesangbuche mitzusingen und die Predigt anzuhören, welche der Magister Philippus Melander donnernd von der Kanzel warf. Das Anhören des Vortrags wurde der Edelfrau um so schwerer, als derselbe die Beamten, das versammelte Gesinde des Schlosses und einige Landleute aus der nächsten Umgebung mit unverkennbarer Theilnahme erfüllte.

Melander war ganz der rechte Mann, einen Kreis von Zuhörern zu befriedigen, die, ohnehin von seinen Ueberzeugungen durchdrungen, es nicht besser verlangten, als das, was ihnen für unumstößliche Wahrheit galt, recht eindringlich und mit bitterer Verhöhnung aller Widersacher vortragen zu hören. Des

Predigers gewaltige Stimme dröhnte voll und tief aus der hochgewölbten, breiten Brust, deren Bau den übrigen Verhältnissen der starknochigen Gestalt mit den derben Gliedmaßen entsprach. Er pflegte seinen Hörern immer zu Dank zu sprechen, doch heute that er es mehr denn je. Sein Schmälern galt dem Nonnenstift zu Traunkirchen, auf dessen Bewohnerinnen er alle Lästerungen ergoß, die von bösen Zungen jemals nur ausgesprochen worden; und zwar nicht nur gegen die Bewohnerinnen des Klosters am Traunsee, sondern überhaupt gegen alle Himmelsbräute. »Die Augen der Hörerrinnen hingen an den Lippen des Redners, welcher Pech und Schwefel vom Himmel auf jenes Sodom herab beschwor, das ein Dorn sey in den Augen der frommen Christen am See. Judith aber seufzte tief; zu ihrer Entrüstung über die herben Reden des Verleumders gesellte sich ein Gefühl der Beschämung. Wenn nämlich Melander auch seine lästerlichen Beschuldigungen übertrieb, so mußte die Freifrau dennoch in ihrem Herzen bekennen, daß er in Bezug auf das Stift von Traunkirchen nicht geradezu log, sondern eben nur übertrieb, und das schien ihr schon schmerzlich genug.

Endlich fand die Pein ihr Ziel. Der Prädikant stieg von der Kanzel, die versammelte Gemeinde sang das Schlußlied und verließ die Kapelle. Judith schickte die drei kleineren Kinder in den Garten und ging mit den beiden größeren an das Gestade hinaus. Sie hoffte dort

ungestört zu lustwandeln, aber zu ihrem Verdruß folgte ihr Melander, trat an ihre Seite und sprach:

»Darf ich vielleicht fragen,« was die gnädige Frau von meiner heutigen Predigt denkt?«

Judiths Stirn verfinsterte sich. — »Die Predigt wird etwa nicht für mich gewesen seyn, bilde ich mir sein,« antwortete sie nach kurzem Bedenken. »Ich war nie in Versuchung mich mit der Hexensalbe zu schmieren, — um auf dem Besenstiel durch den Rauchfang zu fahren und mit dem Trudenvolk das wilder Heergefolge — der gespenstigen Hulda zu vergrößern. Noch weniger verspürte ich jemals Lust und Neigung, als mitternächliche Katze mit den gelben Augen auf dem Dache zu lustwandeln, wie Ihr den geistlichen Jungfern schuld gebt, die Ihr mit dem Namen der geschorenen Weiber belegt.« — Erstaunt hörte Melander zu. Er fühlte, wenn er auch die Ursache davon nicht begriff, daß die Edelfrau mit Vorbedacht ihm auswich, indem sie, die Hauptsache umgehend, in ihrer Antwort bei Nebendingen verweilte.

»Frau Mutter,« rief Guidobald, »da kommt der Leitner-Xaver in einer Platte angefahren.« »Junkerlein,« fuhr, des Ableiters fürs seine kühle Laune froh, Melander dazwischen, »wie oft muß ich Euch verbieten den jesuitischen Namen auszusprechen? Franz heißt der Mann. Merkts Euch Endlich!« — »Und wie muß ich denn zum Loysl oder zu Nazi sagen?« fragte Guidobald, und seine Rede sang wie Spott in des Magisters Ohr. —

»Junker Baldi, nehmt Euch in Obacht,« sage Melander drohend, »Ihr müßtet denn Lust haben auf Erbsen zu knieen.«

Der Mitterhuber war inzwischen auf Judits Wink zum Ufer gefahren und hatte auf ergangene Frage geantwortet, daß er die Befehle der gnädigen Frau noch vornehmen wolle, da er am nächsten Tag zum Musterplatz abgehe. Er verrieth durch seine Miene, daß er nach getroffener Verabredung gekommen, und hielt es sogar für überflüssig, in des Magisters Gegenwart von den kleinen Holzschnitzereien zu reden, welche er bestelltermaßen mitgebracht. — »Schon recht, Leitnermann,« sagte Judith, »führe mich ein Stückchen in den See hinaus. Ich habe dir vielerlei an meinen Herrn aufzutragen. Die Morgensuppe essen wir zu Altmünster.«

Während sie noch sprach, war sie bereits mit den Kindern in die Platte gestiegen. Das leichte Fahrzeug hatte das Ufer schon verlassen, bevor Melander nur recht inne geworden, was eigentlich vorgegangen. — Es verdroß den Prädikanten nachträglich, daß Judith auch nicht die geringste Miene gemacht, ihn zur Begleitung einzuladen. Wenn ihm aber irgendwer verrathen hätte, wohin die Freifrau fahren wollte, und zu welchem Zweck, so würde er augenblicklich mit wenigstens drei Ruderern ihr nachgeeilt seyn. Einen Augenblick dachte er daran, ebenfalls eine kleine Lustfahrt auf dem See zu machen. Eine Regung halbverstandenen Mißtrauens war

es, welche ihm den Gedanken eingab. Zweifelsohne würde er auch sofort zur Ausführung geschritten seyn, wäre nicht seine Aufmerksamkeit abgezogen worden. — Ein Knecht, der hastig gelaufen kam, meldete, daß der Cantor von Neukirchen mit Austrügen des Dominus Cneselius in einem einspännigen Wägelein angelangt sey. Die Sache schein überaus dringend; das Pferd dampfe und schwitze wie aus dem heißen Wasser gezogen, und Meister Zebedäus habe mit größter Eilfertigkeit sowohl nach seiner Wohlehrwürden als nach dem gestrengen Herrn Pfleger gefragt.

3.

Zu derselben Frist ungefähr, als vom Kollmannsberge Mierzl mit dem Täufling im Arme zum Stein, der Leitners nach Altmünster und der erboste Küster nach Neukirchen eilten, trat zu Gmunden ein fremder Gast vor die Thüre der stattlichen Herberge zum Schiff und sah spähend nach dem Hafen hinunter. Dieser Hafen, zu jener Zeit noch durch Ringmauer und Pfahlwerk vom See geschieden, lag voll großer und kleiner Fahrzeuge, theils beladen, theils leer, doch fehlte das Getümmel, welches an Wochentagen die Stelle zu beleben pflegte. Die bauchigen Zillen mit den hohen Mastbäumen, die Platten mit ihrem flachen Boden, die schmalen Einbäume ruhten verlassen und unbeweglich auf der ölglaten Fluth, nur hie und da ein wenig geschaukelt, wenn ein leichtes Schiffelein, von kräftigen Ruderschlägen getrieben, vom Eingange des Hafens her pfeilschnell dem Ufer zueilte, um sonntäglich geputztes Volk zu landen. Nur ein einziges Fahrzeug machte eine Ausnahme von der allgemeinen Ruhe. Eine Fähre war es, breit wie ein Tanzboden, mit niederem, Bord, vorn wie hinten nur wenig aufgebogen, beinahe mehr Floß als Schiff zu nennen. Fünf oder sechs Männer waren beschäftigt einen Reisewagen, mit Koffern und Listen schwer bepackt, auf

die Fähre zu schaffen.

»Ueber den See wird sie also fahren?« murmelte der Fremdling vor sich hin. »Es sey darum. Ich würde ihr durchs Feuer folgen, warum sollte ich nicht ihr zu Liebe über das stille Wasser gleiten? Ich begreife zwar nicht, wie die Hexe mit ihren brennenden Augen mir's angethan hat, aber das Unbegreifliche ist »nur zu wahr und gewiß.«

Die Zauberei, von welcher der Fremdling mit sich selber sprach, mochte wohl nicht so unbegreiflich seyn als er sich einbildete. War er doch ein blutjunges Herrlein, kaum sechzehn Jahre alt. Sein feines Antlitz trug über der Lippe kaum noch sichtbar den ersten Flaum, die Verheißung eines künftigen Bartes. Die schlanke Gestalt, obschon verhältnißmäßig stark genug, war offenbar noch in vollem Wachsthum begriffen. Haltung, Wesen, Geberde zeigten ein entschieden ausgesprochenes Gepräge von soldatenmäßiger Mannhaftigkeit, so wie die fast unscheinbare Tracht bei aller ihrer schlichten Einfachheit dennoch den vornehmen Stand des Reisenden nicht verleugnete. Doch wie sehr er auch von Geburt und Erziehung ein Edelmann, von frühgewähltem Beruf ein Soldat seyn mochte, seine Jugend besaß noch nicht das nützliche, aber immerhin traurige Vorrecht, gegen schöner Augen Glanz durch vernünftige Erfahrung gepanzert zu seyn.

Dem jungen Herrn näherte sich ein grauer Bursche, dem Aussehen nach ein alter Lanzknecht, der vielleicht

unter den Fahnen des siegreichen Herzogs von Alba oder des tapfern Prinzen von Parma die ersten Schrammen über das jetzt so narbenreiche Gesicht erhalten. Das verwitterte Antlitz stellte leibhaftig ein Kerbholz von hundert Schlachten vor.

»Herr Graf Heinrich —« redete die alte Kriegsgurgel den Reisenden an. — »Sind wir schon am Ziel, Achazi?« fragte dieser in strengem Tone. — »Ja so!« rief der Alte, indem er sich die knochige Hand auf den Mund schlug; »auf der Reise heißt's: Junker Gottfried. Ich habe dem gnädigen Junker zu melden, daß wir den Umweg über Gmunden umsonst gemacht haben. Die fremde Herrschaft fährt über den See.« — »Für uns und unsere Pferde ist Platz genug auf der Fähre,« meinte der Junker; »wir begleiten sie. Mir kommt der Zufall gelegen. Auf dem Wasser werde ich zweifelsohne den erwünschten Anlaß finden, Rede und Antwort von der fremden Dame zu erhalten.«

Achaz schüttelte mißvergnügt den Kopf, indem er vor sich in den Bart brummte: »Gestern früh noch wußte der Junker nicht genugsam zu sagen, wie eilig er's habe, nach Salzburg zu kommen und von dort nach München; seine Aufträge seyen gar hochwichtig. Zu Lambach beim Mittagessen sprach er sogar davon, bis Salzburg Post zu reiten, um für seine Geschäfte dort den halben Tag zu gewinnen, bis ich mit unsern Pferden ihn eingeholt haben würde. Schon war er drauf und dran, mich zum

Postmeister um die Klepper zu schicken. Da fährt ein Rumpelkasten vor die Herberge, derselbe, welchen jetzt die Schiffknechte dort auf die Fähre schroten. Bei dem Anblick ist mein Junker urplötzlich wie verhext.«

»Die Kutsche ist gar so hübsch,« scherzte der Junker; »das Wappen am Schlage stach mir in die Augen: auf Gold zwei wälsche Sterne von Azur, der Schild französisch.« — »Ei ja,« sagte Achaz, »zwei blaue Augen von französischem Feuer. Eine Frau saß in der Kutsche mit einem kleinen Mädchen, begleitet von einem Diener und einer Magd. Mein gnädiger Herr grüßte vom Fenster aus die Fremde, als wäre sie wenigstens eines Königs Tochter. Schier hätte er ihr eine hispanische Reverenz gemacht. Sie erwiderte den Gruß somit leichtem Kopfnicken.« — »Und einem bezaubernden Lächeln,« schaltete Gottfried ein.

Achaz zuckte die Achseln. »Wer gerne tanzt, dem ist leicht gepfiffen,« meinte er. »Selbiger Gruß war Anfang und Ende der Bekanntschaft im Drachenwirthshaus zu Lambach. Aber ich werde nicht zur Post geschickt; statt dessen muß ich noch eine Kanne Wein um die andere leeren.« — »Das Kreuz und Leid!« spottete Gottfried: »trinken müssen und keinen Durst haben! Armer Kriegsgesell!« — »Unsere Pferde waren ausgerastet und schier wieder hungrig,« redete Achaz weiter, unbekümmert um den Spott. »Endlich beliebt es der fremden Herrschaft, die Reise fortzusetzen. Wir reiten

nach. Unser Weg geht eigentlich rechts hinaus, aber die Kutsche fährt links und wir folgen ihr blindlings hierher nach Gmunden. Das heißt seine Aufträge getreulich bestellen.«

Der junge Herr verlor die Geduld. Zwei Adern auf seiner Stirn, die in schräger Kreuzung über einander liefen, nahmen aufschwellend eine röthliche Färbung an, wodurch das Gesicht, trotz seiner zarten Jugend, einen böartig wilden Ausdruck gewann. — »Genug davon!« rief er. »Bisher haben wir noch keinen Umweg gemacht. Wir kommen dort drüben so gut nach Salzburg als auf der großen Straße über Böklabruck. Du aber, hast du *meine* Aufträge vollzogen?«

»Ich habe mit dem Knecht der fremden Dame gesprochen, wie Ihr befohlen,« beschied Achaz, plötzlich eingeschüchtert durch des Gebieters zornige Miene. »Der Bursche ist ein Franzmann, der nur ein ganz klein wenig unsere Sprache radebrecht.« — »Desto besser, du kannst ja französisch. Der heimischen Sprache Laut aus fremder Erde ist ein Schlüssel zum Herzen.« — »Ich kann nicht viel besser französisch wie er deutsch.« — »Was du nicht sagst, Achazi! Hast du nicht Jahre lang in den Niederlanden gefochten? Warst du nichts mit mir in Paris? Ich habe nie eine Klage aus deinem Munde vernommen, daß du mit den Leuten nicht zu sprechen wüßtest.«

»Um's Plaudern war mir's nie zu thun, gnädiger Herr,

und wenn einer in der Fremde etwas braucht, so macht er das liebe Geld zum Dolmetscher. Sobald die Wälschen ein Stück Geld sehen, verstehen sie den Teufel sammt seiner Großmutter, und wenn die beiden böhmisch sprächen. Aber ich dürfte schon französisch plappern wie ein Starmatz, bei dem fremden Knecht ginge meine Kunst betteln. Ich habe ihm mit Wein aufgewartet; gut, er trinkt wie ein Schwamm, dann klopft er, sagt »Revanche,« und ich muß mit ihm zechen. So geht's fort, einmal zahle ich, dann er wieder. Er lacht, er plaudert, er singt, bis uns der Schiffwirth in's Nest jagt. Wenn ich aber nur von weitem anfangen zu fragen, woher oder wohin, wie seine Herrschaft heißt und dergleichen mehr, so ist er stocktaub oder begreift mich nicht. Höchstens klagt er mit heuchlerischem Bedauern, daß er nicht genug Deutsch gelernt habe, um mein Französisch zu verstehen.«

»Herausgebracht hast du mithin nichts?« fragte der junge Herr. — »Nicht die Spur von einer Auskunft,« beschied Achaz, spöttisch zwar, aber auch nicht ganz ohne Beschämung; »ich habe meine Sache nicht besser verrichtet als der Kundschafter von Waiblingen. Ich taue nichts zu derlei losen Händeln, die sich für Edelknaben und Lakaien besser schicken als für einen halblahmen Kriegsknecht. Ich hätte mich nicht unterfangen sollen, den Leichtfüßen in's Handwerk zu pfuschen. Was nicht deines Amtes, davon lasse den Vorwitz.« — »Wo der

gute Wille fehlt, ist überhaupt Hopfen und Malz verloren,« schalt der Junker. »Geh' jetzt, träger Schalksknecht. Hole die Pferde aus dem Stall und bringe sie zur Fähre. Ich werde die Dame hier erwarten.«

Achaz ging. Gottfried lehnte sich an den Eckposten und sprach in seinen Gedanken: »Verdammt, daß der Graubart wieder einmal Recht hat! Ich fange an einen jener faulen Boten vorzustellen, von denen es heißt, sie seyen gut nach dem Tode schicken. Meine Pflicht war gestern Abend nach Böklabruck zu reiten. Heute sollte ich zu dieser Stunde schon wieder ein paar Meilen hinter mir haben. Indessen habe ich immerhin nicht mehr versäumt, als ich einzubringen vermag. Droben im Thale trennen sich die Straßen nach Steiermark und Salzburg. Wenn auch die Unbekannte sich dort zur Linken wendet, wie ich fürchten muß, ich reite unter jeder Bedingung rechts ab und schlage durch verdoppelte Eile meinen Fehler wieder wett; Jetzt also gilt es die kurze Frist benutzen. Wenn es mir auf dem See nicht gelingt, die Fäden für eine zukünftige Bekanntschaft anzuspinnen so ziehe ich ab wie der Marder vom Taubenschlag und Achaz lacht mich tapfer aus. Doch geschehe was da wolle, Herrendienst geht vor Frauendienst, und ein Calatin thut immer seine Schuldigkeit. Ich wende unweigerlich die Zügel rechts.« — Der gute Vorsatz, welchen er gefaßt, tröstete den Junker über die Vorwürfe, welche sein Gewissen ihm machte. Er dachte wohl im

Augenblick nicht daran, daß der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert ist. Vielleicht wäre es ihm später noch beigefallen, wenn seine Gedanken nicht eine andere Richtung bekommen hätten.

Die Fremde erschien mit ihrer Begleitung. Sie kam dem jungen Abenteurer noch viel reizender vor als am vorigen Tag. Ihre blauen Augen blitzten hinter, den dunkeln langen Wimpern gleich westindischen Saphiren; die dichten Brauen, hochgewölbt und lang gespannt über den gefährlichen Lichtern, trugen Farbe und Glanz des Ebenholzes; so auch das Haar, ein prachtvoll kostbarer Rahmen für das lilienweiße Antlitz, auf dessen Wangen ein rosiger Schmelz ruhte. Die feine Haut, durch welche bläulich das feine Geäder schimmerte; das schmale Eirund des Gesichts, aus welchem leichtgebogen die Nase stolz hervortrat; der kleine Mund mit den vollen kirschrothen Lippen, deren kühn geschwungene Zeichnung vom Bogen des Liebesgottes entlehnt schien — alle diese Einzelheiten vollendeten das fremdländische Gepräge seiner anmuthigen Erscheinung, welche für den kaum flügge gewordenen Cavalier nur um so gefährlicher seyn mußte, als sie die Sonnenhöhe der Jugend bereits hinter sich hatte.

Ein Mann würde das Alter der schönen Französin höflicher Weise auf sechsundzwanzig, ein junges Weib auf dreißig Jahre geschätzt haben, während ältliche Jungfrauen schwerlich von dreiunddreißig herunter

gegangen wären; aber das blutjunge Herrlein dachte eher an alles andere, als an Zählen und Rechnen. Mit ehrerbietigem Gruße trat Gottfried der fremden Edelfrau entgegen, um ihr in französischer Sprache seine guten Dienste anzubieten, da er so glücklich seyn werde, in ihrem Gefolge über den See zu fahren.

Der Junker hatte kurz zuvor seinem Achz gesagt, daß die Laute der heimischen Sprache auf fremder Erde einen Schlüssel zum Herzen vorstellten. An dem Diener der Unbekannten war das Sprichwort zu Schanden geworden; bei der Gebieterin schien es sich besser zu bewähren. Als sie den süßbekannten Ton vom Strande der Seine vernahm, lächelte sie mit der ganzen Holdseligkeit des Sommermorgens, der sich eben im See spiegelte und ringsum die Berge mit glänzendem Schimmer übergoß. Freundlich gab sie zur Antwort: »Euer gütiges Anerbieten, mein Herr, erfüllt mich mit reiner Freude, die von jeglichem Schatten der Selbstsucht ungetrübt bleibt. Ich bedarf keines Ritterdienstes, wohl aber wird mir die Gesellschaft eines so höflichen Edelmannes auf dem See überaus angenehm seyn.« — »Wenn nur der Traunsee sich bis Salzburg erstreckte!« rief Gottfried halb unwillkürlich aus. »Ihr reist also nach Salzburg?« fragte die« Unbekannte in einem Tone, der eben kein Mißvergnügen kundgab.

Der Junker ärgerte sich über seine vorschnelle Zunge; aber das Wort war gesprochen und ließ sich nicht

zurückrufen. »Auch mein Weg geht nach Salzburg,« fügte die Französin halblaut hinzu, indem sie den Blick zum Saume ihres Gewandes hinabgleiten ließ. — Wort und Geberde erfüllten den jungen Hörer mit freudiger Zuversicht, zugleich aber war er abermals verdrießlich über die eigene Voreiligkeit. Welche treffliche Gelegenheit hatte er versäumt, sich den Anschein zu geben, als ändere er der Dame zu Gefallen seines Weges Richtung!

Vom Strande herauf rief einer der Schiffknechte: »Macht, daß Ihr vorankommt! Auf dem Wasser plauscht es sich so gut wie hier, und wir versäumen nicht das saubere Wetter.« — »Dein Tag wird dir reichlich bezahlt,« versetzte der Junker, »und das Wetter bleibt heute schön.« — »Verlaßt Euch darauf,« spottete der Schiffmann, und setzte dann ernsthaft hinzu: »Gestern Abend hat der untere Wind nicht geblasen, heute in der Früh bleibt der Oberwind daheim. Das bedeutet allemal wildes Wetter.«

Der Schiffwirth, welcher inzwischen herbeigekommen, um seinen Gästen das Geleit zum Strande zu geben, bestätigte die Aussage des Schiffers. »Wenn es,« sagte er, »früh Morgens nicht aus vollen Backen vom Schönberg herunterbläst und Abends nicht der Lambacher Wind herausfährt, so brauen die Truden in der Viechtau irgend ein Unheil.«

Achaz kam mit den zwei Pferden. Die Gesellschaft

verfügte sich zur Fähre. Der Junker war der Frau und dem Kinde behilflich das Fahrzeug zu besteigen. Er richtete bei dieser Gelegenheit einige Worte an die Kleine; sie lächelte ihm mit unschuldiger Freundlichkeit zu, blieb aber den Bescheid auf die Frage schuldig, ob sie nicht etwa das Wasser scheue? »Entschuldigt sie, mein Herr,« sagte die Fremde; »sie muß erst französisch lernen und versteht auch nicht die Sprache des Landes hier.« — »Ei, woher kommt Ihr denn mit dem lieben Püppchen?« platzte der Junker unbedachtsam heraus. — Ein strenger Blick war der Unbekannten einzige Antwort. Beschämt biß der Junker sich auf die Zunge. Schon wieder hatte er sein günstiges Spiel verdorben, und mußte nun gut machen, statt voranzustreben. »Verdammt Vorwitz!« schalt er in seinen Gedanken »Aber ich will kein gesatteltes Pferd mehr besteigen, wenn ich auch nur eine unbescheidene Frage an die Französin richte, bevor ich beim Abschied in Salzburg zu ihr sagen darf: Habe ich nicht einige kleine Ansprüche erworben? Darf ich nicht den Namen derjenigen erfahren, deren holdes Bild unsterblich in meiner Seele fortleben wird?«

Die Unbekannte nahm mit dem Kinde und der Zofe Platz im Wagen. Der Diener gesellte sich zu seinem neuen Bekannten vom vorigen Abend Gottfried trat an den Schlag, um ein Gespräch anzuknüpfen, bei dem er, seinem Vorhaben getreu, jeglichen Schein zudringlicher Neugier mit verdoppelter Behutsamkeit vermied. Die

Fähre füllte sich mit Leuten, welche die Gelegenheit ergriffen, auf Kosten der Fremden nach Ebensee zu fahren. — »Angetaucht!« ertönte des Schiffmanns Stimme. — Das schwerfällige Fahrzeug setzte sich in Bewegung, verließ den Hafen und plätscherte langsam über die glatte Fläche hin.

4.

Der See war zur Stunde nur von wenigen Schiffen befahren, deren geringe Anzahl sich auf der weiten Fläche verlor, ohne die Eintönigkeit des ruhigen Spiegels in höherem Maße zu unterbrechen, als etwa hie und da ein Schwarm spitzschnabliher »Durkerl« oder ein Flug Wildenten. Die Nachen der Fischer ruhten in den Buchten. Die Netze, langen Schleiern gleich über Weidenbüsche gebreitet, trockneten im Sonnenschein, von Farbe grau, weißlich oder auch blank wie Schnee, je nachdem sie noch neu waren oder schon seit längerer Zeit den Wechsel der feuchten Wellen und der bleichenden Luft an sich erfahren hatten. Das Schifflin, worin die Edelfrau von Ort mit ihren zwei Kindern in schräger Richtung gegen die südliche Flanke des Traunsteins hinausfuhr, befand sich allein auf jenem Theil des Wassers; weit und breit ließ kein anderes sich blicken.

Dieses Fahrzeug, das, von dem rüstigen Leitner-Xaver gerudert, leicht und schnell dahin schoß, war eine sogenannte Platte, einer von den landesüblichen Fahrkähnen, wie sie noch heutzutage beschaffen sind. Die Platte geht nicht auf einem Kiel; ihr flacher Boden, von welchem sie vermuthlich den Namen führt, zieht sich von dem abgestumpften, breiten Hintertheil allmählig

schmäler und schmäler nach dem leicht aufgebogenen Schnabel van gleichfalls stumpfer Form. Sie führt eine ziemlich kurze Segelstange, woran aber nur ausnahmsweise ein Tuch sich bläht. Vom Hintertheil senkt sich kein Steuer in die Fluth; die Stelle desselben muß das »Kehrruder« vertreten, das für Richtung und Weiterbeförderung zugleich zu sorgen hat, und bei stürmischem Wetter nur sehr mangelhaft das Steuer ersetzt, besonders wenn keine andern Ruder mitarbeiten. — Die unvollkommene Bauart der Plätten hat seit Menschengedenken schon zahllosen Opfern das Leben gekostet, ohne daß die Schiffleute begriffen hätten, um wie viel sicherer sie auf einem Kiel und mit einem regelrechten Steuerruder fahren würden. Und dennoch ist die Platte noch ein wahres Meerschiff im Vergleich zum Einbaum oder »Einbäuml,« dem ursprünglichsten aller Nachen, der lang und schmal an seinem flachen Boden ein nach innen zu eingedrücktes Bord führt und just wahrhaft entsetzlicher Leichtigkeit umschlägt, sobald die Wogen ihn in der Flanke packen.

Judith hatte beim Einsteigen gesagt, sie würde dem Leitner Aufträge für ihren Gemahl geben. Das war eine von den vielen kleinen Lügen, deren sie sich schuldig machen mußte. Die Beschämung welche sie über dergleichen vor sich selber empfand, opferte sie in ihren Gedanken der schmerzhaften Mutter Gottes, wie sie von ihrem Beichtvater angewiesen, worden. Sie sprach mit

ihren Kindern in liebeichem Eifer von jenen höheren Dingen, welche sie den noch weichen Seelen als unvertilgbare Ueberzeugung einzuprägen ohne Unterlaß bemüht war. Xaver hörte andächtig zu. Zu sagen und zu fragen hatte er nichts; die geheimen Verabredungen mit der gnädigen Frau waren ohnehin schon in der besten Ordnung. Auch hatte er zu müßigen Redensarten keine Muße, mußte er doch ganz allein »tauchen« und »kehren,« und selbst für den breitschultrigen Mann mit den schnellkräftigen Gliedmaßen war es keine geringe Aufgabe, mit außerordentlicher Schnelligkeit nach der Korbachmühle zu rudern, bis wohin von Ort die Strecke nahezu anderthalb Stunden beträgt.

Allmählig fand sich die Arbeit noch erschwert. Die Hitze stieg und ward zu drückender Schwüle. Der Ruderer hätte viel fürs ein erfrischendes Lüftchen gegeben, und dennoch wünschte er es nicht herbei, sondern wendete vielmehr von Zeit zu Zeit die schweißtriefende Stirne nach der rechten Seite hin, um zu schauen, ob die Fläche des Wassers nicht etwa sich kräusle. Noch blieb sie unbewegt und spiegelglatt, aber der Blick, welcher forschend vom Wasser sich zu den Spitzen des Kronabitsattels emporhob, drückte lebhaft Besorgnisse aus. Nicht ohne, guten Grund. Der Himmel über dem Höllengebirge nahm eine bleigraue Färbung an, welche den erfahrenen Schiffer anspornte, trotz der ermattenden Schwüle, oder vielmehr gerade um dieser

Schwüle halber seine Auftreibungen zu verdoppeln.

Auf der Höhe von Mitterdorf kreuzte die Platte den Weg einer großen Fähre, an welcher viele Leute, ein paar Rosse, und eine Kutsche zu erblicken waren. Der Wagen zog vor allen die Aufmerksamkeit Guidobalds und seiner Schwester an. Mit jubelndem Gelächter begrüßten sie den seltenen Anblick schon von weitem. Während der Annäherung wuchs ihr Vergnügen bei jedem Ruderstreich, der ihnen das Wunder deutlicher zu sehen gestattete. Judith ließ sie ungestört gewähren.

»Aber schau, Everl,« rief der Knabe mit einem mal, »die Rösser sind ja alle beide gesattelt. Wo ist denn da der Handige?« — Mit altkluger Miene versetzte die Schwester. »Wie dumm, Baldi! Siehst du denn nicht, daß sie aufgeschirrt sind wie des Herrn Vaters und des Groß-Herrn-Vaters Schlachtpferde? Die Rösser kommen an keine Deichsel.« — »Du hast Recht,« sagte das Junkerlein; »jetzt sehe ich erst die Zügel mit dem Stangengebiß, die Mantelsäcke auf dem Kreuz, Pistolenhalter und Carabiner am Sattelbogen. Für die Kutsche muß der Postmeister das Gespann hergeben.« — »Ach, das liebe Dirndl!« unterbrach ihn Eva, welche jetzt das kleine Mädchen bemerkte; »wenn wir doch ein bisschen mit ihm spielen dürften!«

Der kindische Wunsch fand keine Berücksichtigung. Judith begnügte sich, im Vorüberfahren einen Gruß mit den fremden Herrschaften zu wechseln, der freundlich

geboten und verbindlich erwiedert ward. Das kleine Mädchen in der Kutsche streckte verlangend; die Aermchen nach den Kindern aus und wäre schier kopfüber herausgefallen, wenn die Zofe es nicht festgehalten. Xaver rief den Schiffleuten zu: »Schleunt euch, Männer, und legt euch zu Traunkirchen unter den Wind. Die Trude sieht schon am Blasbalg in der Viechtau.« — »Schon recht, Leitnermann,« antwortete der Zillenführer; »wir haben keine Lust, den Aalruppen in die Suppe zu fallen. Die Plätte schoß vorüber.

»Gibts denn wildes Wetter?« fragte Judith nicht ohne Besorgniß. — »Wir haben nichts mehr zu fürchten,« beschied Xaver; »aus dem Größten sind wir heraus. Aber fürs die Fahrzille kann's noch scheu ausschauen. Wo wir landen mögen, kann sie nicht zu. Wenn sie zu rechter Zeit Traunkirchen erreicht, so muß sie halt liegen bleiben, bis das Unwetter vorüber, ehe sie sich zum Siegesbach hinwagt.«

Er - schwieg um seinen Athem nicht der dringlichen Arbeit zu entziehen. Bald hatte die Plätte das schwerfällige Fahrzeug weit hinter sich gelassen und in kurzer Frist darauf war der stille Erdenwinkel erreicht, wo unter dem Hochkogel am östlichen Ufer des obern Sees, Traunkirchen schräg gegenüber, die Korbachmühle steht. Die steilen Berge, von welchen der Bach herunterschießt, gönnen dort einer Thalschlucht Raum, gerade groß genug für Gehöft und Wiese des Müllers,

dessen Vorgänger schon vor undenklichen Zeiten durch den unversiegbaren Wasserstrahl, in seinem steilen Falle nie vom Frost gebändigt, zur Ansiedelung in die entlegene Einsamkeit gelockt worden.

Am Gestade lag die Platte des rothen Schiffmanns von Stein. Auf dem Ufer standen schon harrend die Joidl-Mierzl mit dem Kinde, der kleine Loysl, der Müller, der Hiesl und ein junger Mann in halb ländlicher, halb städtischer Tracht, ungefähr wie ein herrschaftlicher Schreiber oder wie ein Kaufmann aus einer kleinen Landstadt anzuschauen, aber nur ungefähr; die bleiche Stubenfarbe der Wangen paßte nicht zu dem rührigen Gewerbe des Handelsmanns, während der tiefe und doch so milde Ernst auf den feinen Zügen nicht dem Gepräge des (damaligen) Schreibervolks entsprach, das entweder eine grenzenlose Leichtfertigkeit zur Schau trug, oder sich in jener wilden Leidenschaftlichkeit gefiel, welche überhaupt ein Kennzeichen der Zeit bildete.

Noch bevor der Leitner das Gestades erreichte, rief er den Harrenden zu: »Nur gleich eingestiegen! Wir haben's g'nöthig.« Mit einem Blick auf den klaren Himmel und, den glatten See brummte der Müller: »Was hat denn der zu zappeln? Wir mögen uns schon Zeit lassen.« — »Der Xaveri kennt sich aus, Müller-toni,« sagte Hiesl; »auch können wir hier vor dem Sonnenstein nicht ausnehmen, was er draußen auf dem Weitsee gesehen haben mag. Hier spürt einer das Wetter nicht eher, als bis es ihm auf

der Nase sitzt wie eine Brille.«

Die Harrenden bestiegen ohne Verzug den Nachen. Xaver gönnte sich gerade nur die Zeit, dem jungen Städter mit den ernstmilden Zügen die Hand zu küssen, bevor er wieder zum Ruder griff. Die zwei andern Männer säumten nicht ihm zu helfen, während die Edelfrau und ihre Kinder dem Fremden dieselbe Ehrenbezeugung erwiesen, welche ihm von Seiten Xavers zu Theil geworden; und die er wie einen schuldigen Zoll entgegen nahm, worauf er mit einem leutseligen Blick auf die Kinder sprach: »Der kleine Junker und das Fräulein haben sich also dergestalt brav aufgeführt, daß die gnädige Frau sie für würdig erachtet der hohen Gnade theilhaftig zu werden, dem heiligen Meßopfer beizuwohnen?« — »Der hochwürdige Herr Pentenrieder wird mit allen beiden nicht unzufrieden seyn,« entgegnete Judith; »sie haben fleißig gelernt, sie wissen die Zunge zu hüten; ich verbürge mich für sie.« — »Die Bürgschaft der gnädigen Frau genügt auf alle Weise,« sagte der verkleidete Geistliche. Zu den erstaunten Kindern gewendet, fügte er nach einer Weile hinzu: »Zart an Jahren und früh geprüft, werdet ihr eingeführt in die Geheimnisse der verfolgten Kirche. Inmitten der Erbländer des allerdurchlauchtigsten Erzhauses Habsburg müssen in diesen Tagen der Trübsal rechtgläubige Christen sich verbergen, wie einst vor den Verfolgungen der blinden Heiden, als in Rom ein blutiger

Nero wüthete. Viele hundert Gotteshäuser, welche die frommen Vorfahren für die Andacht gläubiger Christen erbaut, werden jetzt durch ketzerische Lästerungen tagtäglich entweiht. Im ganzen Erzherzogthum ob der Enns gibt es nur wenige Kirchen und Kapellen, worin wahrer Gottesdienst gehalten wird, und diese wenigen sind von Kundschaftern gehütet, welche eurer Mutter wie euch selbst nicht gestatten die Schwelle zu überschreiten. Doch seydt getrost, lieben Kinder, die Tage der Bedrängniß werden vorübergehen. Das Licht jetzt scheu verborgen, wird alles Oesterreicher Land mit seinem Glanz erfüllen. Auch sollt ihr in der Zwischenzeit nicht ganz und gar der Tröstungen verlustig gehen, welche die Mutter Kirche zu jeder Zeit den Ihren spendet, im Glück, damit sie die Gnade nicht verscherzen, im Mißgeschick, damit sie unverzagt ausdauern. Für die Tage der Heimsuchung aber sind vorzugsweise wir da, wir die Soldaten der streitenden Kirche.«

Die Platte legte an. Sie war nur eine kurze Strecke gefahren, um den Einschnitt zu erreichen, welcher dem Röthelbach zur Rinne dient. Die Ankömmlinge stiegen aus. Das Fahrzeug wurde zur größeren Hälfte auf den schmalen Uferrand am Fuße des steilen Abhangs gezogen und dort mit der größten Sorgfalt festgemacht. Der Leitner nahm sein Kind aus dem Arm der Dirne und ging den andern voran auf beschwerlichem Felsenpfad. — Die Sonne, obschon sie erst schrägen Strahls hier die Felsen

streifte, brannte doch schon heiß auf den silbergrauen Kalkstein, von welchem ihre sengende Glut in glühender Widerhitze abprallte. Noch regte sich kein Lüftchen. Der Weg war steil, schmal, kaum gangbar für Hirten und Geißen; aber Sonnenbrand, Gewitterschwüle und die Gefahr des pfadlosen Weges an den unwirthlichen Felsenwänden blieben unbeachtet von dem kleinen Häuflein. Die zarte und verwöhnte Edelfrau sogar kletterte so leicht und rüstig empor, als wäre sie etwa ein barfüßiges Hirtenkind, im Alpenland aufgewachsen.

Der Pfad an der felsigen Flanke des Röthelsteins, auf welchem der Vater mit dem Kindlein im Arm so keck und sicher einherschritt, war nicht nur rauh und gefährlich, sondern auch seltsam gewunden. In einer gewissen Höhe zog er sich links einwärts über die schräge Abdachung, die, einer ungeheuern Steinplatte nicht unähnlich, an der Vertiefung des Einschnittes hinlief. Zur rechten Seite toste der wilde Bach, dessen Wellen nach einem Regenguß die Farbe des rothen Gesteins an seinem Ursprung zu tragen pflegen. Vom Grat der Abdachung ging es durch eine enge Schlucht, erst aufwärts, dann wieder steil abwärts über loses Geröll und endlich ins den dunkeln Eingang einer Höhle, welcher, hinter Gesträuch verborgen, dem Auge eines Fremden nur wie eine gewöhnliche Felsenspalte erscheinen mußte. Vor dem Eingange zündete Xaver eine Buchel an, — die landesübliche Fackel aus schmalen Spänen, — und

nachdem er voranleuchtend abermals eine Strecke über Geröll hinabgestiegen war, erreichte er mit seinen Begleitern die Röthelsteinhöhle, das verschwiegene Wunder in des Felsgebirges rauhem Schooße.

Die Höhle wölbt sich wie eine gothische Kapelle, seltsam gezackt, eigenthümlich und, wenigstens für das menschliche Auge, regellos. Von der Höhe der Kuppel dringt durch eine gekrümmte Spalte das Licht des Tages herein, zu leichter Dämmerung gemildert, und um sich überraschend genug in einem gleichmäßig glatten Fußboden, von welchem im ersten Augenblick der erstaunte Beschauer nicht weiß, wofür er ihn halten soll. Ist es eine Platte von gebohtem Ahorn, von glatt geschliffenem Marmor oder von Erz, welche, so glatt und blank in mattem Schimmer zu seinen-Füßen sich ausbreitet? Nicht aus Marbelstein und nicht aus Metall oder Holz besteht der Boden, und keine Menschenhände haben ihn geglättet; ihn bildet die Oberfläche eines stillen Wassers von unermeßlicher Tiefe, immerdar klar und hell, genährt von Zuflüssen, die keine Seele kennt, und zweifelsohne Quellen speisend, deren Ursprung niemand ahnt, wenn sie vielleicht auch oberhalb des Seespiegels sprudeln.

Die Männer zogen aus einer Felsenspalte einen winzigen Kahn, aus dünnen Brettchen gezimmert, gerade groß genug, zwei Personen über das Wasser zu tragen, dessen andere Seite mit ein paar spielenden Schlägen des

kleinen Ruders leicht erreicht war. Die Ankömmlinge setzten nach und nach über. Wer jenseits angekommen, schob den Harrenden das Fahrzeug mit einem Rucke wieder zu.

Drüben betraten sie einen Gang, kaum breit genug für einen starkgliederigen Mann. Der Gang führte zu einer kleinen Höhlung, die, ungefähr fünf bis sechs Schritte im Durchmesser haltend, zu einer Kapelle eingerichtet war. In der Ecke stand ein Altar, aus Steinen roh gefügt, mit einem geschnitzten Bilde der Mutter Gottes zwischen zwei hölzernen Armleuchtern, deren Wachskerzen Xaver anzündete, während Pentenrieder aus einer Truhe in der andern Ecke Altartuch, Meßgewand und geweihte Geräte holte. Alle diese Dinge bestanden aus den einfachsten Stoffen, und ihr irdischer Werth schien nicht im Stande auch den verhärtetsten Bösewicht in Versuchung zu führen, insofern er nicht etwa Kirchenraub für ein verdienstliches Werk hielt. In dieser geheimnißvollen Kapelle war unlängst Judith von Hofmann in den Schooß der Kirche zurückgekehrt, deren Glauben ihre Vorfahren abgeschworen, deren Bekenner ihr Gemahl und ihr Schwiegervater verfolgten. Auch der Löffelschnitzer war nicht zum erstenmal hier, und dießmal mit dem neugeborenen Mägdlein gekommen, weil die edle Frau verheißen hatte, dasselbe gemeinsam mit Guidobald und Eva aus der Taufe zu heben.

Der Priester begann mit der heiligen Handlung des

Meßopfers. In Andacht versunken und betäubt von des Weihrauchs würzigen Düften, vergaß die unglückliche Judith für Augenblicke der schweren Beängstigungen in ihrem Gewissen, denen sie aus mütterlicher Liebe sich unterzog, um ein Daseyn der Verstellung und gleißnerischen Falschheit mühselig hinzuschleppen. Die Arme wußte nicht oder verblendete sich selbst darüber, daß die Kinder, zur Verleugnung der Wahrheit durch Beispiel und Ermahnung aufgezogen, eines schönen Morgens mit vergifteten Herzen voll Lug und-Trug erwachen konnten, und dennoch derjenigen Güter bar, für deren angestrebten Gewinn ihrer Seelen Reinigkeit dahingegeben worden. Wer das Böse um des Guten willen thut der verkauft sich nur allzuoft dem Erzfeind für faule Äpfel und taube Nüsse.

5.

Die kleine Gemeinde des Vaters Pentenrieder hatte wohl bereits den größten Theil ihrer mühseligen Wanderung an des Röthelsteins rauhem Abhang zurückgelegt, bevor die schwerbeladene Fähre bei Traunkirchen anlangte. Der genannte Ort ruht an dem letzten Ausläufer eines Bergrückens, welcher sich weit in den See vorschiebt und diesen gleichsam in zwei Abtheilungen scheidet. An der Nordseite des Ausläufers, gegen Gmunden gekehrt, spiegeln sich im Wasser langgestreckt die Gebäude des ehemaligen Klosters, das in den Tagen, von welchen hier die Rede ist, noch von Benedictinernonnen bewohnt war, von denen es dann — ungefähr ein Dutzend Jahre später — die hochwürdigen Patres Jesuiten erbten und anderthalb Jahrhunderte hindurch behielten, bis die große Kaiserin Maria Theresia die Güter des Ordens (1778) einzog. An die Mittagsseite der hügeligen Landzunge lehnt sich die Hauptmasse des Dorfes Traunkirchen. Zwischen dem Kloster und dem Dorf steht im See ein mächtiger Felsblock, in lustiges Grün gekleidet und mit einem Kirchlein gekrönt, das vom h. Johannes benannt ist. Hinter Traunkirchen schweift sich das westliche Ufer nochmals zu einer geräumigen Bucht aus, deren Bogen im Süden der keck und steil vorgeschobene Kegel des

Sonnensteins schließt, ein Pfeiler, hinter welchem das oberste Stück des Wasserspiegels sich schmal und länglich bis zur Einmündung der Traun hinzieht, auf beiden Seiten von steilen Abhängen eingefast, die nicht einmal den Raum für einen Fußpfad frei lassen.

Als die Fahrzille unter dem Johanniskirchlein hinruderte, waren Luft und Wasser noch vollkommen ruhig, so daß die Schiffer gar nicht mehr daran dachten, sich vor dem erwarteten Unwetter zu bergen, wie sie nach Xavers Warnung zu thun im Sinn gehabt. Waren sie doch glücklich der Gefahr entronnen, auf dem Weitsee vom Viechtauer Wind überrascht zu werden, der nur allzuoft von den Flanken des Höllengebirgs urplötzlich niederfahrend die Schiffe an den unwirthlichen Rippen des östlichen Gestades zerschellt. Für das unbeholfene schwere Fahrzeug war freilich die Gefahr noch nicht vorüber; der Sturm aus Westen, welcher für die Leute am See zunächst aus dem Thale der Viechtau herabkommt und davon den Namen führt, wüthet mit kaum geringerer Gewalt auch zwischen Traunkirchen und dem Sonnenstein, wo er aus den Schluchten des Siegesbachs gleichsam wie durch das Rohr eines Blasebalgs niederfährt; dort aber beträgt die Strecke bis zu dem bergenden Schirm des Sonnensteins noch keine fünfzehnhundert Mannsschritte.

»Horch!« sagte ein alter Mann von Gmunden, »sie läutert zum Amt in der Klosterkirche. Wir kommen

gerade recht.« — »Nichts da, papistischer Betbruder!« riefen die andern; »wir wollen nicht die Zeit mit dem Zukehren verlieren. Fahr' zu, Schiffmann! Das Wetter hält noch aus.« — »Ich brauche eure Ermahnung nicht,« antwortete der Schiffmann grob; »wenn der Kufen-Wastl nach Traunkirchen begehrt, so soll er sich eine Platte herrufen. Wir müssen machen, daß wir trocken zur Langbath kommen. Auch haben wir ja einen wälschen Spitzbuben bei uns, der sicher und gewiß kein Wasser zu fürchten braucht. Was dem Galgen bestimmt ist, ersüft nicht, und ein solcher Dieb auf dem Schiff ist ein Stück Passauer Kunst gegen Wind und Wellen.« — Lautes Gelächter belohnte den rohen Spaß.

Die Fremden achteten der Lustigkeit des Volks so wenig, als sie an irgend eine Gefahr dachten. Sie hatten viel zu viel mit sich selber zu schaffen, um aus das Gespräch der Umgebung zu hören, insofern sie es etwa auch verstehen konnten. — Junker Gottfried — wie der junge Herr auf der Reife von seinem Knecht sich nennen ließ — fand allen möglichen Grund, die beste Zuversicht zu hegen. Sein Benehmen hatte an Unbefangenheit und Sicherheit gewonnen, seit er seine Vorsätze sich in klaren Umrissen vorgezeichnet. Er wußte, daß er wenigstens bis Salzburg die Dame begleiten konnte; seinen Wunsch, ihren Namen zu erfahren, durfte er dort als die Bitte um verdienten Ritterdank mit einem Anschein von Recht vorbringen, und bis dahin hatte er nicht nöthig auf

Umwegen diesem Ziel zuzustreben, so daß er es um so leichter fand, das Versprechen vorsichtiger Bescheidenheit zu halten, welches er sich selber gegeben.

Die Fremde ihrerseits wurde in dem Maße zutraulicher, in welchem die natürliche Unbefangenheit ihres jugendlichen Begleiters sich befestigte. Sie plauderte mit sichtlichem Behagen, das sich froh und frei entfaltete, sobald der Punkt gefunden war, wo die beiderseitigen Gedanken auf fremdem Gebiet sich begegnen konnten. Als diesen unverfänglichen Tummelplatz hatte sich ziemlich bald die ferne Hauptstadt des Königs von Frankreich ergeben. Nachdem der Junker von seinem Aufenthalt in Paris berichtet und hinzugefügt, daß er von München aus noch einmal dorthin zurückzukehren denke, hatte die schöne Frau so bedeutsam gelächelt, als freue sie sich darüber.

In diesem Lächeln lag für den bezauberten Knaben eine süße Verheißung, und er mußte alle Besonnenheit aufbieten, um in seiner stillen Freude nicht wiederum einer Uebereilung zu verfallen; doch so oft auch die Versuchung ihn beschlich, die Klugheit behauptete stets siegreich das Feld. Er sprach, ohne zu fragen, er hörte, ohne seinen Folgerungen Worte zu leihen, die etwa wie mittelbare Erkundigungen aussehen konnten.

Indem die beiden von der Stadt Paris, vom Hofe, vom guten und ritterlichen König Heinrich und von seinen zärtlichen Abenteuern sprachen, hatten sie wohl alle

Ursache, sich um das Geschrei des Schiffsvolks nicht zu bekümmern. Eben so wenig schienen sie die großartigen Reize der Gegend zu beachten, welche von allen Seiten sie zur Bewunderung einluden. Das steile Felsenufer zu ihrer Linken, die bewaldeten Höhen hinter dem buchtenreichen Gestade zu ihrer Rechten waren für sie nicht vorhanden, und gleich dem alltäglichen Schauspiel betrachteten sie die Wunder der Felsenwelt, deren Kreis bei Traunkirchen die Ankommenden in feierlicher Erhabenheit begrüßte. Vielleicht hätten sie aber auch ohne die Zerstreuung durch das angelegentlich lebhaftes Gespräch diesen Herrlichkeiten keine sonderliche Theilnahme geschenkt; der künstlerische Blick für Landschaften gehörte in jenen Tagen noch nicht zu den allgemeinen Errungenschaften gesellschaftlicher Bildung.

»Wie kommt es doch, mein Herr,« fragte die Französin mit einer ganz plötzlichen Wendung im Gespräche, »daß Ihr den Weg nach Salzburg über den See gewählt, statt aus der großen Heerstraße zu bleiben?« — »Ich könnte die gleiche Frage an Euch richten,« war die Antwort, »wenn ich mir nicht zugeschworen hätte, mich nicht in Eure Geheimnisse einzudrängen.« — »Ihr macht also aus Euern Beweggründen ein Geheimniß?« — »Muß denn alles, was ich nicht sage, für Euch Geheimniß seyn?«

Ein rother Schimmer überzog flüchtig die Wangen der Unbekannten. Nicht ganz ohne Befangenheit fiel sie

rasch ein: »Mein Grund zu dem Umwege ist wichtig genug. Ich habe im Namen einer kranken Freundin ein Gelöbniß zu vollziehen. An einem See, neben welchem die Straße vorüberzieht, steht die Kapelle des heiligen Wolfgang am Falkenstein in der Obhut eines Klosters. Dort soll ich dem Heiligen eine Wachskerze, ein silbernes Herz und eine Summe Geldes auf den Altar legen, so wie im Namen meiner Freundin die Andacht verrichten.« — »Ich werde mich dem frommen Werke anschließen,« sagte Gottfried. — »Ich ersehe mit Freuden aus diesen Worten,« hob die Dame wieder an, »daß Ihr von der Seuche dieser schlimmen Zeit voll gottloser Abtrünnigkeit unberührt geblieben.« — »Wenn Ihr mich einen Genesenen nennt,« fiel ihr der Junker in die Rede, »so werdet Ihr der Wahrheit noch näher kommen.« — »Um so größer Euer Verdienst, daß Ihr Euch gerettet habt.« — »Der Abfall war nicht meine Schuld, und meine Rückkehr ist das Verdienst desjenigen, der mir die geblendeten Augen zu öffnen verstand. Ich habe mich nicht gerettet, ich bin gerettet worden.« — »Auch die Demuth ist eine christliche Tugend,« bemerkte die Französin.

Die Unhaltung erfuhr hier eine plötzliche Störung. Seit einigen Augenblicken hatte das Fahrzeug begonnen in eine seltsam schaukelnde Bewegung zu gerathen. Das kleine Mädchen stieß einen Schrei des Entsetzens aus, in welchen die Zofe einstimmte. Aufmerksam

umherblickend nahm Gottfried eine vollständige Umgestaltung der Umgebung wahr. Die Sonne, kaum noch so klar, hatte einen dunstigen Schleier vor ihr leuchtendes Antlitz gezogen und die glatte, blanke Fläche des Wassers sich aus dem Spiegel, den sie eben noch vorgestellt, in ein Getümmel von schlagenden, brausenden Wogen verwandelt, die in wüstem Jagen übereinander herstürzten, gleich wilden Rossen, die ein toller Lenker peitscht, statt die Zügel anzuziehen. — Der Westwind, unversehens entfesselt, stürzte sich in maßlosem Grimm aus den See nieder, die Fähre in dem Augenblicke packend, in welchem sie ungefähr die Hälfte Weges zwischen der gesicherten Bucht von Traunkirchen und der schirmenden Wand des Sonnensteins zurückgelegt hatte.

Das Zetern des Kindes und der Dienerin wuchs — in dem Maße, als es vom Geschrei der Mitfahrenden und des Schiffsvolkes übertäubt wurde. Das kleine Mädchen streckte flehend die Händchen aus, in ganz anderer Absicht, als eine Stunde zuvor nach den zwei Kindern, und dießmal nicht so vergebens. Der Junker hob es vom Wagen herab, behielt es auf dem Arm und redete ihm freundlich zu, indem er liebkosend seine Wangen streichelte. Die Worte verstand das Mädchen zwar nicht, wohl aber den Ton. Es schwieg, es lächelte, dann schlang es beide Arme um den Nacken seines Beschützers und barg das Antlitz mit geschlossenen Augen an seiner

Brust, ohne weiter ein Zeichen von Furcht zu geben. Die fremde Dame warf einen Blick voll inniger Rührung auf die Gruppe, doch sprach sie kein Wort. Der Ernst des Augenblicks mochte ihre Zunge fesseln; denn wenn auch ihrer Wangen unveränderte Farbe bezeugte, daß keine feige Furcht ihr stolzes Herz meisterte, so konnte sie doch dem Bewußtseyn dringender Gefahr sich nicht entziehen.

»Umkehren!« schrieen einige Stimmen vernehmlich aus dem allgemeinen Gezeter heraus. — Unschlüssig zögerten die Ruderer und blickten in wachsender Verzagtheit umher. Einige begannen laut zu beten. »Antauchen! fest antauchen!« brüllte der Schiffmann. »Hilf dir selber, wenn Gott dir helfen soll. Das Beten kommt hernach!« — »Warum sind wir nicht zugekehrt?« jammerte der Salzkufenwastl; »der Leitnermann hatte uns gerechten Rath gegeben. Jetzt ist es geschehen um unser junges Leben.«

Diese Rede im Munde des eisgrauen Männleins klang eigentlich überaus lächerlich, aber niemand dachte daran sie zu belachen. Die einen klammerten sich an den Wagen, die andern kauerten sich auf den Boden nieder, und fast alle begannen zu beten, während die Gewalt des Sturmes mit unerhörter Schnelligkeit zunahm und auf seinen Schwingen eine blaugraue Wetterwolke am Himmel einherzog.

»Taucht an, meine Buben!« ließ sich des Schiffers gewaltige Stimme vernehmen; »unverzagt gewinnt!« —

»Horch!« sagte der wimmernde Salzkufenwastl, und ein Schimmer von Zuversicht überflog dabei seine matten Züge, »horch! sie schlagen zu Traunkirchen an. Unsere Bedrängniß ist gesehen worden, die Hilfe wird nicht ausbleiben.« — »Schon recht,« brummte der Schiffer, »verlaßt ihr euch auf die Traunkirchner, bis ihr schwarz werdet! Bei mir aber heißt's: hilf dir selber! Ha, Buben, taucht an!«

Der Alte hatte sich nicht verhört. In Traunkirchen lautete die große Glocke Wassernoth. Die Bewohner des Dorfes liefen am Strande in hellem Haufen zusammen, und als sie die Fähre mit den vielen Menschen in so arger Vedrängniß erblickten, schrieen sie erbärmlich um Hilfe, die Männer nicht anders, wie junge Kinder und alte Weiber. Nicht Einer dachte daran, eine Platte loszuhängen und hinauszurudern. Sie wußten nämlich, was bald kommen würde. Im Augenblicke freilich wäre für beherzte und geschickte Schiffleute die Gefahr noch nicht allzugroß gewesen für kleine Fahrzeuge bot ja das jenseitige Gestade ganz leibliche Landungsplätze, während die Lenkbarkeit derselben dem Umschlagen leicht vorbeugte. Die unbehilflich schwere Fahrzille dagegen konnte viel eher in eine falsche Stellung gerathen und umschlagen, und nicht minder bei einem Landungsversuche unter dem Winde scheitern, so daß das Gestade bei der Kerbachmühle für sie kaum weniger gefährlich schien, als das freie Wasser selbst.

Noch hielt sich, so viel zu erkennen war, die Zille bei dem ungestümen Tanze auf den Wellen ziemlich stramm in halbschräger Richtung gegen den Wind. Bald aber war nichts mehr zu erkennen. Die heranziehenden Wolken verdunkelten in kurzer Frist den Tag zu finsterner Nacht, dann flammte ein Blitz von blendender Helle empor, dem unmittelbar der betäubende Donnerschlag folgte. — Von Entsetzen gepackt, flüchteten sich die Zuschauer vom Ufer in die Häuser. Das grimmige Wüthen, welches jetzt losbrach, bewies, daß die Schiffleute vollkommen Recht mit ihrer Vorsicht gehabt; mit vollem Fug hatte das Wetter schon bei seinem drohenden Nahen die erfahrenen Strandbewohner dergestalt mit Besorgnissen erfüllt, daß keiner von ihnen die Stimme der Barmherzigkeit in seiner Brust vernommen. Auch nicht bei einem einzigen hatte die Lockung des Eigennutzes ermuthigend gewirkt, obschon die armen Schelme allesammt recht gut die Kutsche aus der Fähre gesehen und leicht berechnen konnten, daß die fremden Reisenden ihres Lebens Rettung großmüthig belohnen würden. Jetzt, da Blitz und Donner begannen, gedachten die verzagten Gemüther vollends nur der eigenen Angst.

Bald nachdem die ersten Donnerschläge und ihr Wiederhall in den Felsen verrollt waren, rauschte ein dichter Platzregen in Strömen nieder, die Gewalt des Sturmes auf der empörten Fluth beschwichtigend.

Wenn die Fähre sich bis zu diesem Augenblick

gehalten, so war sie gerettet. Ob es geschehen, das zu erkennen wehrten die Dunkelheit und der Nebelschleier des Regens, welchen das flammende Licht der Blitze zwar häufig färbte, aber nicht erhellte.

6.

Die kleine Gemeinde im verschwiegenen Schooße des Röthelsteins hatte vom Aufruhr der Elemente auch nicht das geringste wahrgenommen. Die heulende Windsbraut, der mächtige Ton des Donners waren nicht zu ihrem Ohr gedrungen. — Als die Andächtigen wieder an's Tageslicht hervortraten, fühlten sie ein schier wunderbares Wohlbehagen, das sie im Anbeginn ganz allein den Nachwirkungen ihrer gehobenen Stimmung zuschrieben. Indessen konnte sich bei allen frommen Gedanken dennoch die eigentliche Ursache nicht auf die Dauer ihrer Aufmerksamkeit entziehen. Die Sonne schien so mild, linde Lüfte, gewürzt von erquicklichem Duft, fächelten so schmeichlerisch, an Blättern und Gräsern hingen so viele funkelnde Tropfen, daß die Wahrnehmung des Geschehenen sich mit Gewalt aufdrängen mußte.

»Ein Strichregen hat das durstige Land getränkt,« sagte Pentenrieder, »und zwar, wie es scheint, in ausgiebiger Weise.« — »Es wird schier ein wildes Wetter gewesen seyn,« bemerkte Xaver, rechts und links umherblickend; »aber die Gmundner Fähre mag immer noch zu rechter Zeit Traunkirchen erreicht haben.« — »Daß wolle Gott,« sprach der Müller-Toni dazu. »Aber wir bedürfen eines

Labsals nicht minder, als das durstige Land, und darauf habe ich gedacht.«

Mit diesen Worten kramte er die Waidtasche aus, die er mit sich getragen. Er brachte einen Krug Apfelmot, einen hölzernen Becher und ein stattliches Stück Brod zum Vorschein, zur stillen Freude der Erwachsenen und zum lauten Jubel der Kinder, die mit den Augen schon die Speise ganz und gar zu verschlingen Lust bezeigten, bevor nur ihr Antheil ihnen in die Hände und zwischen die Zähne kam.

»Das Bissel!« murmelte Guidobald, als er sein Stück erhalten, —« »Schäme dich, Baldi,« schalt die Mutter; »die Ungenügsamkeit ist ein Laster. — »Getrost, Junkerlein,« fiel ihr der Müller in die Rede, »drunten gibt's schon eine bessere Aufwartung. Der Lex macht Euch einen braven Griesschmarren, und ein bissel Milch gibt's auch noch bei mir in meiner Bubenwirthschaft. Wenn ich erst einmal ein Weib habe, wird's freilich besser bei mir ausschauen.« — »Bis wann will der Müller denn anfangen mit dem Heirathen?« fragte Xaver. — »Ich denke bis zum Kreuztag im September,« versetzte Toni. »Der Bader von Ebensee hat mir eine Wirthstochter in Sanct Agatha verrathen.« — »Kreuzerhöhung!« brummte der rothe Schiffmann vom Stein in den Bart; »ein gerechter Tag zum Heirathen. Da gibt einer dem Dinge doch gleich vom Anfang an seinen richtigen Namen.«

Der Geistliche erhob sich von dem Felsblock, worauf er Platz genommen. »Mein Weg ist der weiteste,« sagte er, »und es ist Zeit, daß ich aufbreche.« — »Geht denn der hochwürdige Herr nicht mit uns zur Mühle zurück?« fragte Judith verwundert. — »Mich ruft meine Pflicht in's Gebirge hinauf,« beschied Pentenrieder.

Die Männer schlugen voll Erstaunen die Hände zusammen. Xaver lieh dem gemeinsamen Gefühl den Ausdruck. — »Wohin denkt denn der Hochwürdige?« rief er aus. »Der Pfad dort hinauf ist höchstens für einen frischen Buben gemacht.« — »Ich bin eben auch so ein Wilderer,« lächelte der Pater; »freilich hole ich der Herrschaft keine Gemen weg, sondern mein Waidwerk ist die Seelenjagd, aber dazu braucht in dieser Zeit der Prüfung unsere heilige Mutter Kirche waidlich frische Buben. Von denen bin ich einer. B'hüt, Gott mitsammen.« Der Höhe zugewendet, ging der Geistliche rüstigen Schritts davon.

»Ein rarer Mann,« sprach der Müller-Tom vor sich hin. »Der sollte mit den andern hochwürdigen Vätern in Traunkirchen seyn; dann wäre uns besser geholfen als mit den geistlichen Jungfern und ihrem dicken bequemen Seelsorger.« — »Es ist noch nicht aller Tage Abend,« meinte Xaver, »und wir mögen es leicht erleben, daß die hochwürdigen Väter von der Gesellschaft Jesu den Platz einnehmen, den ihnen jetzt die Nonnen so ungeschickt versperren.«

Die Wanderer brachen auf. Bald hatten sie die Stelle erreicht, wo zwischen den schräg gestellten Felswänden die Aussicht auf den See sich öffnet, rechts und links von den gewaltigen Schenkeln eines gestürzten Dreiecks eingerahmt. In demselben Augenblick vernahmen sie den Ton des Zügelglöckleins von Traunkirchen herüber, und ihre Schritte hemmend sprachen sie nach der Väter frommer Sitte ein Stoßgebet für die arme Seele, welcher das Glöcklein den Scheidegruß nachrief. — »Es war doch niemand krank im Dorf,« murmelte der Müller vor sich hin. — »Auf dem Wasser wird's ein Unglück gegeben haben,« meinte Xaver. — »Mag schon seyn,« stimmte Hiesl bei, »und erst noch ein schweres Unglück. Horch! sie hören ja gar nicht mit dem Läuten auf. Gott tröste die armen Seelen!«

Schweigsam setzten sie ihren Weg fort. Die drei Männer zeigten sich vor allem darauf bedacht, Judith und deren Kinder in ihre Obhut zu nehmen. Steile Felsenpfade sind beim Abwärtssteigen immerdar noch gefährlicher als unter den Sohlen des Emporklimmenden. Hier war übrigens die Vorsorge überflüssig. Die Edelfrau, obschon fern von den Bergen geboren und erzogen, kannte weder Furcht noch Schwindel. In ihrem festen und frommen Gemüth führte sie einen unerschöpflichen Hort von Muth und Ausdauer. Guidobald scherzte und lachte fröhlich mit dem kleinen Loysl, der ihm ein zwar selten gesehener, aber lieber Spielkamerad war. Eva schritt in

kindlicher Unbefangenheit einher wie an der Hand ihres Schutzengels.

In kurzer Frist war der Fuß des Röthelsteins erreicht, und bald darauf landete die Platte an der Korbachmühle. Den Ankommenden eilte Felix, der Knecht des Müllers, entgegen, und schon von weitem rief er: »Erschreckt nur nicht. Die Fahrzille ist untergegangen mit Mann und Maus.« — »Gott erbarme sich!« riefen die erschreckten Hörer. — »Das wird dennoch wohl nicht seyn,« fügte der Müller hinzu »gar so viel Leute von Gmunden und sogar auch fremdes Volk von vornehmem Stand mit Kutsche, Pferden und Dienerschaft!« — Dem ehrlichen Toni war es vollkommen Ernst mit seinem Zweifel, namentlich was die fremden vornehmen Leute betraf; er konnte dem See eine solche rücksichtslose Unhöflichkeit gar nicht zutrauen. — »Mit Mann und Maus!« wiederholte er nachdenklich. »Sind alle zu Grunde gegangen, Lex, alle?« — »Bis auf einen Junker mit einem Kind,« beschied Felix; »die habe ich in der Kammer drin.«

Der Müller hörte nicht weiter; hastig stürmte er in's Haus, während sein Knecht erzählte, wie unter dem strömenden Regen ein junger Reitersmann, gestiefelt und gespornt, an das Ufer geschwommen sey, ein halbtodtes Mädchen von etwa sechs Jahren im Arm. — »O himmlischer Vater!« rief Guidobald, »das ist gewiß das Dirndl mit den blauen Augen und den schwarzen Haaren, mit der wir gar so gern gespielt hätten!« — »Jetzt werden

wir mit ihm spielen,« fügte Eva in ihrer Unschuld hinzu.

Guidobald hatte recht gerathen. Das gerettete Kind war dasselbe, welches vom Wagen aus die Aermchen so sehnsüchtig nach den Geschwistern ausgestreckt und, wie sich jetzt erwies, einen tiefen Eindruck auf den Knaben gemacht hatte. — Als der Wogen und des Sturmwindes vereinter Grimm die Fähre umwarf, welche trotz aller Mühe der Ruderer eine falsche Richtung bekommen, da hatte Gottfried noch das kleine Mädchen im Arm, das er, um es zu beschwichtigen, aus dem Wagen gehoben. Die Wogen schlugen über ihm zusammen. Er ließ auch in der Tiefe die Last an seiner Brust nicht los. Auf die Oberfläche zurückgefahren, begann er mit kaltblütiger Entschlossenheit sich um sein Leben zu wehren. Die Aufgabe war schwer genug in der vollen Kleidung eines Reiters und erschwert durch die lebendige Bürde; doch dachte er so wenig daran, sich des Kindes zu entledigen, als ihm etwa der Versuch eingefallen wäre, seine hohen Stiefeln auszuziehen. Er nahm mit ritterlichem Sinn die Lage, wie sie sich bot, und das Gebiß fest in des Mägdleins Gewand geschlagen, griff er mächtig aus mit Händen und Füßen.

Die Fähre war nicht allzuweit von der Korbachmühle gesunken, und bald nach ihrem Untergange schlug der Regen den Wind nieder, während das Leuchten der Blitze dem beherzten starken Schwimmer das nahe Ufer zeigte; das er schier bis zum Tode erschöpft nach anfänglicher

Anstrengung erreichte. Nur zehn Schritte noch weiter, und er wäre gesunken. — Felix berichtete, wie er dem Ankömmling vollends aus dem Wasser geholfen und wie er für ihn und das Kind gesorgt; so gut es eben ging.

Judith folgte mit den übrigen dem Müller in's Haus. In der Wohnstube trafen sie den fremden Junker und das kleine Mädchen, beide wieder angethan mit ihren getrockneten Kleidern und körperlich vollkommen wohl. Die Geschwister von Ort und der Bube vom Kollmannsberge eilten ohne Verzug zu dem Dirndl um es zu liebkosen, während der, Junker die eintretende Edelfrau begrüßte, deren Namen ihm der Müller genannt.

»Die edle Frau trifft mich hier in überaus seltsamer Verlegenheit,« sagte er. »Ich bin auf einer höchst eiligen Reise begriffen; deren verschiedene Zielpunkte noch in weiter Ferne liegen, und von deren äußersten meine Bestimmung mich rufen wird, wohin ich noch nicht weiß. Mein treuer Knecht, meine Rosse, mein ganzer Plunder sind in den Fluthen untergegangen. Dafür hat mir der Himmel ein Kind bescheert, dessen Namen und Heimath ich nicht kenne.«

Mit einem Seitenblick auf die Kleine versetzte Judith in belehrendem Tone: »Das Kind ist groß genug, um wenigstens seinen Namen zu wissen.« — »Es spricht eine fremde Sprache von unbekanntem Laut,« fuhr der Junker fort; »ich verstehe wohl Französisch und Wälsch, aber nicht was das Mägdlein sagt.« — »Frau Mutter,« rief

Guidobald herüber, »das Dirndl rothwälscht gar zu wunderliches Zeug. Wir verstehen von der Maß kein Seitl.« — »Lisinka, sagt es alleweil,« fügte Eva hinzu; »das mag sein Name seyn, denn es deutet dabei immer mit dem Finger auf sein Herz. Ein närrischer Name, Lisinka! nicht wahr?«

Der Junker erzählte von seinem Abenteuer alles, was nicht seine geheimen Wünsche und Absichten betraf, die im Augenblicke auch gar nicht zur Sache gehörten. »Meine Aufgabe wird seyn,« schloß er den Bericht, »allen Fleiß anzuwenden, um die Freundschaft der kleinen Lisinka auszukundschaften. Das ist Christenpflicht und ich werde sie nicht versäumen. Aber ich befinde mich in arger Bedrängniß durch die Frage, was in der Zwischenzeit mit dem Kinde geschehen soll? Ich kann es doch nicht mit mir nehmen.«

»Ich möchte gerne sagen, laßt es bei mir,« hob Judith zögernd an: — »Vergebt, edle Frau,« unterbrach sie der Junker, »das kann nicht seyn. Die Kleine wäre zwar bei Euch sehr wohl versorgt, was die leibliche Pflege betrifft, aber mein Gewissen läßt es nicht zu. Der Freiherr von Hofmann; das weiß ja alle Welt, ist ein Pfeiler der neuen Lehre in diesem Lande.« — Judith lächelte schmerzlich und senkte den Blick zu Boden, indem sie halblaut versetzte: »Ihr nehmt mir das Wort aus dem Munde. Ich kann und darf das katholische Kind nicht in eines Prädikanten Hände überantworten.«

Der Müller trat näher und hob schüchternen Tones an: »Wenn ich ein Weiberl daheim hätte, ich nähme das Dirndl auf der Stelle. Aber ich bin noch nicht Einmal Hochzeiter und kann auch gar nicht wissen, ob meine Zukünftige . . . « — »Der Müller-Tonis sollte eigentlich Simon heißen,« lachte Xaver dazwischen; »er hat sich schon zum voraus nach Krems verlobt. Wir brauchen dich gar nichts, Siemandl. »Ich behalte das Dirndl. Gebt mir's nur getrost mit, edler Herr. Die gnädige Frau wird bezeugen, daß ich ein guter Christ bin und ein gerechter Mann.« — »Dein Wort,« sagte der Junker, »klingt wie eines Biedermanns Rede.« — »Und klingt nicht nur so,« fiel Judith lebhaft ein, sondern ist es auch. Der Mitterhuber-Xaveri ist ein ehrlicher armer Mann, in treuer-Anhänglichkeit der alten Kirche zugethan, trotz der Verfolgungen, welche er darum erfahren muß. Der Herr von Hofmann, Gott verzeih ihm die Sünde, plagt und peinigt in diesem Mann seinen besten Unterthan.«

»Ich höre Euch mit Erstaunen zu,« bemerkte der Fremdling; »Ihr tadelt, wie es scheint, die Gewaltthätigkeit Eures Gemahls.« — »Der Herr braucht sich darüber nicht zu verwundern,« unterbrach ihn Xaver. »Die gnädige Frau ist unser Schutzengel, und, obschon des neugläubigen Grundherrn Weib, dennoch die gute Stunde selbst. Ihr zu Liebe läßt unsereiner sich schinden und opfert seine Marter dem heiligen Barthel. Oder glaubt etwa der Herr, daß ich, wäre die gnädige Frau

nicht, morgen so geduldig und willfährig nach Steier ziehen würde mit Harnisch und Wehr zum Aufgebot der Herren Stände?« — »Du ziehst in den Krieg,« rief der Junker, »und willst dennoch mit einem fremden Kinde deinen Hausstand vermehren?« — »Es wird keinen Hunger leiden in dem kleinen Haus,« entgegnete Xaver mit lächelnder Zuversicht, indem er einen ausdrucksvollen Blick aus die Edelfrau warf.

Dieser Blick schien dem Fremden irgend ein Geheimniß anzudeuten, auf dessen Grund er nicht zu schauen vermochte, obwohl es ihm vorkam, als würde ihn die Mitwissenschaft trösten und beruhigen. Jedenfalls war er zu wohlerzogen, um eine Frage zu stellen. »Ich will dir das Kind anvertrauen,« sagte er. »Deine Worte und das Zeugniß der edeln Frau geben mir hinreichende Bürgschaften. Du ziehst freilich in keinen guten Krieg, aber du mußt deiner Obrigkeit gehorchen die Obrigkeit ist von Gott. Der Fehler liegt nicht an dir, sondern an deinem Grundherrn, und mehr noch am Erzherzog Matthias. Seine hochfürstliche Durchlaucht begeht durch ihre Auflehnung gegen seine Majestät nicht nur eine schwere Sünde, sondern auch eine frevelhafte Thorheit gegen des eigenen Hauses Macht und Ansehen. Indem der Erzherzog die Landherren in Oesterreich gegen den König aufwiegelt, macht er die Stände zu des Landes eigentlichen Gebietern. Er lehrt sie eine Gewalt handhaben die ihnen nicht gebührt; er öffnet ihnen Thor

und Thüre zu der Bahn, welche die Stände des deutschen Reiches betreten haben, und wenn es so fort geht, wird der Herr von Hofmann auf Ort bald so unmittelbar und reichsfrei seyn, wie die abtrünnigen großen Vasallen der Kaiserkrone.«

Jetzt war die Reihe des Erstaunens an Judith. Sie begriff nicht, woher der knabenhafte Jüngling die Wissenschaft von jenen hochfliegenden Plänen des Ehrgeizes geschöpft, welche der alte Erasmus und sein Sohn Martin allerdings hegten, denen sie aber nur in aller Stille zwischen ihren vier Pfählen flüsternd ein Wort zu gönnen pflegten. — »Uebrigens hat der Letzte lange noch nicht geschossen,« fuhr Gottfried fort, »und wer weiß, ob wir es nicht erleben, daß die Krone Karls des Großen wiederum im alten Glanze ungetrübt leuchtet. Um so weniger Federlesens wird man hernach mit den kleinen Landherren machen. Doch nun zum Abschluß.«

Bei diesen Worten zog er eine Börse aus der Brusttasche und leerte eine handvoll Thaler und Goldstücke auf den Tisch, die er in zwei gleiche Haufen schied, wobei er sprach: »Bis München reite ich Post; dort finde ich gute Freunde genug, um mich wieder auszurüsten. Nach München aber komme ich ganz bequem mit der einen Halbscheid meiner Barschaft. Die andere ist für dich, Mitterhuber; greif zu!« — Der Junker barg den einen Theil des Geldes wiederum in Börse und Brusttasche, aber der Leitner griff nicht zu. »Behalte der

edle Herr sein Geld,« brummte Xaver, halb verdrießlich, halb verschämt. —« »Du darfst von mir schon ein Geschenk nehmen,« sprach der Fremde; »ich heiße Heinrich Gottfried Calatin, des heiligen römischen Reichs Graf zu Pappenheim. Was dir ein Calatin gibt, Bäuerlein, das magst du getrost behalten, und wenn du einer von Adel wärst.« — »Das Geld ist für das Dirndl,« meinte Xaver nachdenklich. — »Nein, für dich, für dich selber!« rief der Pappenheimer ungeduldig und dennoch lachend; »kaufe dir eine Wiese sammt ein paar Kühen dafür, oder was dir sonst gefällt. Jetzt aber muß ich fort. Wer führt mich nach Ebensee hinüber?«

»Ich oder der Lex,« versetzte der Müller. »Der Hiesl hat keine Zeit; der muß sich schleunen, mit der gnä' Frau auf den Weitsee hinauszukommen, wo es sicherlich schon von Plätten wimmelt, die sie suchen.« — »Der Toni wird Recht haben,« sagte Xaver, »doch muß der Hiesl mein Volk zum Stein bringen. Ich fahre die gnädige Frau nach Haus und wir wollen machen, daß wir geschwind auf den See hinauskommen.« — »Erst aber geht's an den Griesschmarren,« fügte der Müller hinzu, »sonst schilt mich das Junkerlein einen prahlerischen Geizkragen. Der Herr hält wohl mit?«

Der junge Calatin fand sich nicht in der Laune, der gastfreundlichen Einladung zu entsprechen. Er verlangte unverzüglich von dannen. Mit einem Blick auf die kleine Lisinka, die anscheinend heiter mit den andern Kindern

ein unverständenes Gespräch führte, redete er weiter: »Ich gehe ohne Abschied. Wenn das Mädchen verstünde, daß ich von dannen reise, es würde auf's neue in Thränen ausbrechen.« — »O nicht doch, Junker!« rief Guidobald, halb zu ihm gewendet; »das Schatzerl möchte gar nicht mit Euch gehen und bleibt recht gern bei mir. Ihr könnt abkommen ohne Musik« — »Schau!, schau!« spottete Heinrich; »was eine Nessel werden will, brennt früh.« — »Bitte, versengt Euch nicht!« spottete Guidobald entgegen, des Sprichworts Wahrheit aufs neue damit bewährend. — »Schweig, Baldi, vorwitziger Bube!« mahnte die Mutter mit Drohendem Finger.

In seltsamer Bewegung betrachtete Judith die trotzige Miene ihres Knaben und die krause Stirn des Fremden, auf welcher sich ein rothes Andreaskreuz zeichnete. Auf ihrem Herzen lag es wie eine bange Ahnung, als seyen die beiden bestimmt, einander künftig in blutiger Feindschaft zu begegnen. Die Wallung dauerte nur einen kurzen Augenblick, doch übte sie eine hinlänglich starke Nachwirkung aus, so daß die geängstete Mutter mit auffallender Dringlichkeit sich zu dem Fremden wandte: »Vergebt ihm, edler Graf. Der einfältige Bube weiß nicht, was er spricht. Tragt ihm seine Thorheit nicht nach, ich ersuche Euch darum. Du aber, Baldi; komm her und bitte um Verzeihung. Der Herr wird dir seine Hand nicht versagen. Komm geschwind!« — »Ich nicht,« antwortete Guidobald mit ungebeugtem Starrsinn. — »Baldi,« hob

die Mutter wieder an, »vergiß sein nicht . . . « — Heinrich unterbrach sie. »Vergebt, edle Frau!« sagte er, »daß ich Euch unhöflich in die Rede falle. Es fehlt mir in der That an Muße, hier abzuwarten, bis Ihr dem widerborstigen Schlankl die Ruthe gegeben.« — Mit diesen Worten verbeugte er sich und ging hinaus. — »Selbst Schlankl!« schrie Guidobald ihm nach mit überschnappender Stimme und Thränen des Ingrimms in den Augen.

Der Fremde achtete natürlich nicht auf den Ausbruch des kindischen Zorns. Bald saß er in der Platte, welche unter des Müllerknechts rüstigem Ruder über die leichtgekräuselten Wogen hinschoß. — Nachdenklich blickte der junge Reitersmann auf die jetzt so friedliche Fläche, worunter der grausame Schlund ihm vor kurzer Frist so viel geraubt hatte. In der Tiefe lag sein treuer alter Achaz, und er konnte dem wackern Gesellen nicht einmal ein ehrliches Begräbniß bestellen, da er aus dem Munde des Felix bereits erfahren, daß der See noch nie, eine Leiche herausgegeben. Mit dem tapfern Achaz, den in so vielen Schlachten der Tod verschont, war die schöne Frau untergegangen, aus deren tiefblauen Augen der erste Liebesstrahl, nicht ohne verheißenden Glanz, in das erwachende Herz des Jünglings geleuchtet.

»Ich werde sie nie vergessen,« sprach er in seinen Gedanken. »Das Bild der unbekanntenen Angebeteten wird mich durch das Leben geleiten, ein Schutzengel, der mich

vor niedriger Verirrung behütet. Auch will ich nicht versäumen, so groß meine Eile immer sey, den frommen Gang nach St. Wolfgang zu machen.« — Bei dem Wort »versäumen« bekamen seine Betrachtungen urplötzlich eine neue Richtung. — »Ich habe schon viel versäumt,« fuhr er im lautlosen Selbstgespräch fort, »vor allem meine Pflicht. Was ich hier auf dem See erlebt und erfahren, ist etwa eine Strafe des Himmels für solche Pflichtvergessenheit. Oder wäre es vielleicht keine Strafe, sondern ein Werk meines Schutzengels? Wer weiß, auf welche Irrwege des Lasters und der Frevel die Sirene mich noch geführt hätte, an die ich, ein thörichter Knabe, meinen Sinn zu hängen im Begriff stand!«

Ein seltsamer Zwiespalt begann sofort in der Seele des jugendlichen Cavaliers. Mit dem Wunsche, das Bild der ersten Herzensneigung wie ein Heiligthum zu bewahren, kämpfte die nüchterne Betrachtung, daß möglicherweise die vermeinte Heilige nur eine Magdalena in ihres Lebens erster Abtheilung gewesen, die vielleicht gar nicht oder höchstens erst mit gerunzelter Haut zur zweiten Abtheilung gelangt wäre. — Welche Ansicht die Oberhand behielt, wer vermag es zu sagen? Gewiß ist nur, daß einige Stunden später der Pappenheimer auf einem Postklepper eilfertig bei Strobl vorüber und auf der Straße am westlichen Gestade des Abersees hinritt, ohne des frommen Vorsatzes mehr zu gedenken. Vor ihm trabte, wie es die Rittordnung im heiligen römischen

Reich vorschrieb, ein Postknecht mit dem gewundenen Hörnlein von gelbem Erz. Der Reiter sah jenseits des Wassers im Abendschein das Kloster des heiligen Wolfgang am Fuß des Falkensteins deutlich genug, doch fiel ihm nicht ein, die Ueberfahrt nachzuholen, welche er bei Strobl versäumt. In St. Gilgen rief er nicht nach einem Schiffer, sondern nach frischen Pferden. Bald ritt er die steile Straße gegen Fuschl hinauf, so rasch als der Vorreiter nur zugeben wollte, und seine Gedanken gehörten jetzt ganz ausschließlich den wichtigen Aufträgen, welche er bei dem Salzburger Erzbischof und bei dem Münchener Herzog auszurichten übernommen hatte.

In dem Jüngling glühte und sprühte bereits der edle Drang nach rühmlichen Thaten, wodurch er später zu jenem berühmten Feldherrn geworden ist, dessen Name in den Geschichtsbüchern des deutschen Volks fortlebt. Er stand im Anbeginn seiner glänzenden Laufbahn und strebte mit einem Feuereifer vorwärts, als hätte eine Ahnung ihm gesagt, daß er nur wenige Jahre besitze, um seinen Nachruhm zu sichern, und daß die tödtliche Kugel ihn in der Blüthe der Manneskraft hinraffen werde, zu einer Zeit und in einem Alter, wo andere erst anzufangen pflegen ihre Gaben und Vorzüge zu allgemeiner Geltung zu bringen.

Indem der künftige Heerführer — gleichsam schon im Vorgefühl seines frühen Endes in der Schlacht bei Lützen

— in eifriger Hast sein Ziel verfolgte, warf er alle die weichen Empfindungen von sich, die er von der Korbachmühle mit sich zu Schiff genommen und mit denen er zu Ebensee sich in den Sattel geschwungen. Bevor die Sonne zur Rüste gegangen, war der verliebte Gram vollends überwunden, wenn auch nicht vergessen.

Aber der kleinen Lisinka blieb er eingedenk. Er faßte den festen Vorsatz, unter allen Umständen fleißig zu forschen und nachzufragen, um die Angehörigen des Kindes zu erkunden und so der Waise wenigstens den Namen zu retten, der, wie er nicht zweifelte, von edlem Klang seyn mußte. Vielleicht ist er auch dieses Vorsatzes nicht eingedenk geblieben, oder seine Mühe trug keine Früchte. Sicher und gewiß ist nur, daß die Leute am Traunsee Jahre lang von dem streitbaren Calatin nichts vernahmen und daß, als sein Name ihnen endlich wieder zu Ohren kam, dieß nur durch das Gerücht geschah, welches von seinen rühmlichen Thaten sprach.

Einstweilen wuchs Lisinka als ein ländliches Mägdlein auf und galt allgemein für das eigene Kind des Löffel-Xaveri, der wohlbehalten aus dem Krieg zurückgekehrt war. Zu der Zeit, als das Kind vollends zur Jungfrau erblüht war, hatte der alte Kaiser Matthias das Zeitliche gesegnet und der thatkräftige fromme Ferdinand II. den Thron bestiegen, um, ein Werkzeug der Vorsehung, die bedrohte Macht und Herrlichkeit seines Hauses zu retten. Seit Jahr und Tag aber hatten die Wirren ihren Anfang

genommen, welche durch Graus und Jammer zu dem faulen Friedensschluß von Münster führen sollten, um an das Unglück von drei Jahrzehnten die Schmach von zwei Jahrhunderten zu reihen.

Von den bösen Tagen sind auch am Traunsee die armen Leute nicht verschont geblieben. In der zweiten Erzählung soll davon die Rede seyn.

W. Chézy.

II.

Lisi und Guidobald.

1.

Ein Jahrzehnt war verstrichen seit jenem verhängnißvollen Sonntag, an welchem die bleiche Edelfrau von Ort das Mägdlein des Löffelschnitzers in der geheimnißvollen Kapelle aus der Taufe gehoben. Wiederum war es Sonntag; wie damals lachte ein heiterer Morgen blau und golden auf den hellgrünen See, auf die saftgrünen Wälder und Wiesen, auf die silbergrauen Felsenzacken nieder, nur mit dem Unterschied, daß dießmal ein frischer Luftzug aus Süden die Fläche des Traunsees kräuselte. Der Anblick des Wassers war dadurch minder friedfertig als in den Stunden vor jenem wilden Wetter, wo Himmel und Berg wie aus einem ungetrübten Spiegelglas von Venedig wiederstrahlten; dem erfahrenen Auge jedoch flöste die krause Stirn der Traunnixe bei weitem mehr Vertrauen ein, als die schmeichlerische Glätte jenes gefährlichen Lächelns.

Der Prädikant Melander hatte seiner langjährigen Gewohnheit nach in der Schloßlapelle eine seiner schäumenden Predigten gehalten. Dießmal war es nicht das Stift zu Traunkirchen gewesen, welchem seine Schmähreden gegolten; seine Geschosse gingen jetzt überhaupt nach höheren Zielen. Die Donnerkeile seines Grimms, die Pfeile seines Hohns galten dem Haupte, das allem Vermuthen nach in kürzester Frist mit der Kaiserkrone geschmückt erscheinen sollte; sie galten dem Könige von Böhmen, dessen Unterthanen gegenwärtig die Fahne des Aufruhrs schwangen, dem Könige von Ungarn, welchen Bethlen Gabor um Land und Leute zu bringen Anstalten traf, dem Erben von Oesterreich, dessen Landstände sein Herrscherrecht nicht anerkennen wollten, mit Einem Wort dem Erzherzog Ferdinand, der kürzlich nach Frankfurt gegangen, um seine Wahl zum deutschen Kaiser als Nachfolger des verstorbenen Matthias bei den Kurfürsten durchzusetzen, während in seinen Erbländern theils der Aufruhr tobte, theils die Empörung sich vorbereitete.

Den Dominus Magister hatten die Jahre im Aeußern kaum verändert. Etwas stärker und breiter war er geworden, aber sein gedunsenes, lebhaft gefärbtes Antlitz und sein Körper mit dem gewaltigen Gliederbau zeigten noch die volle Rüstigkeit des kräftigsten Mannesalters. Den rothen Glanz des Haars milderte kein Silberfaden, die Stentorstimme hatte nichts von ihrem metallenen

Klänge eingebüßt, und eher noch sogar an erschütternder Macht gewonnen als verloren.

Ein Theil der mehr oder minder andächtigen Zuhörer des zungenfertigen Predigers hatte in weit sichtlicheren Grade, als er selber, die Macht der Jahre an sich erfahren, die einen zum Nachtheil, die andern zum Vortheil der äußern Erscheinung. — Die Matrone, welche von einem Jüngling und einer Jungfrau begleitet die Kapelle verließ und zum Strande hinaus lustwandelte — wer hätte in einem solchen Todtengerippe die zwar blasse und hagere, aber dennoch hübsche Frau Judith von ehedem wieder erkannt? Der Augen blauer Saphir hatte sich in fahles Grau verkehrt, ohne Glanz noch Feuer; die Haut von gespenstischer Weiße zog sich schlapp und schlotterig über Knochen und Sehnen, so daß das langgedehnte Antlitz einer Todtenmaske von Gips gleich sah; die hohe Gestalt schlich gebückt einher, müde und matt, aller Spannkraft beraubt. — Aus dem Knaben Guidobald dagegen war ein tüchtiger Jüngling geworden, groß, stark und dabei von ausgezeichnet zierlichem Wuchs. Die frischen Wangen von jugendlich gesunder Färbung, die blitzenden Augen, die kecke Nase, der brennend rothe Mund, über welchem der dichte Flaum sich bereits zum trotzigem Bart zu krausen begann — wie stolz und anmuthig zugleich thronte dieses Gesicht über der stattlichen Gestalt mit den breiten Schultern, der schlanken Mitte, den kräftigen Beinen, den feinen

Händen und Füßen! Nie hatte wohl eine Mutter mehr Fug und Recht, als die Freifrau von Ort, stolz zu seyn auf das leibliche Gedeihen ihres Sprößlings. — Mit gleicher Befriedigung durfte Judith ihre Tochter Eva betrachten, in deren Erscheinung sich ihre eigene Jugend als getreues Abbild wiederholte.

Die Mutter konnte dießmal ungestört mit ihren Kindern sich ergehen. Melander dachte nicht daran ihr zu folgen, um etwa einen Lobspruch zu erpressen. Er heimste das Lob in vollen Garben ein. Der alte Herr und der junge Herr wußten des Rühmens über seine Predigt kein Ende. — Der »alte« Herr führte seine Benennung mit vollem Recht. Erasmus Hofmann war — in der That ziemlich alt und man sah es seinen weißen Haaren und seiner einschrumpfenden Gestalt wohl an, daß er nahe daran stand, das fünfundsiebzigste Jahr eines bewegten, mühseligen Lebens zu vollenden. Er war ein Greis von Aussehen, doch nicht seinen Reden und Geberden nach, worin sich ein unverwüstliches Jugendfeuer kund gab. Nicht mit der gleichen Berechtigung schien der Junge Herr seinen häuslichen Beinamen zu führen. Allerdings war Martin Hofmann ungefähr um drei Jahrzehnte jünger als sein Vater, doch schon bleichte sich sein gelichtetes Haar, schon sprenkelte sich sehr sichtlich sein Bart und die stattliche Gestalt des Erbherrn von Ort hatte bei aller kräftigen Rüstigkeit immerhin eine so sichtbare Zuthat von steifer Unbeholfenheit, daß die Bezeichnung »jung«

sich seltsam genug ausnehmen mußte, sobald ein Fremder sie vernahm und zugleich denjenigen erblickte, welchem sie galt.

Indem die beiden edlen Herrn die Brücke zum Wasserschloß überschritten, führte Martin seine jüngeren Söhne, Knaben von sechzehn und dreizehn Jahren, an den Händen, während Lisbeth, die zweite Tochter, ein reizendes Knösplein von vierzehn Lenzen, den Großvater stützte, dessen Liebling sie war. Inmitten der Brücke blieb der Greis plötzlich stehen. Sein klares Auge spähte scharf hinaus gegen die Landzunge oberhalb des Schlosses. Nach einem Weilchen sagte er verdrießlich: »Deine Mutter treibt sich dort schon wieder allein mit der Everl und dein Baldi herum. Ich habe ihr schon mehr als einmal anbefohlen, wenigstens am Sonntag nach der Kirche mit uns zu gehen, um die Predigt zu besprechen. Wer weiß, was sie wieder den Fratzen in den Kopf setzt, um den Eindruck zu zerstören, welchen die kräftigen Worte unseres beredten Dominus hervorgebracht. Ich traue der Judith nimmer recht, müßt ihr wissen. Ihr Fuß strauchelt abseits von den Wegen des Herrn.« — »Was fällt dem Herrn Vater ein?« unterbrach ihn Martin; »die Frau geht gerne draußen herum mit ihren Kindern, und wenn sie nicht alle fünf mit sich nimmt, so geschieht das aus billiger Rücksicht für uns beide.«

Erasmus schüttelte bedenklich das weiße Haupt. »Der Baldi hat nicht den rechten Eifer,« sagte er; »er spricht

niemals, wie doch ein tüchtiger Hofmann soll, mit den Flammenworten seines wohlehrwürdigen Lehrers gegen Götzendiener und Baalspaffen. Er verkehrt fleißig mit den Leuten am obern See. Wie ich fürchte, spielt er den frischen Buben nur deßhalb, um irgend ein anderes Spiel zu verdecken. Seine Mutter hat ihn zu einem Duckmäuser erzogen.«

»Der gnädige Herr hat wohl Recht,« meinte der Magister. »Auch hat die gnädige Frau, als sie im hitzigen Fieber lag, verfängliche Reden geführt, die schwerem Verdachte Raum geben. Wir müssen auf der Hut seyn.« — »Darüber sind wir ja längst einverstanden,« fiel ihm Martin ungeduldig ins Wort; »wir; haben darum seit schier zehn Jahren mit Ernst und Strenge darauf gehalten, daß unser Dominus die drei jüngeren Kinder unter unmittelbarer Aufsicht erziehe, und daß sie mehr bei ihm und seiner Domina verweilen, als bei der Frau. Unser Fleiß in diesem Stücke trägt bereits die besten Früchte. Mein Philipp ist trotz seiner Jugend schon ein Pfeiler der neuen Kirche, und ersetzt durch doppelten Eifer, was der Baldi bisher noch versäumt hat. Auch der Moriz verheißt ein hellstrahlendes Licht der geläuterten Lehre zu werden. Was aber den großen Buben und das Dirndl betrifft, so werden wir bald Ordnung machen. Für die Eva suchen wir den Adam.«

»Ich habe schon an einen jungen Jörger gedacht,« sprach Erasmus. — »Der Gebhard Starhemberg,«

versezte Martin, »hat neulich wegen seines mährischen Veters ein Wörtlein fallen lassen.« — »Auch nicht übel,« nickte Erasmus; »der Name Teuffenbach klingt wohl in meinem Ohr. Aber was ist's mit dem Buben?« — »Der hat die längste Zeit Schildhahnfedern getragen,« fuhr Martin fort, »und gelehrt ist er mir auch bald genug. Lateinisch und Griechisch weiß er hinlänglich, das Wort Gottes hat er, wenn nicht im Herzen, doch wenigstens im Kopfe, wie ein Hecht die Leidensgeschichte unseres Herrn und Heilandes. Zum Studenten fehlt ihm gerade nur das schwarze Mäntelchen. Doch ein Student soll er nicht werden. Jetzt muß er mir das graue Schamperl, die gemslederne Hofe — und den Bundschuh mit dem Koller und dem bespornten Stiefel vertauschen. Wir schicken ihn zum Matthias Thurn oder zum Bethlen Gabor, denke ich.« — Der alte Herr nickte dazu mit geheimnißvoll selbstzufriedenem Lächeln; Martin sprach ja nur aus, was Erasmus ohnehin sich längst zu Faden geschlagen.

Der Jüngling, dessen Zukunft Vater und Großvater eben besprachen, dachte im Augenblick eher an alles andere, als den Krieg unter den böhmischen Rebellen zu lernen oder mit Gabriel Bathory [Bethlen Gabor wird in den Aufzeichnungen seiner Zeit oft Bathory genannt; der Verfasser hat darum mit Vorbedacht die Verwechslung der Namen sich erlaubt. A.d.V.] gegen den König von Ungarn zu Felde zu liegen. Er verlangte nach gar keiner andern Tracht, als nach dem ländlichen Järgergewand,

worin er sich so behaglich fühlte. Er« wollte die bergige Heimath nicht verlassen; am allerwenigsten aber begehrte er für den lutherischen Glauben zu kämpfen, zu welchem er sich nur dem Namen nach bekannte.

»Frau Mutter-« sagte Guidobald, »wenn Ihr es erlaubt, will ich zum Röthelbach fahren.« — »Der Himmel geleite deine Schritte, mein Kind,« versetzte Judith. »Wie gerne ginge ich mit dir, wenn ich dürfte.« — »Und wenn Ihr dürftet Frau Mutter,« hob Guidobald wieder an, »wir könnten nicht zugeben, daß Ihr den gefährlichen Felsenpfad beträtet. Auf ebenem Boden athmet Ihr ja nur mit Mühe, und nach hundert Schritten steigt Euch das Blut zu Häupten.« Judith seufzte. »Der Geist ist willig,« sagte sie, »aber das Fleisch ist schwach.«

»Doch ich,« fiel Eva ein, »ich bin weder kopfscheu noch unsicher auf den Füßen. Ich könnte dich wohl begleiten, wenn die leidigen Aufpasser nicht wären. Sieh nur, dort stehen sie schon wieder auf der Brücke und schauen nach, wohin wir gehen. Der Groß-Herr-Vater muß meinen, wir stiegen in aller Geschwindigkeit nach Traunkirchen.« — Da Guidobald lachte, fügte Judith in ernstem Tone hinzu: »Deine Schwester treibt keinen Scherz. Der alte Herr traut uns allen dreien nicht. Ich merke es schon seit Jahren nur allzu deutlich. Ihr beide werdet euch nur dunkel mehr jenes verhängnißvollen Tages entsinnen, an welchem wir des Leitners Ditterl aus der Taufe hoben.«

»Frau Mutter,« unterbrach sie Guidobald in rascher Aufwallung, »ich dürfte gleich hundert Jahre alt werden, und ich wüßte noch wie heute, wie . . . « — Er stockte, und erst nach einigem Zögern ergänzte er erröthend und halblaut die unterbrochene Rede: »Wie wir zum erstenmal der hohen Gnade gewürdigt wurden, dem heiligen Meßopfer beizuwohnen.«

Die kranke Mutter, von ihren trüben Gedanken befangen, hatte der seltsamen Wendung in Tonfall und Geberde nicht Acht. »Du hast mich nicht recht verstanden,« fuhr sie fort. »Ich weiß wohl, daß ihr beide jene feierliche Stunde nicht vergessen werdet, auch wird euch sonst noch mancherlei im Gedächtniß bleiben, was an jenem Tage sich begeben. Aber ihr könnt nicht wissen, daß ich damals vor unserer Abfahrt mir durch ein übereiltes Wort den Magister zum Todfeind machte. Ich habe diese Unvorsichtigkeit schwer gebüßt, und werde dafür büßen, so lange ich lebe. Melanders Ränken allein haben wir es zu verdanken, daß Philipp Lisbeth und Moriz meiner Obhut entzogen wurden. Ich durfte nur dem Namen nach ihre Mutter seyn. Der Prädikant und sein Weib haben sich unter dem Schutze des alten Herrn der zarten Seelen bemächtigt, und ich — ich besitze nur zwei Kinder.« Sie schwieg, weil sie vor innerlicher Bewegung nicht weiter reden konnte. Ihr Herz blutete, aber ihre vertrockneten Augen hatten keine Thränen mehr. Für Judith weinte Eva, indem sie sich fest an die

Mutter anschmiegte. — »Ihr müßt dem Herrn Vater auch seinen Antheil gönnen, Frau Mutter,« meinte Guidobald. »Am jüngsten Tage werdet Ihr mit zwei Kindern vor dem Thron des höchsten Richters erscheinen, er mit drei, und das übrige wird Gottes Barmherzigkeit schon fügen, vermuthlich weit besser, als wir uns einbilden.«

2.

Am obern Ende des Sees, nicht gar weit von der Einmündung des Traunflusses, stehen die Hütten des Weilers Kindbach. Der Weg zu den Höhen des Röthetsteins legt sich dort an die Flanke des Waldberges, an dem er sich zu Anbeginn in gelinder Steigung schräg empor zieht, bis er später, theils gezwungen durch des Bodens Beschaffenheit, theils wie in ungeduldiger Hast, aus dem Walde steil nach den Felsen emporstrebt. — Bei Kindbach lag am Gestade ein Einbäuml. In dem leichten Fahrzeug schaukelte sich wie in einer Wiege ein junger Bursche. Es mochten wenigstens anderthalb Dutzend Sommer vergangen seyn, seit seine Mutter ihn nicht mehr gewiegt, aber der Bue zeigte ein so unbefangenes friedliches Gesicht, als läge er richtig noch in den Windeln, satt und zum Muthwillen geneigt. Lebhaftes Roth färbte seine gebräunten Wangen, lustig blitzten die nußbraunen Augen, ein kindliches Lächeln spielte aus den Lippen, und in seinen Mienen wie in seiner Haltung drückte sich die ruhigste Behaglichkeit aus. Von Ungeduld gab er auch nicht das geringste Zeichen, obschon er jemand erwartete; dazu harrte er schon sehr lange, länger als er im voraus gemeint, und zwar auf eine junge Dirne, — auf eine Almerin vom Spitzelstein,

weitaus die schönste im ganzen Lande.

Da kam sie eben flinken Schrittes den Berg herab, kräftig und schlank von Gestalt, etwas höher, als gewöhnlich die Töchter des Berglandes an der Traun zu wachsen pflegen, dabei aber so wohlgerundet wie irgend eine, die je ein Kopftuch getragen. Unter *ihrem* Kopftuch stahlen sich rechts und links ein paar schwarze Löckchen hervor. Von glänzend schwarzen Brauen überwölbt blitzten aus dem reizenden Antlitz zwei Augen, die von weitem schwarz schienen, in der Nähe betrachtet aber die Farbe der Kornblume trugen. Auf dem Haupte wiegte die Almerin leicht wie einen Federhut den gewichtigen Schmalzkübel, und wenn sie mit einer Hand die Last auf dem Kopfe unterstützte, so schien sie es beinahe nur deßhalb zu thun, um in halbbewußter Gefallsucht die anmuthige Biegung des schönen Arms zur Schau zu tragen.

Der Knabe im Schiff und das schöne Mägdlein vom Berge wären dem Aussehen nach wohl ein auserlesenes Paar gewesen, um die uralte Liebesgeschichte »vom handsamen Dirndl und vom frischen Buben« wieder einmal auszuführen. Doch dazu hätte er, sobald er sie nur von weitem erblickte, vor allem mit gewaltigem Satz in die Höhe schnellen und mit weithin schallendem Juhizer den Wiederhall der Felsen wecken müssen; aber dergleichen fiel ihm nicht ein. Ruhig blieb er liegen, bis sie das Fahrzeug betrat, und dann richtete er sich nur

empor, um das Kehrruder zur Hand zu nehmen, während er gleichmüthig sagte: »Grüß' Gott, Lisi. Bist du endlich da, Langschläferin?« — »Grüß' Gott, Loysl,« versetzte sie mit derselben Gelassenheit, indem sie ihren Kübel abstellte und ein Ruder ergriff. Ohne ein Wort weiter zu sprechen, ruderte das Paar nach der Langbath hinüber, von wo die Glocke zur Kirche rief. Die Bewohner des Orts und der Umgebung eilten der geweihten Stätte zu, um der heiligen Messe beizuwohnen. In der Herrschaft Wildensstein nämlich, wo das Haus Habsburg nicht bloß die Landeshoheit, sondern auch die Grundherrlichkeit besaß, waren Kirchen und Kapellen nicht von neugläubigen, Prädikanten besetzt, wie in den Gebieten der meisten Landherren Oberösterreichs, und derjenige Theil des Volks, welcher nicht vom alten Glauben abgefallen, konnte ungehindert seine Andacht verrichten.

Nach dem Gottesdienste bestiegen Lisi und Loysl wieder ihr Einbäuml, um in der Richtung nach Traunkirchen fortzurudern. Abermals sprachen sie kein Wort, doch zeigten ihre unbefangenen heitern Mienen, daß sie nicht in bösllicher Absicht schwiegen. Sie hatten sich ganz einfach eben nichts zu sagen, wenn nicht etwa die Dirne aus Schüchternheit das verschwiegen, wonach sie allenfalls gern gefragt hätte. Dergleichen kleine Geheimnisse haben junge Mädchen zuweilen; wenigstens behaupten es die alten Jungfern. — Als sie die Höhe der Korbachmühle erreichten, fragte Lisi: »Wie geht's da

drüben? Was macht der Müller-Toni? War der Storch schon da?» — »Freilich wohl,« beschied Loysl; »am Erchtag ist er angefliegen und hat die Müllerin waidlich in's Bein gebissen. Am Mittwoch haben sie den Bader von Traunkirchen geholt, den alten Sulzl, und am Pfingsttag gar den geistlichen Herrn. Jetzt geht's wieder besser.« — »Gottlob,« sagte Lisi; »'s wär' « doch schade gewesen um das rechtb'schaffne Weiberl. Ich habe die Burgi gar gern.« — »Glaub's schon,« bemerkte der Bue; »schiefer wäre sie deine Mutter geworden.« — »Möchte meine Mutter doch nicht hergeben,« versetzte die Dirne in fast verweisendem Tone, »nicht für die Müllerin, nicht für eine andere, und wäre sie die Frau Salzschreiberin selber. Besser ist besser.«

»Wer weiß,« murmelte Loysl, »wenn ich nicht dein Bruder geworden . . . « — Rasch fiel Lisi ihm in die Rede: »Wie dumm du doch redest, närrischer Bue! Wärest du vielleicht zur Korbachmühle geschwommen, um an meinem Fenster zu gasseln?« — »Geschwommen, Liserl? Ich bin ja kein Fisch und kein Antvogel.« — »Ein Menschenkind kann auch schwimmen lernen, Loysl. Ich weiß es am besten, wiewohl ich selber nichts davon verstehe.« — »Wenn selbiger damals es nicht verstanden hätte, so wüßtest du von der Welt gar nichts mehr,« meinte Loysl. »Du hast also Recht, und wenn ich schwimmen könnte, ich würde es nicht schelten. Aber wenn ich es auch verstünde, ich wäre doch nicht so

dumm wie der Mühlknappe von Forbach, der zu der Nonne nach Traunkirchen geschwommen ist.« — »Es war ja kein Mühlknappe,« berichtigte Lisi, »sondern ein Edelknecht. Wo jetzt die Mühle steht, war ein Schlüssel.« — »Also ist die Geschichte vollends nicht wahr,« erwiderte Loysl; »wenn er ein Junker war, so hat er doch gewiß eine Platte gehabt, um Nachts zum Gasseln nach dem Kloster zu fahren. Dem Knecht mag der Meister die Schiffhütte zusperren, aber der gnä' Herr wird doch den Schlüssel zu finden wissen. Wozu soll einer sich selber auf's Wasser legen, wenn er Bretter unter die Füße nehmen kann?« — »Das verstehst du nicht!« rief Lisi in altkluger Ernsthaftigkeit; »er hat dadurch eine rechte Probe seiner heißen Liebe gegeben.« — »Und ist zuletzt ertrunken. Das war das traurige Ende vom lustigen Liedlein.« — »Wenn er eine Platte genommen, so hätte es gar kein Lied gegeben. Er wäre längst vergessen sammt seiner Klosterfrau, und niemand mehr da, um für die Ruhe ihrer armen Seelen zu beten, die eine fleißige Fürbitte doch so nothwendig brauchen.«

Loysl stellte nun in seiner zweifelsüchtigen Zähigkeit die Möglichkeit auf, daß der Junker von Korbach dennoch wohl im Schiff gefahren, und trotzdem zu Grunde gegangen seyns könne. Dergleichen sey schon bei hellem Tag vorgekommen, geschweige denn bei Nacht und Nebel. Die Dirne wollte diese Erklärung nicht gelten lassen, sie wußte selbst nicht warum. Eigentlich

konnte ihr es doch ganz gleichgültig seyn, wie jener verliebte Abenteurer über das Wasser gekommen und in welcher Weise sein vermessenenes und frevelhaftes Beginnen zuletzt die verdiente Strafe gefunden.

In solchem Gespräche glitten die Geschwister an Traunkirchen vorüber. Als sie in dem Weitsee einbogen, ließ sich aus ziemlich großer Entfernung von einer Platte her der Juhizer vernehmen, welchen bei Lisis Nahen anzuschlagen Loysl versäumt hatte, und zwar nicht etwa aus Mangel an Stimme, wie er sofort bewies, indem er aus voller Kehle mit einem weithin tönenden Ju-hu-hu-uuu antwortete. Die Dirne glühte wie die obersten Zacken des Traunsteins im letzten Tagesschein, nur mit dem Unterschied, daß bei ihr der Purpur von innen heraus kam, und zwar schwerlich von der körperlichen Anstrengung, obschon sie plötzlich aus Leibeskräften antauchte, als ob es gälte, sich vor dem Viechtauer Wind zu retten.

Bald hatten die Fahrzeuge einander erreicht, deren Insassen sich von weitem so freudig begrüßt. In der Platte, welche von unten heraufgekommen, stand ein junger Bursche, ungefähr von Loysls Alter, doch größer und stärker von Wuchs und mannhafter anzuschauen durch den Bart, welcher mit frühreifen Erstlingen Wangen und Kinn einhüllte und die Oberlippe zierte. Die Tracht des Ruderers war ländlich, doch das Tuch am grauen Wamms mit den grünen Vorstoßen, der Filz des

befiederten Hutes, das Leder der schwarzen Hose von auffallend feiner Beschaffenheit. Auch schien bemerkenswerth, daß er zum Rudern nicht die Jacke weggelegt hatte, wie Loysl mit seiner ledernen Hülle gethan. — »Baldi, grüß' Gott, Baldi!« riefen die Geschwister dem Nahenden zu. — »Guten Morgen, Liserl, guten Morgen, Loysl,« versetzte Guidobald. — Die Dirne und der Junker sahen sich gegenseitig ganz so an, wie die handsome Almerin und der frische Bue in der alten Liebesgeschichte, von welcher oben die Rede war. Ihrer Blicke und Geberden Ausdruck war um so sprechender, als sie alle beide nicht recht wußten, was eigentlich durch die hellen Augen aus dem jungen Herzen sprach. Ihre Liebe glich noch dem Sommermorgen, von welchem schon gesagt wurde, daß die frühen Sänger der Flur ihn begrüßen, bevor er des Menschen geschlossene Lider öffnet. Sie waren erfüllt vom Hauche jener unnennbaren Seligkeit, deren dustigen Honig erst das erwachende Bewußtseyn mit Wermuth zu versehen pflegt und wohl auch allgemach in Galle verwandelt. — Zwei unbefangene Gemüther, die sich in ihrer ersten Liebe begegnen, gleichen dem Männlein und dem Weiblein im Paradies, doch mit dem Unterschied, daß sie nicht des geringelten Lehrmeisters bedürfen, um den Apfel zu finden. Der nächste beste Wind weht ihnen die reife Frucht vom Baum der Erkenntniß in Hut und Schürze. Für Baldi und Lisi hatte der allzu gefällige Zephyr den

Baum freilich noch nicht geschüttelt, aber schon regte der Schalk merklich genug die Schwingen.

Sie reichten sich die Hände, die zwei, und konnten einander schier nimmer loslassen. — »Wohin willst du?« fragte die Dirne endlich, um doch etwas zu sprechen. — »Du weißt es ja,« antwortete Guidobald mit einem durchdringenden Blick in ihre blauen Augen. — Lisi wußte es freilich, doch mißverstand sie mit gutem Vorbedacht den deutlichen Blick, um die zweideutige Rede zu beantworten. — »Der hochwürdige Pater Ignazi kommt heute nicht zum Röthelstein.« — - »Wie Schade!« brummte Guidobald in tiefem Tone, der betrübt klingen sollte, was ihm so wohl gerieth, wie Weinen und Wehklagen dem jungen Wittwer eines alten Weibes.

»Woher weißt du's?« fragte Loysl die Schwester. — »Der Mitterecker-Jodl war gestern zu Nacht auf dem Spitzelstein bei seiner Reserl; der hat's gesagt.« — Verwundert schüttelte Loysl den Kopf, bevor er wieder anhob: »Ich will nicht hoffen, daß der Jodl, die Plausch-Mierl, von der Höhlenkapelle weiß. Das wäre weit gefehlt.« — »Nichts weiß er; er hat nur vernommen, daß der hochwürdige Herr gestern Abend nach Wildenstein gereist ist. Der gestrenge Herr Pfleger ist krank.«

Inzwischen war Guidobald ganz nachdenklich und still. Eine unklare Vorstellung legte sich ihm aufs Herz, drückend wie ein schwerer Traum, der dumpf und dunkel ängstigt. Der junge Knabe beneidete, ohne sich's deutlich

zu machen, den Holzknecht, der am Samstag Abend gen Alm stieg, um sein Dirndl heimzusuchen. Noch dämmerte nicht in ihm der leuchtende Gedanke, das Beispiel zu befolgen, aber der Mitterecker-Jodl wollte ihm nicht aus dem Sinn und das Bild machte ihn schwermüthig. — Der gutmüthige Loysl sah die Wolke, ohne sie zu verstehen; doch meinte er die Ursache der Betrübniß seines Spießgefellen zu errathen und hob darum an: »Es ist freilich wohl ein rechtes Kreuz, daß du schon wieder keine heilige Messe erwischen magst, aber du mußt darum nicht gar so harb seyn. Die Liserl und ich, wir haben in der Langbath fleißig für dich mitgebetet, und dazu wird unser Herrgott dir deine gute Meinung schon für voll anrechnen.«

Ein Stich fuhr bei diesen Worten durch Guidobalds Gewissen. Welche Bewandniß es mit der gepriesenen guten Meinung hatte, wußte er am allerbesten. Es that ihm ernstlich leid, daß er nicht mit besseren Vorsätzen von zu Hause weggefahren war, da diese Vorsätze auch ohne seinen üblen Willen ihr Ziel verfehlt hätten. Er suchte sich sogar einzureden, daß er in der That sich auf dem Wege zum Röthelbach befunden habe, obschon er den Schnabel seiner Platte viel weiter rechts gehalten, als sich in solchem Falle verantworten ließ. — »Was thust du nun, Baldi?« fragte die Dirne, insofern Frage heißen darf, was eigentlich eine Einladung war und auch dafür genommen ward. — »Nach Traunkirchen darf ich nicht

fahren,« antwortete der Junker mit verstelltem Zögern; »das würde dem Magister verrathen seyn, bevor ich nur heimgekommen.« — »Hast du leicht Lust,« scherzte Loysl, »nach Neukirchen in die Predigt zu »gehen?« — »Wenn ihr« zwei mich begleitet, warum denn nicht?« versetzte Guidobald im gleichen Ton. — Alle drei lachten hell auf, und indem sie ihre Ruder wieder in Bewegung setzten, eilten sie mitsammen dem Ziel zu, das auch der Junker in seinen Gedanken von Anbeginn her sich ausersehen hatte.

3.

Unterhalb von Traunkirchen, keine halbe Stunde davon entfernt, erhebt sich vor den Ausläufern des Gebirgs ein vereinzelter Hügel, der einer vorgeschobenen Feldwache gleich die letzte Abdachung des Gestades beherrscht, auf der rechten Seite die tief eingeschnittene Bucht, auf der linken den weiten See bis nach Gmunden hinunter überschauend. Der Hügel führt den Namen des Puechbergs, zweifelsohne von dem Buchenwald, womit er bestanden ist. Von allen Seiten umgeben den Puechberg Gehöfte. Unmittelbar an seine südöstliche Flanke lehnt sich das Gut, welches nach ihm benannt wird. In geringer Entfernung davon gegen die Berge zu findet sich eine kleine Gruppe von ländlichen Ausiedlungen, welche zusammen »Winkl« heißen.

Im Winkl — oder, um den Namen nach der Schriftsprache auszudrücken, im Winkel — stand zu der Zeit, von welcher hier berichtet wird, ein Maierhof, der Herrschaft zu Ort als bäuerliches Lehen unterthan. Das Gebäude war stattlich und geräumig wie eines Müllers Behausung, aus Stein aufgeführt, von weitläufigen Wirthschaftsgebäuden umgeben. Zu dem großen Gehöft gehörten einige Aecker, viele Wiesen, Alpentriebsrechte, Gehölze und sonstige Nutzungen, so daß, wenn es kein

unterthäniges Grundstück gewesen wäre, der Lehensherrschaft zu Zinsen und Gülten, dem obersten Landesherrn zu Steuern und Gaben verpflichtet, der Winklmaier für sein Besitzthum schwerlich einen von den Freihöfen am See genommen hätte.

Zur Stunde war es ziemlich still in der großen Wirthschaft. In den Stallungen, worin vom Tage des heiligen Michael bis wenigstens zum Kreuztag im Mai zahlreiche Rinder brüllten, stand jetzt eine einzige Kuh, welche, des häuslichen Bedarfs wegen zurückbehalten, dem Vergnügen der Sommerfrische auf der Alm entsagen mußte. Der Maier und die Knechte waren nicht daheim, die Dirnen noch nicht zum sonntäglichen Besuch aus ihren Sennhütten angelangt. Die Malerin saß auf der Bank vor der Thür, müßig, wie es sich am Tag der Ruhe geziemt, in ihrer Weise geputzt und ebenfalls in ihrer Weise so hübsch, als es sich für eine Mutter schickte, von deren vielen Kindern einige schon erwachsen waren. Die Frau mochte nahe an vierzig Sommer erlebt haben, vielleicht zwei oder drei weniger. Die behagliche Fülle ihres breiten Antlitzes, ihrer runden Gestalt zeigten sehr wohlerhaltene Reste einstiger Schönheit, deren Haupt- und Prachtstück, ein schwarzes Augenpaar, noch in unversehrtem Glanze strahlte. Ein paar Sprößlinge von zartem Alter spielten im Gras; sein Mägdlein von etwa zehn Jahren saß ganz ehrsam neben der Mutter und schaute gegen den Puechberg hinunter auf den Weg, der

sich zur schönen Sommerszeit nicht ganz ohne Erfolg für eine Fahrstraße ausgab.

»Die Lisi bleibt lange aus,« sagte die Maierin, über die rechte Schulter gegen den See hinabschauend; »warum kommt sie denn heute gar nicht vor? Sonst ist i sie doch immer die erste von den Dirndln.« — »Horch,« erwiderte Ditterl, heut wird's schier umgekehrt seyn. Ich höre die Mierzl und die Lenerl. Die können's mitsammen, wie keine sonst.« Die kleine Judith hatte sich nicht verhört. Aus dem Walde her erklang von der Höhe ein lauter lustiger Ludler, von zwei frischen Stimmen in den frohmüthigen Sommermorgen hinausgeschmettert wie Lerchentriller und Finkenschlag. Der Gesang dauerte nicht lange; er sollte ja nur die Ankunft der Sängerinnen melden, welche von weitem das Vaterhaus begrüßten.

Die Maierin hatte mit Freude und Wehmuth zugleich den wohlbekanntten Tönen gelauscht. Vor ihre Erinnerung mochte das Bild der Zeit getreten seyn, in welcher sie selber, eine flotte Almerin, den alten Felsen manchen guten Jodler vorgeludelt hatte. Doch der Anflug von wehmüthiger Erinnerung hielt nicht Stand vor der mütterlichen Freude, als die Augen der Frau zwei ihrer Töchter leibhaftig vor sich erblickten, ein paar so schöne Schwaigerinnen,[Die landesübliche Aussprache in Oberösterreich lautet (ungefähr) Schwoagerin. Beiläufig wird hier noch zu bemerken seyn, daß der Verfasser überhaupt die Rechtschreibung nur dann der Sprachweise

des Volks anpaßt, wo es ohne Zwang geschehen kann. Er nimmt keinen Anstand, Alm für Alpe zu schreiben; eben so natürlich findet er die Ausdrücke Bue, Dirndl u. a. m., doch wird er sich hüten, mit den im Irrgarten der Volksdichtung umhertaumelnden Sprachkünstlern die vergeblichen Bestrebungen zu theilen, wodurch sie vermittelst der Buchstaben die ländliche Aussprache wiedergeben wollen, eine Mühe, die just so zweckmäßig und vernünftig erscheint, als wollte man französische und englische Worte nicht nach ihrer ursprünglichen Schreibart, sondern nach der Aussprache vor Augen führen. Meines Erachtens wenigstens wäre es eben so gut, zu schreiben: »Comman wu porteh wu?« als »Bleaml« oder »Boan.« Nur in seltenen Ausnahmefällen mag dergleichen erlaubt seyn; in der Regel ist anzunehmen, daß dieses oder jenes Wort, auch wenn es ein Gauwort (Provincialismus) ist; schriftdeutsch geschrieben, vom Volk in verschiedenen Gauen eben ganz anders ausgesprochen wird, als seine Buchstaben anzuzeigen scheinen. Anm. d. Verf.] als nur jemals »sauber angelegt« am Sonntagsmorgen mit Schmalz und Topfen zu Thal gekommen waren.

Jubelnd sprangen die Kinder den Ankommenden entgegen. Diese aber hatten noch nicht das Haus erreicht, als wieder eine Schwester sichtbar wurde, welcher in kurzer Entfernung noch ein paar andere Sennerinnen folgten. — »Grüß Gott, Mierzl, Nanderl, Lenerl!« rief die

Maierin, ihre drei Töchter der Reihenfolge des Alters nach anredend; »grüß euch Gott, ihr andern auch! Jetzt fehlt nur noch die Lisi, dann habe ich alle meine Dirndl bei einander.« — »Sie wird schon vorkommen,« scherzten die Mädchen; »beim Essen bleibt sie nicht aus.« — »Geht nur hinein, Menscherl,« sagte die Maierin; »ich habe euch in der Früh einen Bunkel gebacken. Er steht in der Tischlade. Laßt der Lisi und dem Buben ein Stückerl übrig.«

Die Schaar drängte sich in die Stube. Die Frau verweilte auf der Schwelle, weil sie beim Puechberg eines Reiters wahrnahm, der gemächlich die Richtung nach dem Winkl einhielt. Sie erkannte von weitem die lange Gestalt auf dem kleinen Rößlein, wenn gleich sich das gelbe hagere Gesicht noch nicht unterscheiden ließ. Doch auch das kam bald genug in die Nähe und des Reiters laute Stimme rief: »Guten Morgen, Annemierl. Ruf' mir den Winklmaier heraus.« — »Eben so viel, gestrenger Herr,« antwortete das Weib; »wenn der Herr Paltenauer ein wenig warten mag, der Xaver wird geschwind heimkommen. Er ist nur nach Neukirchen gereist.« — »Ich warte schon,« sagte Andreas Paltenauer, der Pfleger von Ort, indem er abstieg und sein Pferd anband. »Aber wie ist mir denn? Ich war doch auch zu Neukirchen in der Predigt und habe den Winklmaier-Franz mit keinem Auge gesehen.« — Die letzten Worte klangen spöttisch genug. Annemierl schien sie zu

überhören. — »Was mag der gestrenge Herr?« fragte sie; »etwas aus der Kuchl?« — »Aus dem Keller, Annemierl,« beschied Paltenauer; »die Lisi soll mir einen Most herausbringen. Du kannst mir auch ein bissel einen Käs langen.«

Jetzt war die Reihe an der Frau, spöttisch mit den Lippen zu zucken. Sie that es auch redlich, doch nicht eher, als bis sie ihrem Gast den breiten Rücken zugekehrt. Während sie in's Haus ging, sprach sie das zu in ihren Gedanken: »Was der sich nicht alles einbildet! Vor mehr als zwanzig Jahren hat er im Winter vor meinem Fenster Gasselreime gewispert und ist mir im Sommer gen Alm nachgestiegen. Schon damals hat er mir nicht gefallen. Hernach, wie ich sein Weib geworden, hat er erst keinen Frieden gegeben. Wie der Meinige mit Harnisch und Wehr zu Felde gezogen war, da hat der brave Herr Andree vollends gemeint, es müßte seyn. Es hätte ihm freilich nichts geholfen, und wäre er so sauber gewesen wie der Erzengel Michael in der Stiftskirche zu Lambach, denn ich war eine rechtschaffene Stroh Wittwe; aber der gestrenge Herr hat mich nicht einmal in Versuchung geführt und mich kein einziges Vaterunser gekostet; er war mir zu wild (garstig). In den zehn Jahren ist er noch wilder geworden, und doch bildet er sich jetzt mein Liserl ein, das allersauberste von meinen wohlgemachten Dirndln. Schau, schau! Nicht alle Narren stecken im Koller, und ich könnte einen verrathen.«

Während Paltenauer, der alternde Minnebold, auf der Bank vor dem Hause mit durstiger Kehle des Nektars aus Aepfelsaft, und mit begehrllichem Herzen der ländlichen Hebe harrete, rasselte auf dem holperigen Wege ein einspänniges Gefährt herauf. Das Leitseil hielt ein vierschrötiger Mann von gesundem, fröhlichem Aussehen. Dem Anschein nach mochte er ungefähr vierzig Jahre zählen, wie der würdevolle Ernst in seinen Zügen, der lange Bart und der starke Bauch andeuteten. Im übrigen zeigte das Antlitz ein auffallendes Gepräge frischer Jugend. Auf den braunen Wangen lag ein Anflug von lebhaftem Roth. Die straffe Haut zeigte noch nicht einmal in den Augenwinkeln jene Erstlingsfalten, die — Hühnertritte heißen — als Vorboten der Runzeln sich einzustellen pflegen. Die Augen blickten in ruhiger Klarheit in die Welt hinaus, bläulich grün wie der See, wenn er den Himmel widerspiegelt; es war, als hätte seine Mutter, da sie ihn unter dem Herzen trug, das Wasser oft in träumerischer Sehnsucht angeschaut. Im Ausdruck der Züge, in Wesen und Geberde des Mannes sprach sich feste Entschlossenheit unverkennbar aus, im Gegensatz zu der schüchternen Bescheidenheit, welche bei dem Landvolk jener Gegend meistens angetroffen wird. Wenn er nicht einen niedern, breitkrepfigen Hut von grauer Farbe getragen, er hätte wohl eher einem Tiroler gleichgesehen als einem Viechtauer.

»Schau, der Franzl!« sagte Paltenauer. — »Schau, der

gnä' Herr i« antwortete der Ankömmling, indem er anhielt und mit der Fahrgeißel knallte. — »Du wirst schier eine Brille haben müssen,« brummte der Pfleger, »wenn du den gestrengen Herrn für den gnädigen anschaust.« — »Der gestrenge Herr schaut mich ja auch für einen andern an,« versetzte der Maier. »Ich bekenne nur Farbe.«

Weib und Kinder quollen aus der Thüre, um den Hausvater willkommen zu heißen. »Bist du da, Xaveri?« rief Annemierl; »der gestrenge Herr verlangt dich.« — »Der gestrenge Herr hätte mich wohlfeiler haben mögen,« meinte Xaver; »zu Neukirchen bin ich an ihm vorbeigefahren. Er ist just vom Roß gestiegen und ich habe ihn fein höflich begrüßt.« — »Meiner Treu,« stammelte Paltenauer, »ich habe dich nicht gekannt, Winklmaier.« — »Der gestrenge Herr hat eben vielerlei Gedanken im Schädel,« spottete der Maier im ernsthaftesten Tone; »um so mehr freut es mich, daß ich nach der Predigt Ihm wieder beigefallen bin. Vielleicht denkt Er abermals an mich, wenn einmal der Brillenkrämer nach Ort kommt.«

Paltenauer griff zum Krüglein und zum Imbiß, die Annemierl ihm reichte, während die Mädchen Roß und Wagen in den Hof brachten. »Will der gestrenge Herr nicht hereinkommen?« fragte das Weib. — »Ich habe mit dem Maier zu reden,« versetzte Paltenauer, »und will die Kitteltauben drinnen nicht stören.« — »Und du, Xaveri,

was magst du?« wandte sich Annemierl zu ihrem Mann. — »Ich warte schon bis zum Essen,« beschied Xaver; »ich bin drüben nicht zu kurz gekommen und war beim Zugreifen nicht verzagt.« Das Weib ging. — »Der Kleinmuth ist nicht dein Fehler,« bemerkte Paltenauer mit vollem Munde, wobei er fleißig gegen den See hinabsah, als ob er jemand erwarte.

Xaver merkte es wohl. Der gestrenge Herr wartete auf die Lisi, die, wie er ohne Mühe ganz richtig schließen mochte, noch nicht daheim seyn konnte, weil sie sonst mit den andern zweifelsohne zum Vorschein gekommen wäre. Indessen that der schlaue Bauersmann gar nicht dergleichen, als spüre er etwas, sondern gab auf die Redensart des Gastes eine andere von gleichem Schlag zum besten. »Ein blöder Hund wird nicht fett, gestrenger Herr,« sagte er gleichmüthig. — »Fett genug bist du,« meinte Paltenauer; »willst du dich einen Hund nennen, so ist das deine Sache.« — »Also der gestrenge Herr hat mir was zu sagen?« fragte Xaver, als hätte er den ungnädigen Scherz gar nicht vernommen. — »Deßwegen bin ich da,« versetzte Paltenauer, augenscheinlich sehr zufrieden, das Gespräch in ein Geleise gelenkt zu sehen, wo er sich mehr im Vortheil fühlen konnte. »Ich muß dir sagen, daß der gnädige Herr sein Geld nothwendig braucht.«

»Ich weiß schon, wozu,« versetzte Xaver finster; »aber das geht mich nichts an. Ich habe keine Stundung begehrt, und wenn es einer hinter meinem Rücken gethan

hat in meinem Namen, so hat er gelogen wie ein Dieb.« — »Du verstehst mich nicht recht, Winklmaier,« fuhr der Pfleger fort. »Eine Frist hat niemand für dich begehrt. Aber du hast neulich im Schiff zu Gmunden lose Reden geführt gegen die Herren Landstände. Sie seyen Schelme gegen das Reich und Verräther gegen das hochlöbliche Erzhaus, hast du dich verlauten lassen.« — »Sonst nichts?« rief Xaver. »Der gestrenge Herr ist falsch berichtet worden. Ich habe nicht von den Herren Ständen in Oesterreich gesprochen. Von den rebellischen Landherren in Böhmeim war die Rede, und da habe ich gesagt, überall in der Welt gälten diejenigen für Schelme und Verräther, welche Eid und Pflicht brächen.« — »Schon recht, Winklmaier, du hast den Sack geschlagen und den Esel gemeint.« — »Jetzt nennt der gestrenge Herr die böhmischen Stände einen Sack und die in Oesterreich einen Esel.«

»Stechen wir nicht Sylben, mein Freund. Deine Reben haben den Verdacht erweckt, du könntest in böswilliger Absicht die Zahlung zurückhalten, um, so viel in deinen schwachen Kräften steht, die Rüstungen deines gnädigen Herrn zu hemmen. Darum bin ich gekommen, dich wohlmeinend zu warnen. Wenn die letzte Einzahlung nicht auf den Tag, nicht auf die Stunde in meiner Kanzlei zu Ort blank und baar in grober Münze geleistet wird, wie es bedungen worden, dann ist das Lehen verfallen und wird ohne Nachsicht gezuckt. Wonach sich zu

richten. Rücksichten hast du von der Herrschaft nicht zu erwarten.«

»Ich habe alle meine Fristen pünktlich eingehalten,« versetzte Xaver ruhig, »und werde die letzte nicht verpassen. Ich verlange keine Nachsicht, nicht einmal Billigkeit von der Herrschaft, sondern nur mein Recht. Ich werde am Verfalltag mein Geld auf das Zahlbrett hinlegen, wie ich schuldig bin. Was mit den Albrechtsthälern [Die großen Thaler, welche Erzherzog Albrecht in den Niederlanden im Jahr 1598 zu schlagen begonnen, wurden anfänglich Albertus- oder Albrechtsthaler geheißen; später nannte man sie Brabanter, Kreuz- und Burgunderthaler. Sie waren leichter als die Kronthaler, welche zuerst im Jahr 1755 aufkamen.] geschieht, was kümmert es mich?« — »Das ist löblich gesprochen und freut mich zu vernehmen,« sagte der Pfleger. »Es wäre etwa gut, wenn du immer so gedacht hättest; es ist nicht wohlgethan, wenn der Grundholde mit seiner beschränkten Einsicht gescheiter seyn will als seine hohe Obrigkeit.« — »Sehen unsere gnädigen Herren das endlich ein?« fragte Xaver mit scheinbarer Unbefangenheit, und fügte nicht minder gelassen hinzu: »Jeder soll über sich schauen, der Unterthan zur Herrschaft, die Herrschaft zum Reichsstand, der Reichsstand zum Kaiser, der Kaiser zu unserem Herrgott, und dann geht alles wie von selber.«

Paltenauer drohte mit dem Finger. »Hüte dein loses

Maul,« brummte er dazu, »und bleibe fein bei deinem Leisten!« — »Ich thu' es ja, gestrenger Herr,« antwortete der Maier; »ich leiste meine Schuldigkeit nach wie vor,« aber es freut mich, aus Euern Worten zu vernehmen, daß die gnädige Herrschaft unser einem endlich mit gutem Beispiele vorangehen will.« — Paltenauer fühlte den Stachel des Spottes empfindlich genug; doch wenn er ein Gesicht schnitt, wie der Teufel im Weihbrunn, so hatte er dazu noch einen andern Grund. Von weitem sah er etwas, das ihm zuerst gefallen wollte, ihm aber im höchsten Grade mißfiel, bevor das Vergnügen nur seinen Anfang genommen. Er erblickte Lisi's anmuthige Gestalt, aber zugleich auch einen jungen Burschen, mit dem sie ganz vertraulich Hand in Hand des Weges kam. Und selbiger Begleiter war nicht ihr Bruder, denn der Loysl schlenderte einen Steinwurf weit hinter dem Pärlein einher. Auch würde der Pfleger von Ort in der That dringend selber der Brille bedurft haben, welche er kurz zuvor so höhnisch dem Winklmaier angeboten, wenn er den Enkel seines Gebieters mit dem Winklbuben verwechselt hätte.

4.

Xaver sah die drei Nahenden recht gut, und eben so wenig entging ihm des Pflegers Gemüthsbewegung. Gern hätte er über den eifersüchtigen Grimm des verliebten Alten gelacht; doch leider ging es ihm über jeglichen Spaß hinaus, daß just der Junker von Ort den Anlaß zum Eifern bieten mußte. Statt lustig, wurde der Maier plötzlich sehr ernsthaft, während er sich zugleich in seinem Herzen verwunderte, daß er nicht lange schon gemerkt, worüber erst jetzt das bitterböse Antlitz des Pflegers ihn belehrt hatte.

Paltenauer erhob sich, und indem er sein Rößlein losband, sagte er mit gezwungenem Lächeln: »Wenn du das Geld schon bereit liegen hast, Winklmaier, so führe es lieber heute ab als morgen. Die Herrschaft könnte es gut verwenden und du wärst vor Dieben sicher. Ein Räuber, welcher dir die paar hundert Gulden nähme, brächte dich damit um Haus und Hof.« — »Ich muß das Geld erst zu Lambach holen, gestrenger Herr,« versetzte Xaver. »Wenn ich es zur Hand hätte, sollte mir's wahrhaftig auf die paar Tage nicht ankommen.« — »Wie du magst Winklfranz. Nur komme nicht zu spät zum Zahlbrett; ich rathe dirs ernstlich. B'hüt Gott.«

Nach diesen Worten trabte Paltenauer davon. An dem

jungen Herrn ritt er mit höflichem Gruße und höhnischer Miene rasch vorüber, ohne sich aufzuhalten. Die schöne Sennerin würdigte er keines Blickes. »Schau, schau!« lachte Guidobald, als er zum Hause hinkam; »was hat denn der Giftmichel im Winkl gesucht?« — »Ich will's dem gnädigen Junker geschwind sagen,« beschied Xaver; »setze Er sich her zu mir.«

Verwundert sahen Lisi und Guidobald den Vater an; Seine förmliche Höflichkeit gefiel ihnen noch weniger, als des Pflegers gallenbittere Miene, sie wußten selber nicht recht warum. Doch hätten sie auch nicht schwören dürfen, daß sie gar keine Witterung davon spürten. Der Mann pflegte Du oder höchstens Ihr zu dem Junker zu sagen, der unter seinen Augen aufgewachsen, und seine steife Anrede klang jetzt sehr unheimlich. Indessen ließen die beiden sich weiter nichts anmerken von ihrem Erstaunen. Lisi eilte in's Haus, wohin Loysl ihr folgte; Guidobald setzte sich auf die Bank und sagte: »Hebe dein Sprüchlein an, mein guter Xaveri. Was hat der Grüngelbe gewollt?«

»Es ist eine lange Geschichte, Junkerlein,« versetzte der Maier. »Sie schreibt sich noch vom neuster Jahrgang her. Ich war damals ein Kleinhändler und mich traf das Loos, mit dem Aufgebot auszuziehen.« — »Und deßhalb kommt der Paltenauer heute zu dir?« fiel ihm Guidobald hastig in die Rede. »Du hast damals mit eigener Gefahr meinem Herrn Vater das Leben gerettet. Das war ein

wackeres Soldatenstück.« — »Vielleicht, vielleicht auch nicht,« nahm Xaver wieder das Wort. »Aber für selbiges Stücklein habe ich mein stattliches Trinkgeld bekommen, und die Arbeit ist richtig bezahlt. Als ich aus dem Kriege heimkehrte, brachte ich einen wohlgefüllten Säckel mit. Wir hatten dem Passauer Volk gute Beute abgejagt, die sie den armen Leuten — genommen. Zu Hause lagen fünfzig Gulden, die mir der Pappenheimer verehrt, und ich hatte damit mehr als hundert Gulden beisammen.«

»Ein recht artiges Geldlein,« meinte Guidobald, »aber ich verstehe nicht, wie das hierher gehört?« — »Ein's gehört zum andern,« hob Xaver wieder an. »Der Kriegszug hatte mich gescheit gemacht. Ich hatte mir die weite Welt mit offenen Augen angeschaut. Schon im Anbeginn merkte ich geschwind genug, daß ich bisher eine Schnecke im beinernen Gehäuse vorgestellt und doch zum Vogel bestimmt war. Ich gab fleißig Obacht auf Weg und Steg. In den Städten fragte ich nach der Leute Thun und Treiben. Nach meiner Heimkehr erzählte ich dem hochwürdigen Pater Pentenrieder, was ich gesehen und was ich dabei gedacht. Ist der Knopf dir aufgegangen? fragte er lachend und ging mir alsbald mit gutem Rath an die Hand. Statt Löffel zu schnitzen, kaufte ich welche und fuhr damit zu Markt. Mit dem Erlös brachte ich Muster von gedrehten Holzwaaren aller Art zurück, um sie im Winter nachzumachen und nachmachen zu lassen. Das schlug ein; in der Viechtau

hatte es noch keinen Verleger gegeben wie mich. Aus allen Ecken und Enden liefen die Leute mir zu, und die fremden Krämer konnten kein Dutzend Löffel mehr auftreiben. Die fünfzig Gulden, welche der Pappenheimer hergegeben, konnte ich bald wieder aus dem Geschäft herausziehen. Sie gehören der Liserl, und der Hofrichter von Traunkirchen verwaltet sie sammt Zinsen und Wiederzinsen. Bis das Dirndl einmal heirathet, hat sich das Geld wenigstens verdreifacht.« — Guidobald senkte die Wimpern und wurde feuerroth. Es war ihm nie in den Sinn gekommen, daß die Dirne jemals heirathen könnte, und das Wort machte allerlei Vorstellungen in ihm rege. Der Weg zum Traualtar geht ja durch die Liebe.

»Ein paar Jahre später,« berichtete Xaver weiter, »besaß ich Geld genug, um an die Erwerbung eines Bauernhofs zu denken, ohne darum die Handelschaft aufzugeben. Zu selbiger Zeit geschah es daß der alte Winklmaier starb. Er hatte nicht Kind noch Kegel hinterlassen und das Lehen fiel der Herrschaft heim. Es fehlte nicht an Bewerbern, aber ich war derjenige — darunter, welcher die größte Anzahlung bieten, die meiste Sicherheit gewähren, die kürzesten Fristen für den Rest des Einkaufsgelds anberaumen konnte. Freilich war ich dem gnädigen Herrn Erasmus nicht recht; er wolle keinen altgläubigen Götzendiener zum Maier haben, sagte er alleweil. Aber Euer Herr Vater legte ein gutes Wort für mich ein.« Dazu brauchte die Herrschaft gar dringend

baares Geld und ich bot klingende Münze. Kurz, der Handel kam zu Stande, aber unter schweren Bedingungen für mich, die ich dem bösen Willen Eures Groß-Herrn-Vaters verdanke.«

»Warum hast du sie dir gefallen lassen?« fragte Guidobald; »ich an deiner Stelle wäre in eine andere Herrschaft gezogen.« — Ich habe wohl auch daran gedacht,« erwiderte Xaver; »aber es ist nicht gegangen. Mein Weib mag die Viechtau nicht verlassen und ich selber fürchte mich vor dem Heimweh. Ich weiß, wie es thut. Der Viechtauer ist wie ein Hase; sein altes Lager muß er immer wieder suchen. Und dann kommt noch etwas dazu: ich muß für das Geschäft an wohlgelegener Stelle hausen, nah dem See und doch bei den Bergen, und brauche zuweilen viel Platz. So haben mich denn die Scheu vor dem Heimweh und die Rücksicht auf den Vortheil meiner Handelschaft bewogen, die harten Bedingungen einzugehen, um nur die günstige Gelegenheit nicht zu versäumen.« — »Jetzt weiß ich immer noch nicht,« meinte Guidobald, »was der Paltenauer heute am Sonntagsmorgen damit zu schaffen hatte.« — »Die letzte Zahlungsfrist steht vor der Thür,« sprach Xaver weiter. »Ich habe noch dreihundert Gulden zu erlegen. Sobald sie getilgt sind, bin ich bügelfest auf dem Erblehen. Versäume ich aber die Frist, so hat die Herrschaft das Recht, mich vom Hofe zu jagen. Von den gemachten Einzahlungen bleibt dann der dritte Pfennig

verfallen und für die zwei andern Drittel werden Pfandbriefe ausgestellt. Nun war der gestrenge Herr da, um mich zu erinnern, daß der gnädige Herr nicht gesonnen sey, mir Nachsicht zu schenken.« — »Bedarfst du denn der Nachsicht, Xaveri? Das wäre mir leid, denn der Pfleger wird wohl die Wahrheit gesprochen haben. Unser alter Herr ist seit einiger Zeit sehr übel auf dich zu sprechen und der Magister gießt alleweil noch Oel in's Feuer.«

»Ich habe bisher keine Nachsicht begehrt, Junkerlein. Eigentlich war mein Plan, das Geld eine gute Weile noch vor dem Verfalltag abzuführen. Um Lichtmeß hatte ich es beisammen. Aber der Winter war hart, der Hunger groß im Gebirg und einer gnädigen Herrschaft Steuerbote unerbittlich gegen die armen Leute, besonders gegen solche, die nicht vom Glauben der Väter abfallen wollen. Ich verwendete meine dreihundert Gulden zu Vorschüssen, um den einen ihr Häuslein zu erhalten und die andern vom Hungertode zu retten.« — »Und jetzt bist du selber in Verlegenheit, nicht wahr?« — »Beileibe, Junkerlein. »Heute Abend noch spanne ich mein Brändl ein, gleich nach dem Mittagessen, und reise nach Lambach. Ich finde dort schon meine rechten Kampln. Es ist just, als klimperten mir die Albertusthaler schon im Sack.« — »Also Glück zu,« sagte Guidobald, sich erhebend; »jetzt aber will ich nach der Godl schauen und dann meinen Hut heimtragen.«

»Ich habe dem jungen Herrn sonst noch etwas zu sagen,« hob der Vater zögernd an, indem er ohne Umstände seinen Gast wieder auf die Bank niederzog, »und die Ditterl rufen wir dann heraus.« — Der Junker fügte sich schweigend. Abermals fielen ihm siedend heiß die Gedanken auf's Herz, welche der förmliche Empfang Xavers in ihm erregt hatte. Vermuthlich hegte Lisi ähnliche Vorstellungen, sonst wäre sie gewiß herausgekommen. — »Wenn der gestrenge Herr heimkommt,« begann Xaver wieder, »was wird er wohl erzählen?«

Guidobald zuckte die Achseln statt aller Antwort und sah den andern fragend an. — »Der junge Herr stellt sich bummerwitzig,« fuhr Xaver fort, »aber Er weiß so gut wie ich selber, daß der Spieß hinter der Thür steht. Der gestrenge Herr Andree wird spornstreichs heimreiten, um brühwarm zu hinterbringen, wie er den Junker Baldi Hand in Hand mit der Schwaigerin gesehen hat.« — »Und dann?« fragte Guidobald; »sind wir, die Lisi und ich, nicht mitsammen aufgewachsen?« — »Aufgewachsen, freilich, Junkerlein. Ihr sagt das rechte Wort; da wollte ich Euch haben. Ihr wachst nicht mehr, Ihr habt die Kinderschuhe ausgetreten, und alldieweil das Aufwachsen ein Ende hat, so werden Feuer und Stroh schier von einander wegzurücken seyn, bevor es zu spät geworden.«

»Bei diesen Worten ging dem Hörer ein Licht auf, so

hell, als stünde er droben auf dem Traunstein und sähe im Osten die Sonne emporsteigen. Nicht minder ward ihm augenblicklich klar, daß die Vorsicht zu spät kam; das Stroh flackerte ja lichterloh. — »Ich bin wenig daheim,« fuhr Xaver fort, »und habe auch bisher nicht sonderlich Achtung gegeben auf das junge Volk. Ihr seyd so unversehens mitsammen groß geworden, daß ich es in meines Herzens Einfalt gar nicht gemerkt habe. Ich wüßte jetzt noch nichts davon, hätte der Paltenauer nicht so ein verdammt fuchsteufelswildes Gesicht geschnitten, wie er Euch mit dem Dirndl sah.« — »Hol' ihn dafür der und jener!« brummte der junge Herr. — »Ein weiser Mann lernt auch vom Feinde,« sprach der Winklmaier weiter; »machen wir es eben so, mein lieber Baldi. Laßt das Dirndl gehen. Wenn Ihr noch eine Weile so fortspielt, dann geht urplötzlich das Unheil an. Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um.« — »Wie sprichst du doch so überzwerch, o du mein Xaveri! Was wäre denn gar so gefährliches daran, wenn eins von deinen Dirndl'n mein Herzblatt wäre?« — »Von *meinen* Dirndl?« entgegnete der Maler langsam und nachdenklich; »lieb wäre mir's just nicht, das darf ich freilich sagen, aber ich ließe mir's doch eher gefallen, als daß ich Eurem Herzlein ein Leid zufügte. Ihr wißt ja, wie lieb Ihr mir seyd.«

Er ergriff bei diesen Worten Guidobalds Hand und setzte mit bewegter Stimme hinzu: »Wenn die Lisi mein eigenes Kind wäre, dann wüßten wir alle zum voraus

ganz gewiß, daß Ihr sie nimmer heirathen dürft, und es fiele mir nicht bei, Euch die Freude zu verderben; In ein paar Jahren hätte die Geschichte von selbst ein Ende.« — Guidobald schüttelte voll Erstaunen das Haupt. Er verstand die Worte, doch begriff er nicht den Sinn. »Die List stammt aus edelm Blute,« sprach er halblaut, »und die Geschichte braucht kein Ende zu nehmen.« — »O weh,« brummte Xaver in seinen Bart, »ich komme schon zu spät!«

Er erhob sich, und den Gast mit sich führend ging er gegen den Puechberg hinab. Guidobald wußte nicht, wie ihm geschah, und einem Betäubten gleich ließ er sich willenlos von dem Hause weggleiten, worin sein Herz und seine Seele weilten. Nach einer geraumen Weile erst hob der Maier wieder an: »Der arme Mann heirathet frischweg; ihn kümmert nicht, was zuvor geschehen. Ein edler Knabe dagegen darf seine Braut nur im weißen Kränzel zum Altar führen. Verspielt ist die ganze Hochzeit, auch wenn er es selbst gewesen, der das Kränzchen genommen.« — Abermals schüttelte Guidobald den Kopf. Ohne sich darum zu kümmern, und immer weiter fortschreitend, sprach Xaver weiter: »Die Lisi ist anvertrautes Gut. Ich kann sie keinem Bäuerlein zum Weibe geben; Ihr dürft sie nicht nehmen, weil niemand ihren Namen kennt. Und wenn der Name bekannt wäre, Euch würde es erst nichts helfen. Denkt an den alten Herrn, denkt an Euern Vater, denkt an den

Dominus.«

»Wir können ja warten,« meinte Guidobald, der, von den Worten Xavers aus dem Halbschlummer der kindlichen Empfindungen so unerwartet wach gerufen, urplötzlich über seine Liebe sich selber klar geworden. — »Warten ist schon recht,« versetzte der Maier; »ihr seyd alle beide noch sehr jung. Aber zwischen Warten und Warten ist ein Unterschied. Der Erbe von Ort kann sich die lange Zeit nicht verkürzen wie der erste beste frische Bue, der Samstags Nacht gen Alm steigt. Das wird Er begreifen.« — »Und wenn ich es nicht begriffe?« — »Dann denke Er daran, was ich vorhin sagte vom Traualtar. Ferner vergiß Er nicht, daß eines Tages der Graf von Pappenheim mit dem vornehmen Herrn Vater der Lisi auftauchen kann, wie aus dem See gestiegen. Der Junker will mich doch nicht zum Schalksknecht machen vor selbigen Herrn? Auch wird Er selber begehren ihnen frank und frei unter die Augen zu treten.« — »Wären sie nur schon da!« seufzte Guidobald.

Der Seufzer des Jünglings schnitt dem Maier durch die Seele. Seine eigenen Kinder waren ihm nicht lieber, als Judiths Sohn. Am liebsten hätte er ausgerufen: »Es ist nicht so schlimm gemeint, mein Bubi; alles war ja nur Spaß!« Doch statt dessen bezwang er sein Herz mit Gewalt. Kurz angebunden rief er aus. »Es ist Zeit, daß Ihr heim geht. Eure Suppe wird eh' versalzen seyn, und wenn Ihr zu spät zum Essen kommt, wär's vollends aus.

Ueberlegt Euch fein meine Worte und handelt danach wie ein gerechter Mann. Ehrlich währt am längsten. B'hüt Gott!«

Er drehte sich auf dem Absatz um und eilte seinem Hause zu, so rasch, so entschlossenen Schrittes, als ob er in Reih' und Glied mit gefälltem Spieß dem hellen Haufen des Feindes entgegentürmte. Ein Feind war es freilich nicht, was seiner harrte, vielleicht aber ein Sturm. Im übrigen war der wackere Mann mit sich selber höchlich zufrieden. Er meinte seine Sache recht gut gemacht zu haben. Nicht eine Ahnung von Sorge drückte ihn, daß er etwa einen Pechkranz in den Pulverthurm geworfen.

5.

Dem Anstoß, welchen er erhalten, unwillkürlich gehorsam, ging Guidobald nach dem See hinunter, um sein Fahrzeug aufzusuchen. Der Kopf war ihm schwer, unter den Füßen schien sich der Boden zu verlieren, und während er auf leichten Sohlen einherschritt, sauste und brauste es ihm in den Ohren, wie das Toben der entfesselten Windsbraut. — Er hatte eine verhängnißvolle Viertelstunde erlebt. Nicht bloß das Räthsel seines Herzens war ihm ganz unversehens klar geworden, nicht nur beleuchtete die unerwartete Helligkeit die Schwierigkeiten der Zukunft, sondern die Worte des Warners hatten Vorstellungen wach gerufen, deren leiser und bereits unruhiger Schummer ohne sie vielleicht noch ein Weilchen gedauert hätte. Der getreue Eckhart war dießmal mit seiner Abmahnung zum Wegweiser nach dem Zauberberg geworden. Die Worte Xavers hatten dem jungen Herrn vollständig klar gemacht, weshalb er auf dem See so nachdenklich geworden, nachdem Lisi vom Mitterecker-Jodl gesprochen, welcher seine Rest auf dem Spitzelstein heimgesucht. Fort und fort tönte ihm das Sprüchlein in den Ohren vom frischen Buben, der Samstag Nachts gen Alm steigt. Er dachte nicht an die vernünftigen und biederherzigen Vorstellungen, welche

der Maier ihm gemacht; die Samstagsnacht hielt alle seine Gedanken gefangen. Zwar faßte er nicht förmlich den Entschluß, am letzten Wochentage bei Nacht eine Wanderung zu wiederholen, die er bisher gelegentlich nur bei Tage unternommen; doch mochte seinem Bewußtseyn immerhin die Vorstellung nicht ganz fremd bleiben, daß in sechsmal vierundzwanzig Stunden ein solcher Vorsatz möglicherweise reif werden könnte. Derlei keimt und geht noch schneller auf, als Kressensaat im Frühling.

Mit solchen Vorstellungen beschäftigt, erreichte Guidobald seine Platte, und noch war er zu keinem vernünftigen Gedanken gediehen, als er in die heimische Schiffhütte einfuhr. Er sprang an's Land, und wie er den Boden berührte, fiel ihm alsbald ein schweres Gewicht auf's Herz. Er dachte an die brühheiße und versalzene Suppe, welche ihm der Pfleger zweifelsohne angerichtet, an die endlos langweiligen Ermahnungen, mit welchen der Großvater, der Vater und der salbadernde Dominus ihn sicherlich stundenlang peinigen würden. Was half es ihm jetzt, daß er für die Mutter eine treffliche Ausrede bereit hielt, die zufällig nicht einmal erfunden war? Vergeblich hatte er sich darauf gefreut, einmal mit ganz sauberem Gewissen heimzukommen. Wenn er die Wahl gehabt, er würde unbedenklich vorgezogen haben, dem Mütterlein einen blauen Dunst vorzumachen, statt dem Hagelwetter des Großvaters, dem Platzregen des Vaters und der Dachtraufe des rothen Prädikanten

entgegenzugehen.

Aber er hatte ja keine Wahl, und nichts blieb ihm übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und sich zu fassen, wie es eben ging. »Ich bin ganz zufällig mit den beiden zusammengetroffen,« sprach er zu sich selber; »ich war gelandet, um beim Puechberger nachzufragen, ob sich kein Wechselwild am Sulzberg spüren läßt. Der Mann und seine Buben waren nicht daheim; so bin ich mit dem Winkl-Loysl vollends hinauf gegangen, um eine Milch zu essen.«

Wie Guidobald den Schloßhof betrat, wurde just das Eßglöcklein angezogen. Der Klang ertönte willkommen in des Ankömmlings Ohr. Hungrig war er ohnehin, und die Ausrede, welche er in aller Geschwindigkeit noch erdacht, hatte ihm seine volle Zuversicht zurückgegeben, so daß er mit scheinbar ganz unbefangener Miene dem großen Saale zueilte, wo Sonntags immer gespeist wurde. Inwendig war ihm freilich nicht ganz so wohl zu Muthe, als er sich anstellte.

Beim Eintritt in den Saal erhöhte sich Guidobalds Zuversicht. Er erblickte außer den erwarteten bekannten Sonntagsgästen ein paar fremde Herrn, und begriff im Augenblick, daß die Gegenwart derselben ihn nicht nur während des Essens und gleich nach Tische vor dem gefürchteten Unwetter sicher stellte, sondern auch eine Zerstreung bringen konnte, welche den Guß in einen milden Regenschauer verwandelte. Jedenfalls war ein

Aufschub gewonnen und die Ausrede wurde mit der Zeit nicht unwirksamer. Im Gegentheil, sie konnte desto leichter durchhelfen, je mehr der erste Zorn zu verrauchen Muße gefunden.

Die zwei Fremden mußten wohl vornehme und bedeutende Männer seyn, aus der ehrfurchtsvollen Art zu schließen, in welcher die stolzen und hochfahrenden Freiherrn mit ihnen verkehrten. Dem Gewande nach sahen sie ziemlich einfach aus; sie waren in ihren Reifekleidern, wie sie aus den Bügeln gestiegen, die Stiefeln noch hoch hinaufgezogen, den Degen im Wehrgehäng, den soldatisch auf einer Seite aufgekrempten Filz auf dem Haupte. Heutzutage nimmt man in geschlossenem Raum die Kopfbedeckung fast unbedingt ab; damals geschah es nur im Gotteshause, beim Gebet, Vornehmeren gegenüber oder in vertraulichster Bequemlichkeit, denn sonst gehörte der Hut zum Anzug, schier wie das Wamms selber.

Die Art der Behandlung, welche die beiden erfuhren, und ihr anständig einfaches Reisegewand bildeten die Aehnlichkeit zwischen ihnen; im übrigen zeigten sie sich himmelweit von einander verschieden. Der ältere war ein breitschulteriger, starkknochiger Mann, etwas mehr als mittelgroß, nicht wohlgenährt, aber auch nicht geradezu hager, mit einem bleichen Antlitz von leidenschaftlichem Ausdruck. Vorzüglich waren es die kleinen Augen, die, in wildem Feuer unter überhängenden Brauen

hervorblitzend, den Zügen ihre auffallende Seltsamkeit verliehen. Diese Augen glichen nicht übel zwei verderben sprühenden Falkonetten neben dem trotzigem Bollwerk der stark und starr vorgeschobenen Adlernase. Die Lippen beschattete ein dunkler Bart, der, von leichtem Reif kaum sichtlich gesprenkelt, rechts und links keck emporgewirbelt, weit hinaus stand; eben so hüllte sich das Kinn in dichtes krauses Rauhwerk, während die Wangen, der Sitte des Tages gemäß, sich glatt geschoren zeigten. Die Erscheinung des Fremden behauptete, trotz des wilden, leidenschaftlichen Ausdrucks im Gesicht, dennoch im Ganzen eine mehr gewinnende als abstoßende Haltung, eine gewisse Leutseligkeit, die so ziemlich wie herzliches Wohlwollen sich ausnahm.

Der andere Gast, ein Mann von höchstens vierzig Jahren, bildete den vollkommensten Gegensatz zu dem Begleiter von vornehm stattlichem Wesen. Auf der kleinen, dürftigen und schiefen Gestalt saß ein häßliches Gesicht, von Blatternarben entstellt und wie von einem Mehltau der Verkommenheit gezeichnet. Aus den wasserblauen Augen sprühte in lebhaftem Feuer ein unsauberer Geist, der sich besonders deutlich offenbarte, wenn ihr Blick auf des Fräuleins von Ort schuldlose Reize fiel. Der unförmliche große Mund von widerlich schlaffem Ausdruck zeigte sich von beständigem Grinsen geöffnet und ließ eine Doppelreihe verdorbener und verwahrloster Zähne sehen, deren Beschaffenheit an ein

abgebranntes Dorf erinnerte.

»Schau, da ist ja mein Bubi!« rief Martin Hofmann dem Eintretenden entgegen. — »Komm her, Baldi,« fügte der Großvater hinzu; »unserem geringen Hause widerfährt heute großes Heil. Wir haben die Ehre, den edlen Herrn Erasmus von Tschernembl unsern lieben Gast zu nennen, und mit dem alten Freunde, fürwahr nicht minder geehrt, den hochberühmten Kriegshelden Ernst Mannsfeld.«

Die fröhliche Miene des Vaters und des Großvaters verscheuchten auch den letzten Schatten von verdrießlicher Sorge aus Guidobalds Sinn. So wurde es ihm denn nicht schwer, die Gäste recht freundlich zu begrüßen. Wenn er auch nicht sonderlich davon erbaut war, jenen Tschernembl kennen zu lernen, welchen sein heimlicher Lehrer Pentenrieder als den Ausbund aller Nichtswürdigkeit zu schildern pflegte, so freute er sich doch um so mehr, den tapfern Grafen von Mannsfeld von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Der Mannsfelder war zwar ein nicht minder gefährlicher Feind der Kirche als Tschernembl, das Haupt der widerspänstigen Landherren in Oesterreich; aber die Herzen der Jugend fliegen willig dem Soldaten zu, sey er nun Freund oder Feind.

Guidobald war keinen Augenblick zweifelhaft, welcher von den beiden der Heerführer sey. Er wandte sich flugs zu dem älteren Herrn von so stattlichem Aussehen mit der Anrede: »Wie freut es mich, den Herrn

bei uns zu begrüßen! Der Herr Graf schaut nicht anders aus, wie ich mir in meinen einfältigen Gedanken den kühnen Feldhauptmann immer vorgestellt habe.« — Der Angeredete lächelte bittersüß, sein Begleiter aber lachte wie ein Kobold, laut und heftig. — »Ja wohl einfältig,« brummte der Großvater; »dummer Lalli . . . « — »Scheltet ihn nicht,« fiel der Blatternarbige dem alten Herrn ins Wort; »die Verwechslung ist für mich sehr schmeichelhaft. Wäre ich nur, wofür der Junker mich hält, ich ließe mir's gern gefallen. Ist es nicht besser Kopf seyn als Arm?« — »Ich fühle mich nicht minder geschmeichelt,« sprach der stattliche Fremde nun zu dem verlegenen Knaben; »möge es mir ein günstiges Vorzeichen bedeuten, daß mich der liebe Junker als einen siegreichen Feldhauptmann begrüßte!«

Judith kam ihrem bedrängten Sohn zu Hilfe. Sie nöthigte die Gesellschaft zu Tisch. Die fremden Herrn wurden zu den Ehrenplätzen geleitet. Die Angehörigen des Hauses reihten sich in hergebrachter Folge mit den gewöhnlichen Sonntagsgästen, dem Prädikanten, dem Pfleger und dem Waldmeister sammt ihren Weibern. Melander sprach das Tischgebet und versäumte natürlich nicht die Gelegenheit, den Fremdlingen ein Pröbchen seiner Beredtsamkeit beizubringen, wofür sie ihm wahrscheinlich nicht so dankbar waren als Guidobald, welcher inzwischen Muße gewann, sich zu sammeln und seiner Verlegenheit vollends Meister zu werden.

Die Mahlzeit ging unter luftigem Geplauder vorüber. Die Herren schienen sich das Wort gegeben zu haben, keine der ernsteren Saiten anzuschlagen, die ihnen nur allzunahe lagen. Die Untergebenen wagten keine Anspielung, geschweige denn eine Frage, obschon sie für ihr Leben gern erfahren hätten, welche Ursache den rastlosen Tschernembl und den abenteuernden Heerführer an die Gestade des Traunsees gelockt. Daß diese beiden nicht um eitler Zerstreung halber durch das Land ritten, ließ sich allenfalls denken; auch wußten sie sicherlich manche neue Zeitung, deren hohe Wichtigkeit sich eben aus ihrem Schweigen folgern ließ. Wer kleine Neuigkeiten mit sich führt, ist mit dem Auskramen schneller bei der Hand wie ein Marktfahrer, während der große Kaufmann sich um die kleine Kundschaft nicht kümmert.

Vor allen Dingen wurde tüchtig geschmaust und noch tapferer gezecht. Der Schloßherr von Ort hätte es für eine unauslöschliche Schmach gehalten, wenn seine Gastfreundschaft hinter dem Durst der Tafelgenossen, oder der Durst der Gäste hinter bei Gastfreundschaft zurückgeblieben wäre. Als der Nachtisch kam, glühte Tschernembl wie eine Eisenbarre, die aus den Kohlen gezogen worden, und ging mit dem Mannsfelder die Zunge durch wie ein wildes Füllen. Vorzüglich war es Eva, der er seine Aufmerksamkeit widmete. Mit den Augen beschoß er sie gleich einer Veste, und seine

Reden, nach dem Schlage des Feldlagers ausgeprägt, liefen Sturm wie ein heller Haufe von Fußknechten. — Das gute Kind glühte und fühlte sich betäubt, als hätte es selber ein paarmal zu oft vom goldenen Oesterreicher genippt. — Judith erhob sich, sobald sie es schicklicher Weise thun durfte. An Tschernembl richtete sie dabei die Worte: »Die wahre Höflichkeit setzt sich nöthigenfalls über das Herkommen hinaus. Die geehrten Gäste haben mit unsern Herrn gewiß noch von hochwichtigen Dingen zu reden. Wir wollen darum nicht länger stören.«

Tschernembls Miene gab ihr Recht, während sein Mund eine nichtssagende Einwendung versuchte. — »Meiner Treu!« rief Mannsfeld aus, »das ist ein harter Schlag. Jetzt wird es ja erst recht angenehm, und die edle Frau will so grausam seyn, dem Gelage seinen besten Schmuck zu rauben?« — »Unsere Gelage kennen nicht, was der Herr Graf einen Schmuck zu nennen beliebt,« antwortete Judith spitz.

Sie rauschte dein Ausgange zu, gefolgt von ihren Kindern und den Angehörigen der Herrschaft. Nur Melander wollte zögern. Ein Blick aus den Augen des alten Herrn hieß ihn den andern folgen. Während der Prädikant, in seiner Erwartung getäuscht, mit kaum verhehltem Aerger sich empfahl, sah Guidobald in ganz entgegengesetzter Weise seine Hoffnungen durchkreuzt. Er hatte darauf gerechnet, mit der Mutter zu gehen, und

statt dessen mußte er bleiben. »Den jungen Herrn behalten wir da,« ließ Tschernembl sich vernehmen. — »Er gehört in den Kriegsrath,« stimmte Mannsfeld ein und fügte in lautem Commandoton hinzu: »Halt, Pikenier, rechtsum kehrt euch, links abgeschwenkt, niederstellt euern Spieß!« — »Dageblieben, Baldi!« rief Martin. Sein Wort war nicht für Scherz zu nehmen, wie allenfalls des Mannsfelders Commando, und der Junker mußte sich fügen.

6.

Während der junge Knabe mit füßsaurer Miene und widerstrebendem Herzen sich neben Tschernembl niederließ, gab Mannsfeld ihm ein nie gesehenes Schauspiel zum besten. Der Kriegsmann kramte nämlich aus einer Tasche seiner weiten Pluderhose eine Ochsenblatter, woraus er einen kleinen Kelch von Holz an kurzem Stiel, nebst Feuerstein, Stahl, Lunte und einer braunen Rolle hervorsuchte. Die Rolle bestand, wie sich alsbald zeigte, aus den getrockneten Blättern eines fremden Krautes. Mannsfeld schnitt davon einige dünne Scheiben, wie etwa von einer kalten Wurst, welche er dann zwischen den Fingern klein rieb und in den Kelch stopfte, dessen Stiel er zwischen die Zähne nahm, worauf er mit Stein und Stahl die Lunte in Brand setzte und das glimmende Ende derselben auf den gefüllten Kelch hielt, indem er den Athem anzog. Im nächsten Augenblicke qualmte ein übelriechender Dampf aus dem Munde des Gastes. Jetzt endlich begriff Guidobald den Inhalt des Schauspiels. Er hatte hie und da von dem »stinkenden Laster« des holländischen Schiffsvolks vernommen, das auch in Deutschland sich auszubreiten begann; doch in der Ausübung sah er es zum erstenmal.

»Das ist wohl die berüchtigte Herba Nicotiana?« sagte

er. — »Knaster heißt das edle Kräutlein beim Kriegsvolk,« antwortete Mannsfeld. »Wer es nicht kennt, rümpft die Nase; wer es zum erstenmal versucht, verlobt sich nach Augsburg, und wäre er der beste Lutheraner oder der eifrigste Calvinist: doch sobald der Neuling sich einmal mit dem wunderlichen Heiligen von Augsburg abgefunden, geht ihm der liebe Knaster über Essen, Trinken, Schlafen und Sponsiren, ja sogar über Würfel und Karten. Ihr werdet das bald erfahren, mein guter Junker, und wir wollen nächstens noch manches Pfeifchen mitsammen schmauchen, — wenn ich Euern Herrn Vater recht verstanden habe,« setzte er zögernd hinzu, da er Guidobalds befremdete und trotzig abweisende Miene bemerkte. — »Der Herr Graf hat schon recht verstanden,« rief Martin Hofmann dazwischen; »die gelbe Gretel soll seine Almerin werden.«

Aus den Worten seines Vaters verstand Guidobald nur allzuwohl, daß er schon einmal wieder dem trügerischen Schein vorschnell getraut hatte. Er war aus dem Regen in die Traufe gerathen, und spürte nun, wie unrecht er gehabt, sich über die Ankunft der fremden Gäste zu freuen und die freundliche Miene des alten Herrn günstig zu deuten. Offenbar hatte Paltenauer geplaudert, vielleicht sogar noch einiges dazu erfunden. Wenn nun Erasmus und Martin es nicht für der Mühe werth gehalten, den Knaben wegen solcher Löffelei zu schelten,

oder ihm nur ein finsternes Gesicht zu zeigen, so war es nicht deßhalb geschehen, weil ihnen der Fehler etwa geringfügig vorgekommen, sondern weil sie in aller Geschwindigkeit ein Mittel ersonnen, die Ursache ihres Mißvergnügens gründlich zu beseitigen und jeder Wiederholung vorzubeugen. Wie gerne hätte Guidobald jetzt das Unwetter doppelt und dreifach über sich ergehen lassen, das er kurz zuvor noch so sehr gefürchtet!

»Schau mich an, Baldi,« sprach der Großvater ernst und feierlich; »du brauchst nicht den Mund so jämmerlich zu verziehen. Du sollst durchaus nicht gezwungen werden —« — Guidobald athmete freudig auf, um gleich darauf wie mit kaltem Wasser übergossen den unliebsamen Zusatz zu vernehmen: »Tabak zu trinken, wenn dich's nicht selber freut, obschon ein Streiter für Gott und Freiheit es eigentlich thun sollte. Die tapfern Niederländer haben mit diesem Weihrauch den spanischen Inquisitionsteufel weggebeizt. Doch hat der Degen vermuthlich mehr dabei gethan, bilde ich mir ein, als die Knasterpfeife. Für dich handelt es sich um die ernstesten Dinge. Du bist jetzt zwanzig Jahre alt, groß, stark und gesund. Unsere harte Zeit braucht Männer, und du sollst einer davon werden. Dein edler Name, dein fürtreffliches Herkommen berufen dich in die Reihen der Vorkämpfer, und du mußt endlich einmal trachten, die Sporen zu verdienen, welche dir gebühren. Oder möchtest du vielleicht lieber ein Student werden, als ein

Soldat? Die Feder ist wohl auch ein Schwert.« — »Soll ich nicht lieber gar ein Kapuziner werden, Groß-Herr-Vater?« platzte der Junker heraus. — »Echtes Blut verläugnet sich nicht,« lachte Mannsfeld aus dem krausen Gewölk, das sein Haupt in durchsichtige Nebel hüllte. — »Am liebsten freilich,« fügte Guidobald hinzu, »möchte ich ein frischer Bue in unsern Bergen bleiben.« — »Schlankl!« rief Martin, mit erhobenem Finger drohend, aber dennoch lächelnd.

»Mein junger Freund,« hob Tschernembl an, »es bleibt einem Edelmann unverwehrt, in Zeiten der Muße den Gemen nachzusteigen.« — »Aber nicht den Schwaigerinnen,« schaltete Erasmus Hofmann ein. — »Auch das, alter Herr.« meinte Mannsfeld, »wenn sie der Mühe werth sind. Eine schöne Dirne ist des Soldaten Herzstärkung.« — Des Mannsfelders Zustimmung, mit begehrllichem Grinsen vorgetragen, verdroß den jungen Herrn noch viel mehr als des Großvaters Ausfall. Indessen hatte er keine Muße, seinen Unwillen zu zeigen, da Tschernembl eindringlich redend fortfuhr: »Das edle Waidwerk ist für den ritterlichen Mann eine löbliche Zerstreung, doch zum Berufe des Lebens erklärt es nur der dienstbare Geist. Wir bezahlen unsere Waldmeister, Förster, Besuchknechte und Jägerbuben dafür, daß sie uns das Vergnügen im Gange halten und wir es genießen können, so oft uns Muße dazu bleibt. Darum ist Euer Wunsch unstatthaft, mein liebes Junkerlein; doch weiß

ich wohl, daß er nur dem Mangel an Erfahrung zuzuschreiben. Ihr habt bisher höhere Dinge nur vom Hörensagen kennen gelernt. Fortan sollt Ihr sie in der Nähe sehen, und nicht bloß *sehen*. Ihr werdet demnächst eines der Räder vorstellen, welche den Gang der Ereignisse bedingen. Mit einem Lächeln des Mitleids mögt Ihr dann auf das kurze Wamms und die knappe Lederhose des Landjunkers zurückblicken.«

»Ich muß einstweilen aus Treu und Glauben annehmen, was der Herr da sagt,« meinte Guidobald; »ich bin auch dem Kriegswesen durchaus nicht abhold. Nur möchte ich wissen, für wen und gegen wen ich reiten soll.« — »Für den wahren Glauben,« versetzte Tschernembl, »gegen den Erbfeind des christlichen Namens.« — »Also gegen den Türken?« fragte der junge Herr mit schlecht gespielter Einfalt. — »Stelle dich nicht wie ein Tropf, der du nicht bist,« fuhr der Großvater dazwischen.»Unsere Gefälligkeit geht nicht weit genug, deine Bosheit für Thorheit zu nehmen.« — Tschernembl winkte mit Hand und Auge dem Greise besänftigend zu, indem er sprach: »Vergönne mir der alte Herr, die Erörterung durchzuführen, wie ich sie begonnen. Sein Enkel scheint mir nicht zu denen zu gehören, welche sich durch gewaltsames Schweigen einen Kropf zuziehen könnten.« — «Unwillkürlich fuhr Guidobald mit dem Zeigefinger in die Vertiefung zwischen Kehlkopf und Schlüsselbein. — »Wie ich merke,« redete der andere mit

bedeutsamem Augenzwinkern weiter, »habt Ihr lange noch nicht alles gesagt, was Euch auf dem Herzen liegt. Sprecht frei heraus. Der Herr Ahn und der Herr Vater sollen Euch nicht schelten, oder so Ihr begehrt, gehe ich abseits mit Euch, um Eure Zweifel zu heben.«

»Nichts da!« rief Martin; »ein Hofmann von Ort weiß von keiner Ohrenbeicht. Schenke dir noch einen Becher Wein ein, du mein Baldi, da von dem perlenden mit den breiten Zähnen aus Radkersburg. Der versteht's, die gebundene Zunge zu lösen.« — Guidobald machte eine abwehrende Bewegung und eine stolze Miene. — »Ich bedarf des Weines nicht,« sagte er, »um frisch von der Leber weg zu reden. Meine Gedanken scheuen nicht den hellen Tag.« — Pentenrieders Zögling sprach diese Worte mit dem treuherzigsten Ausdruck, und niemand ahnete den geheimen Vorbehalt, daß er eigentlich fürchtete, der Wein könnte ihn allzugesprächig machen. Ohnehin hatte er schon mehr getrunken, nie ihn in Grunde lieb seyn mochte. Doch half die Ausrede natürlich nichts. Tschernembl brachte ihm den vollen Becher zu und der Sohn des Schloßherrn mußte wohl oder übel bis zur Nagelprobe Bescheid thun. Das Einschenken, Zubringen, Anstoßen und Bescheidthun begleitete Mannsfeld mit den Commandoworten: »Abgeblasen die Lunte, angelegt, öffnet die Pfanne,« fertig zum Schuß, legt auf die Lunte, Feuer! — Gut gemacht,« fügte er hinzu; »beschließt die Pfanne, Musketier.« — »Dragoner,« berichtigte Martin;

»der Herr Graf wird doch nicht meinen, daß ich Ihm nur einen Mann zu Fuß stelle?« — »Nichts für ungut,« versetzte der Kriegsmann, und fügte den damals stark im Schwange gehenden Lagerwitz hinzu: »Welchem Thiere gleicht zumeist der abgessene Dragoner? Dem Musketier.«

»Reden wir vernünftig weiter,« hob Tschernembl an. »Ihr nanntet den Türken unsern Feind. Das ist Aberglaube, mein guter Knabe. Der Türke ist nur der Feind jener Götzendiener, die auch wir aus tiefster Seele hassen. Die Kriege, welche er geführt, waren nicht gegen das Christenthum gerichtet, sondern gegen die Ausartung des Christenthums. Wem hat er Konstantinopel weggenommen? Der Christenheit? Nicht doch, sondern den morgenländischen Knechten der babylonischen Buhlerin. Wen hat er vor neunzig Jahren in Wien belagert? Wiederum nicht die Christenheit, sondern die abendländischen Spießgesellen des lateinischen Antichrists. Der Türke ist der Beschützer, der Bundesgenosse, der Freund des rechtgläubigen Bethlen Gabor, also auch unser werther Freund. Er glaubt an den einzigen Gott so gut wie wir. Die Folgerung ist klar, einleuchtend, unwiderleglich.«

Die Weit drehte sich mit dem armen Guidobald im Kreise. Er wußte nicht wie ihm geschah, als er diese ruchlosen Worte vernahm und als er den jubelnden Beifall hörte, womit die andern Hörer sie lachend, schier

brüllend begrüßten. — »Wenn ich nicht falsch berichtet worden,« murmelte er vor sich hin, »so glauben die Papisten ebenfalls an den einzigen Gott. Auch sollen sie, wie das allgemeine Gerücht vermeldet, im Namen der heiligen Dreifaltigkeit getauft seyn.« — »Desto schlimmer für sie!« rief Tschernembl rasch; »denn sie opfern trotzdem falschen Göttern. Aber ich will nicht hoffen, Junkerlein, daß Ihr —« — »Hoffe der Herr nur zu!« fiel ihm Erasmus Hofmann in die Rede; »hoffe Er nur zu! Der Bube hat in seinem Christenthum irgendwo einen Leck, wohindurch das wilde Wasser der Abgötterei eindringt. Gesteh's lieber gleich, Baldi, du hängst dein Herz an den Antichrist.« — »Der Groß-Herr-Vater thut mir bitteres Unrecht,« versetzte Guidobald; »ich bin gewiß ein so guter Christ, als irgend einer im ganzen Reich zu finden.« — Da der junge Herr keine sonderliche Lust verspürte, das Augsburg'sche Glaubensbekenntniß herzusagen, so suchte er behende das Gespräch in eine andere Bahn zu lenken, indem er zu Tschernembl sprach: »Lassen wir die Türken an ihrem Ort, edler Herr. Aber ich meine, daß der Erzherzog Ferdinand unser Lehensherr, so wie der Böhmen und Ungarn rechtmäßiger König sey, weßhalb ich nicht begreife, wie der Adel in Ungarn, in Böhmeim, in Mähren und Schlesien es vor seinem Gewissen verantworten kann, wenn er Mann und Geld gegen das Haus Habsburg aufbietet.« — Der alte Herr und Martin brachen in eine Fluth von

Schmähreden aus, deren heftigen Erguß Tschernembl und Mannsfeld erst nach einer Weile zu beschwichtigen vermochten. »Ich haue dich krumm und lahm, mißrathener Bube!« kreischte Martin. — Warum nicht gar!« scherzte Mannsfeld; »ich kann nur gerade gewachsene, behende Burschen brauchen, keine Krüppel.«

Als Tschernembl endlich wieder zu Worte kam, sprach er: »Unser rechtmäßiger Lehensherr ist ja der Erzherzog Albrecht, des verstorbenen Kaisers Matthias nächster Erbe. Wißt Ihr es besser?« — »Ich habe gehört,« antwortete Guidobald, »seine hochfürstliche Durchlaucht ziehe den Aufenthalt in den fernen Niederlanden vor, und habe darum seinem Neffen, dem Könige von Ungarn und Böhmen, sein Erbrecht auf die Erzherzogthümer abgetreten.« — »Eure Wissenschaft stammt aus dem fliegenden Blatt des Zeitungskrämers,« erwiderte Tschernembl. »Die Sache verhält sich ganz anders. Die Angehörigen des Hauses Habsburg haben unter sich eine geheime Verabredung getroffen, ihre gesammten Erbländer sammt den Wahlreichen in eine einzige Hand zu bringen. Darum hat der alte Kaiser Matthias seinen Bruder Rudolph bekriegt und darum seinen Neffen, den Herzog von Steiermark, schon bei seinen Lebzeiten zu seinem Nachfolger in Böhmen und Ungarn erwählen lassen; nur darum verzichtet Albrecht auf des kinderlosen Bruders Erbe in Oesterreich. Sie wollen eine Hausmacht

herstellen, die von den äußersten Grenzen Ungarns durch Kärnthen, Steiermark, Tirol, Vorarlberg und die schwäbischen Vorlande bis zum Elsaß reiche in ununterbrochener starker Gliederung. Versteht Ihr, mein guter Junker, was das sagen will?« — »Ich bilde mir's ungefähr ein,« entgegnete Guidobald. — »Nur ungefähr? Das ist zu wenig, und zu wenig bedeutet hier gar nichts. Wenn der Anschlag gelingt, so sind wir, die evangelischen Landherrn in Oesterreich, dem Grazer und seinen Jesuiten wehrlos preisgegeben. Wir sammt unsern Glaubensgenossen in Ungarn, Böhmen, Schlesien und Mähren würden uns beugen müssen vor ihm, wie jetzt unsere Grundholden und armen Leute vor uns. Der papistische Nandl wäre dann der Gebieter über mehr Königreiche, Herzogthümer, Grafschaften, als Ihr in Eurer Herrschaft Ort Maierhöfe, Bauerngüter und Kleinhäusler zählt. Er würde aus allen diesen Reichen und Gebieten die Prediger der geläuterten Kirche vertreiben, und uns dazu, wenn wir uns nicht bequemen wollten, unsern Glauben abzuschwören. Es ist, wie ich sage, verlaßt Euch darauf. Wir haben ja die Beweise schon vor Augen. Wie der Ferdinand in Böhmen angefangen hat, würde er in Oesterreich fortfahren. Auch bei uns würde er sagen, wie dort: »Besser eine Wüste, als ein Land voll Ketzer!« Wäre er aber einmal Herr und Meister zu Hause von Siebenbürgen bis zum Schwabenland, dann würde es geschwind um die Freiheit

der Reichsstände geschehen seyn. Wenn wir unterliegen, sind auch Sachsen, Brandenburg, Hessen und die andern protestantischen Fürsten bald seine Knechte. Darum wollen wir bei Zeiten nach dem Rechten schauen. Wir behalten unsern Erzherzog Albrecht; von Brüssel aus mag er uns regieren, wo wir ihn ohnehin lieber wissen, als zu Wien. Jedenfalls ist er nicht befugt, uns wegzuschenken, als wären wir seine armen Leute. Will er aber mit aller Gewalt nicht unser Fürst bleiben, so erklären wir uns für unmittelbare Glieder des Reich und regieren uns selber. Wir helfen den Böhmen, die in ihrem vollen Rechte sind, sich einen andern König zu erkiesen, da Ferdinand die Bedingungen seiner Wahl meineidig verletzt hat. Für diesen neuen König wirbt Ernst von Mansfeld jetzt Fußvolk und Reiter. Für ihn werdet Ihr, Guidobald Hofmann, zu Felde ziehen ein Streiter gegen Habsburg und die Jesuiten, ein Kämpfer für die deutsche Freiheit.«

Tschernembl hielt ein, als sey er einer Antwort gewärtig. Da jedoch Guidobald hartnäckig schwieg, streckte der andere die Hand aus, mit stummer Geberde ihn auffordernd, einzuschlagen. Der Junker schien die Bewegung nicht zu sehen. »Schlagt ein!« lallte Mansfeld, dessen Augen gläsern zu starren begannen, zum Wahrzeichen, daß er eben jenen verhängnißvollen Tropfen hinabgeschlürft, von welchem es da heißt: allzuviel ist ungesund, wenn nicht etwa seines Freundes

wilde Rede ihm zu Häupten gestiegen. — In demselben Augenblick trat Erasmus Hofmann vor seinen Enkel hin, legte ihm die rechte Hand auf die Schulter und sprach: »Deine Jugend entschuldigt dich. Du kannst nicht weiter zechen, sonst bist du morgen nichts nutz. Morgen aber gilt es munter seyn. Du mußt mit dem Herrn Grafen nach Vöklabruck reiten, wo der Drillmeister deiner harret. Uebermorgen wirst du mit dem ersten Trupp nach Budweis aufbrechen. Geh, nimm Urlaub von deiner Frau Mutter. Du wirst sie wohl lange genug nimmer wiedersehen. Geh, sage ich, du bist entschuldigt.«

Guidobald ließ sich die Weisung nicht wiederholen. Wie im Traume wankte er von dannen. Er fühlte sich betäubt, und zwar in noch viel höherem Grade, als zu der Stunde, in welcher der Winklmaier ihm die Frucht der Erkenntniß zu kosten gegeben, und zugleich den Cherub mit dem Flammenschwert gespielt, um ihn aus dem kaum erkannten Paradiese zu treiben. Eine Masse von neuen Gefühlen bestürmte das junge Herz. Mit den Vorstellungen ehrgeiziger Anschläge, welche Tschernembls beredete Zunge in ihm wachgerufen, mit der verführerischen Aussicht auf freisames Soldatenleben und wagliches Kriegsgetümmel kämpfte der Gedanke an die schmerzliche Trennung vom lieben Mütterlein, von den werthen Geschwistern, von der theuern Heimath, und — endlich alle diese wirren Bilder beherrschend — der Gedanke an das handsome Dirndl. — Die Lisi wußte

noch nicht einmal, daß er sie lieb hatte, und jetzt sollte er,
ohne es ihr zu sagen, sie gleichsam heimlich verlassen!

7.

Als Xaver, nachdem er Judiths Sohn mit so wohlgemeinter Strenge von dannen geschickt, in die Stube trat, wurde er, wie er vorausgesehen, mit dringenden Fragen und vorwurfsvollen Blicken empfangen. Annemierl verargte es dem Manne, daß er den werthen Besuch trockenen Mundes entlassen, besonders nachdem der unwillkommene Gast mit Trank und Speise bedacht worden. Mierzl und Lene verdroß es, daß Guidobald nicht den neuen Ludler vernommen, den sie in der vergangenen Woche eingelernt. Jedes hatte eine Bemerkung, bis auf Lisi. Diese that gar nicht, als höre sie auf die Reden der andern und als gebe es überhaupt einen Guidobald auf der Welt. Natürlich aber ließ sich niemand weniger als der Pflegevater von dieser Schweigsamkeit täuschen; im Gegentheil, er verstand sie besser als die beredteste Predigt.

»Seyd schön stad mit einander,« rief der Meier endlich in den Lärm hinein; »der Junker hat's g'nöthig gehabt. Der gestrenge Herr hatte ihn bei uns gesehen und wird auf alle Weis geplauscht haben. Wenn der Baldi nicht rechtzeitig zum Essen heimkommt, so ist's völlig aus. Ihr wißt ja, wie wild der alte Herr thun kann, wenn er schiech wird.« — »Die Suppe findet er eh' schon kalt,« bemerkte

Loysl, »grad kommen unsere Buben heim; gleich wird's zehn schlagen.« — »Und bei uns losgehen,« fügte der Vater hinzu. »Mir ist's schon recht. Aber weißt du denn nicht, daß die vornehmen Leute erst um elf Uhr zu Tisch gehen? Der Baldi wird grad noch recht kommen, wenn er brav antaucht.«

Kinder und Gesinde strömten herein, bald dampfte die Schüssel auf dem Tisch und die Holzlöffel kamen in Bewegung. — »Ist's wirklich wahr, Vater,« hob nach einer Weile die kleine Ditterl an, »daß sie im Schlosse erst so spät zum Essen kommen? Oder war's dein Spaß?« — »Deine Mutter kann dir's sagen, mein Menscherl,« versetzte Xaver, »die hat selber schon zugesehen.« Annemierl nickte. »Ich habe ja bei der seligen gnä' Frau gedient, wie ich noch ein ganz geringes Dirndl war,« sagte sie. »Die alte Frau war eine gute Seele, und damals sind wir armen Leute noch nicht um des Glaubens willen geschunden worden, wie seit schier zwanzig Jahren her geschieht. Der alte Herr ist erst nach ihrem Tode gar so schlimm geworden. Gott tröste sie! Aber daß wir nicht eins in's andere plauschen: es ist ganz richtig, wie der Vater sagt. Um elf Uhr wird gegessen. Auf den Tisch breiten sie ein weißes Tuch, bevor aufgetragen wird; auch essen sie nicht aus der Schüssel sondern jedes hat einen zinnernen Teller vor sich, wohinein ihm sein Theil gegeben wird.«

»Sind sie denn futterneidig?« fragten die Hörer, mehr

ungläubig beinahe als verwundert. — »Mag schier so seyn,« fuhr die Mutter fort. »Auch essen sie die Stippe zuallererst.« — »Warum nicht gar!« — »Wie ich euch sage. Nach der Stippe kommt ein saures Voessen von Lunge oder Leber, von Fisch oder Wildpret, hernach ein Fleisch mit Kraut und Knödeln.« — »Alle Tage ein Fleisch?« — »Alle Tage, und am Freitag ganz gewiß. Das geschieht dem Fastengebot eigens zum Trotz. Wenn kein Fleisch zu haben, nehmen sie Schweinernes oder Wildpret. Am Sonntag und Pfingsttag, oder wenn Gäste da sind, gibt's noch einen Braten dazu und andere gute Dinge.«

Die Maierin fügte mancherlei hinzu, um die Seltsamkeiten des üppigen Lebens im Herrenhause zu beschreiben. Sie erzählte, daß zur Jause gebackene Fische, Hühner oder dergleichen niedliche Bißlein verzehrt würden, zur Abendmahlzeit aber jedesmal ein stattlicher Braten auf die Tafel komme, entweder von der Weide oder aus dem Walde. Endlich schloß sie: »Von den ausländischen Ketzern haben sie auch noch, wie ich für gewiß erfahren, jetzt einen ganz neuen Gräuel gelernt. Sie lassen junge Kälber von sechs bis zwölf Wochen abstechen, um das zarte Fleisch zu braten oder zu sieden.« — »Sey stad!« rief Xaver dazwischen; »wer wird beim Essen so grauslich reden!« — »Es soll eine feine Speise seyn,« fuhr Annemierl fort; »das Kogaleitnerweib hat verwichen im Schlosse ein Stückl

erwischt.« — »Gesegn' es Gott!« brummte Xaver; »ich möchte eben so gern ein Stück Roßfleisch versuchen. Unser Herrgott hat allerlei Kostgänger und die vornehmen Leute fressen manchmal wie Schweine und Enten alles durcheinander.« — Aufstehend fügte er hinzu: »Ich habe gegessen.«

Er murmelte sein Deo gratias und fuhr dann in seiner Rede fort: »Wenn du fertig bist, Loysl, so spannt ein. Ich muß auf Lambach. Du darfst mit mir bis Gmunden. Ich zahle dir eine Jause, damit du auch ein Sonntagsvergnügen hast.« — »Schon recht, Vater,« entgegnete Loysl, »und auf dem Heimweg schau' ich ein wenig im Schlosse nach.«

Er eilte zum Stall. In kurzer Frist folgte ihm Lisi, um ihm zu helfen, wie sie sagte, obschon sie keine Hand dazu rührte. »Schau, daß du nicht zu spät heimkommst,« bemerkte sie so ganz verloren und von ihm abgewendet. — »Ist nicht nöthig,« antwortete er unbefangen; »der Toni oder die Kathi oder die kleinen Buben führen dich schon über den See.« — »Mit dir fahre ich am liebsten,« fuhr sie halblaut fort. — »Küss' die Hand für die Gnade,« lachte er entgegen; »hast du sonst keine Schmerzen?« — »Ich möchte gerne wissen,« lispelte sie weiter, »was der Vater eigentlich mit dem Baldi gehabt hat. Sie haben gar eifrig mitsammen gesprochen, und der Vater hat ihn an der Hand mit sich fortgezogen. Der Junker wäre lieber geblieben.«

Loyls Gleichgültigkeit verwandelte sich in Theilnahme. »Hast du nichts von ihren Reden vernommen?« « fragte er angelegentlich. — »Nicht ein Wort; aber etwas besonderes ist los, soviel spüre ich. Ich kann dir nicht alles beschreiben, wie ich's gesehen habe, aber gesehen habe ich's mit offenen hellen Augen. Der Vater hat ihn völlig fortgeschafft, und der Baldi ist ganz bummerwitzig davon gegangen, als wäre er mit kaltem Wasser begossen.« — »Ich werde schauen, daß ich mit ihm zusammenkomme,« meinte Loyl; »vielleicht bringe ich unterwegs auch etwas aus dem Vater heraus.« — Versteht sich,« spottete Lisi, »der Winklmaier plauscht richtig alles aus, was er nicht für sich behalten will. Du kennst ihn ja.« — Der Bue verhiess allen Fleiß anzuwenden, um das Geheimniß zu erfahren, und wo möglich auch zu rechter Zeit heimzukehren, bevor die Dirne den Rückweg zur Alm angetreten. In wenigen Augenblicken darauf fuhr Xaver mit seinem Sohne von dannen.

Lisi suchte ein stilles Plätzchen, um mit ihren Gedanken allein zu bleiben. Schwere Sorgen hatten sich ihrer Seele bemeistert. Die süße Unruhe, mit der sie am Vormittag in halbbewußter Sehnsucht über den See nach Guidobald ausgespäht, sie war zwar Unruhe geblieben, aber nichts weniger mehr wie süß. Wenn schon Paltenauers unwillkommenes Gesicht durch seinen griesgrämigen Ausdruck sie wie eine böse Vorbedeutung

gemahnt, und wenn der allzuhöfliche Empfang des Junkers durch den Maier ihr Bedenklichkeiten von nachhaltiger Wirkung erregt, so war ihre Unbefangenheit vollends der Unterredung gewichen, welche sie — obgleich nur mit den Augen — belauscht hatte. Von ihr war die Rede gewesen, das fühlte sie mit jener Bestimmtheit, in welcher die Ahnung sich bereits zum Hellsehen gesteigert, die Vermuthung zum Orakelspruch geworden. Sobald aber der Maier mit Guidobald von ihr gesprochen, so hatte ohne allen Zweifel der Gegenstand sie wie ihn in gleicher Weise betroffen, und die Umstände waren wahrhaftig nicht darnach, bräutliche Vorahnungen in dem Mädchen wachzurufen. Nicht von weitem fiel der Lisi ein, ihre Muthmaßungen dahin zu lenken, wohin sonst wohl die Gedanken einer Dirne zu zielen pflegen, wenn sie den Vater in vertraulichem Zwiegespräch mit ihrem Erkorenen erblickt.

Etwas neues aber hatte sie doch aus den Worten erfahren, deren Klang nicht an ihr Ohr gedrungen. Das Geheimniß, über welches Xaver mit seiner treuherzigen Rede den Jüngling aufgeklärt, die Jungfrau hatte es aus Mienen und Geberden errathen, und vielleicht sogar noch schneller begriffen; als ihres Pflegevaters unmittelbarer und aufmerksamer Zuhörer. Sie wußte jetzt, daß Baldi ihr Erkorener sey, und wenn der gute Knabe in seinem bitterm Leide sich selber klagte, daß seine Liebe ganz wider den hergebrachten Lauf der Dinge ihr Ende vor

dem Anfang erreiche, so war *diese* Klage wenigstens eitel.

Das Liebesspiel hatte jetzt bei ihr wie bei ihm seinen selbstbewußten Anfang genommen; daran zweifelte Lisi keinen Augenblick, und noch weniger kam ihr die Voraussetzung in den Sinn, daß etwa Guidobald es nicht wisse. Sie bildete sich ein, daß ihm schon lange klar gewesen seyn müsse, was sie jetzt erst merkte, und daß er mit hellem Bewußtseyn sich um ein Herz beworben, dessen volle Liebe ihm zugefallen, ohne daß es selber inne geworden, wie allmählig die anfänglich kindische Zuneigung sich zur kindlichen Anhänglichkeit gestaltet, und endlich zur flammenden Leidenschaft gesteigert hatte. Wenn Lisi auch jetzt erst wahrnahm, daß sie lichterloh brannte, so entsann sie sich doch in demselben Augenblick, daß sie die Gluth schon längst empfunden, und daß der Zündstoff noch viel früher sich massenweise aufgehäuft hatte.

Bei solchem Gange der Gedanken und Vorstellungen war es nur natürlich, daß Lisi erwartete, durch Loysl irgend eine Botschaft von ihrem lieben Buben zu erhalten. Für das wahrscheinlichste hielt sie, er werde ihr sagen lassen, daß er an dem oder jenem Tage auf den Höhen des Röthelsteins zu jagen vorhabe, und daß er auf dem Erlakogl, dem Schartenkogel oder dem Spitzelstein ein Feuer anzünden werde, um seine Gegenwart anzudeuten. Und wenn er allenfalls nichts sagen ließ als

einen Gruß, so meinte er damit, daß er sie im Verlauf der Woche zu Alm heimsuchen werde. Er wußte den Weg, er kannte den Trieb, und ihre Hütte war ihm ja nicht fremd. Mit Ungeduld erwartete Lisi des Bruders Heimkehr. Wie dächten ihr die bleiernen Stunden so lang, und dennoch kam es ihr wiederum vor, als beschwinge die Zeit mit schadenfroher Bosheit ihre Sohlen, besonders als der Puechberg begann seinen Schatten seewärts zu legen, um ihn bald zu strecken, und als die Bäume am Röthenstein nicht mehr im Sonnenstrahl erglänzten, während Loysl sich nicht sehen ließ.

Um drei Uhr rief die Maierin ihr Volk zur Jause und versorgte die Schwaigerinnen mit den Vorräthen für die Woche, mit Brod, Mehl, Gries und Salz, des Gebirges einfacher Kost, wozu ihnen auf der Alm Milch, Butter und Schmalz nicht fehlten. Die Dirnen gingen; nur Lisi zögerte, als hätte sie Pech an den Sohlen. »Was hast du noch zu plauschen und zu bandeln?« schalt die Mutter endlich. »Meinst du leicht, daß du noch bleiben mußt, weil du gar so spät gekommen? Schau, daß du weiterkommst und die Buberl wieder Traunkirchen erreichen, eh wenn der untere Wind losgeht.«

Lisi mußte sich fügen; zwar wollte sie noch allerlei Vorwände suchen, aber Annemierl trieb sie ohne Umstände weiter, die zwei kleinen Buben zerrten sie am Kittel fort, und so ging sie von dannen, Schritt für Schritt trippelnd, zu langsam für ihrer Begleiter Ungeduld und

dennoch viel zu schnell für sich selbst. All ihr Zögern war vergeblich. Sie erreichte das Schiff, bevor Loysl zum Vorschein gekommen. Doch kaum hatte das Einbäumel sich vom Gestade entfernt, so erblickte sie den Bruder, der ziemlich eilfertig am Puechberg hinlief. »Aushalten,« rief sie den Buben zu, »umwenden!« — Die wollten nichts von einer neuen Verzögerung wissen, aber Loysl, der ihrer wahrgenommen, rief sie an, und aus Furcht vor dem großen Bruder verstanden sie sich dazu, wenigstens die Ruder aufzuheben, während der Ankömmling in raschen Sätzen dem Ufer zulief.

»Willst du mich führen?« fragte Lisi hierüber — Das hatten die Kleinen gefürchtet; sie wollten sich ihr Vergnügen nicht nehmen lassen. »Nix da!« schrieen sie; »wir kehren gar nicht zu!« — »Ist auch nicht nöthig,« rief Loysl; »ich bin gar so viel müd. Das Herz ist mir wie ein Stein.« — »Hast du ihn gesehen?« hob Lisi wieder an. — »Nein, gesehen habe ich ihn nicht,« beschied der am Lande; »aber große Neuzeitung bringe ich. Im Schlosse sind fremde vornehme Gäste mit Dienern und Rossen. Morgen früh nehmen sie den Baldi mit sich von dannen. Mit zwei Knechten und einem Buben reitet er in den Krieg, vier Rosse stark. Er muß ein Dragoner werden, daß Gott erbarm!«

Ohne weiter Rede zu stehen, drehte Loysl sich um und lief trotz seiner angeblichen Müdigkeit spornstreichs heimwärts. Zweifelsohne drängte es ihn, sein schweres

Herz baldmöglichst nun auch vor der Mutter auszuschütten.

Lisi sank auf das Sitzbrett, und während die Ruderer mir eifriger Hast antauchten, wiederholte sie händeringend vor sich hinmurmelnd immer und immer wieder des Bruders letzte Worte: Daß Gott erbarm!

8.

Ueber dem See lagen bereits die dichten Schleier der abendlichen Dämmerung. An den höchsten Felszacken verglühte in ermattenden Tinten des scheidenden Tages letzter Schimmer, auf den Hochalmen zögerte noch das flimmernde Zwielight, welches sich aus der Tiefe emporgezogen, allmählig Schritt für Schritt vor der Finsterniß auf demselben Wege zurückweichend, den es am Morgen siegreich hinabgestiegen war. So auch auf der Alm, die, unter einer der drei höchsten Kuppen des Röthelsteins gelegen, von dieser den Namen Spitzelsteinalm führt. Dort war es schier noch lichter Tag, während der See drunten, ein schwarzer Spiegel, schon in klarem Gold die Sterne wiederstrahlte, welche von der Höhe aus gesehen sich kaum als zitternde Silberflitter am Himmel zeigten.

Der Trieb am Spitzelstein war keiner der größeren. Er bestand aus fünf oder sechs Sennhütten, in deren jeder eine Schwaigerin den Hochsommer hindurch ihre einsiedlerische Wirthschaft führte. Die Dirnen waren sämmtlich schon seit geraumer Weile von ihrem sonntäglichen Ausflug in die Thäler zurückgekehrt. Ihr festtägliches Gewand hatten sie abgelegt, die Kühe und Kälber von den Weideplätzen geholt, um dieselben für

die Nacht zu versorgen, und nun saßen sie plaudernd beisammen vor Resis Hütte, welche so ziemlich den Mittelpunkt der zerstreuten Ansiedlung bildete. Es waren lauter junge und hübsche Mädchen; jung, weil kein nur halbwegs vernünftiger Landwirth eine alternde Hirtin gen Alm sendet; hübsch, weil im schönen Lande ob der Enns eine junge starke Dirne gewöhnlich auch sauber gewachsen ist und angenehme Gesichtszüge besitzt. Seltsamerweise entspricht diesem stattlichen Schlage im oberösterreichischen Gebirge keineswegs das männliche Geschlecht; die Buben sind wohl stark und frisch, aber meistens von unscheinbarem Aussehen, während in der obern Steiermark und in Tirol das umgekehrte Verhältniß waltet; dort gibt es mehr wohlgemachte Buben als Dirnen.

Die schönste im Trieb am Spitzelstein war von allen unstreitig die Winklmaier-Lisi. Groß und stark über ihre Jahre hinaus, besaß sie noch den vollen Schmelz der zarten Jugend. Die Züge ihres reizenden Antlitzes, obschon zur vollen Blüthe der Jungfräulichkeit entfaltet, trugen immerhin noch ein kindliches Gepräge, das sich seltsam, aber höchst anziehend mit einem Ausdruck von Sprödigkeit vermählte, welche mehr dem Stolze als der schüchternen Scheu ihren Ursprung zu verdanken schien. Es war beinahe, als ob das Blut in ihren Adern der Herkunft eingedenk geblieben, deren Gedächtniß dem Sinne völlig entschwunden.

Zu den plaudernden Dirnen gesellte sich ein Bursche. Am Sonntag pflegen sich zwar keine Buben auf der Alm einzufinden, aber der junge Ramsauer-Seraphin machte eine Ausnahme. Er war des Stiftes von Traunkirchen wohlbestallter Ochsenhirt auf der Röthelalm, und hatte vom hochwürdigen Herrn Pentenrieder eigens den Auftrag, an jedem Abend zum Spitzelstein zu gehen, um mit den Schwaigerinnen den Rosenkranz zu beten. So kam er auch jetzt, bewaffnet mit einer Kuhglocke, deren Klang, das Gebetläuten vorstellend, sein Nahen schon von weitem ankündigte. — Für einen Meßner sah der Seraphin eigenthümlich genug aus. Die Gestalt erinnerte in ihrer schlanken, geschmeidigen und doch so kernkräftigen Höhe an den Wuchs der Edeltanne. Das jugendliche Gesicht, länglich geformt, trug in seinen Zügen einen entschiedenen Ausdruck von tiefem nachdenklichem Ernst und von schwermüthiger Innigkeit. Das Gewand zeigte die ursprünglichste Einfachheit. Auf den dichten wirren Locken, die wohl nie einen andern Kamm gefühlt als den fünfzackigen von Fleisch und Bein, wiegte sich ein verwitterndes Etwas, das ehemals vielleicht ein Hut gewesen. Den Oberleib umschloß ein grobes Hemd, die obere Hälfte der Beine bis zum bloßen Knie eine Hose von schwarzem Leder, die Waden bis zu den Knocheln ein Hülsenpaar von Loden, während die Füße jeglicher Bedeckung ermangelten. In den Händen führte er nebst der Heerdenglocke einen mächtigen

Stachelstock, eine Art von Springstecken und Spieß zugleich, wozu eine junge Eiche ihren Stamm hergegeben, dessen Ende der Schmied mit einer Eisenspitze bewaffnet und mit einem starken Ring eingefaßt hatte.

Die bekannte und erwartete Erscheinung wurde mit gelassener Freundlichkeit begrüßt. Ohne Umstände nahm Seraphin seinen gewohnten Platz ein, waltete seines Amtes als Vorbeter und ließ sich dann die saure Milch munden, welche Resi ihm nicht sowohl wie einem Gast, sondern wie einem Kostgänger brachte. Sie war nämlich des Klosters Dirne zu Alm und hatte im Namen der Herrschaft den Ochsenhirten mit Milch und Schmalz zu versorgen.

»Du warst ja heute zu Gmunden, Seraphin,« sagte die Resi; »gibt's etwas Neues?« — »Noch weiter bin ich gewesen,« versetzte der Hirtenbub; »zu Pinsdorf war ich bei meinem Vetter. Er hat mir ein paar Bundschuh geschenkt zum Kirchengang. Neuigkeiten habe ich einen ganzen Sack voll.« — »Schütte aus, mein Bue! nur brav ausgeschüttet!« mahnten die Sennerinnen.

Der Hirt wußte allerlei zu erzählen von Hochzeiten, Kindstauen, Begräbnissen und andern Begebenheiten des ländlichen Lebens. Lisi hörte nicht darauf; doch sollte auch ihre Aufmerksamkeit endlich erregt werden. — »Ein Werber ist zu mir gekommen und hätte mich gern gehabt,« erzählte Seraphin. »Blanke Thaler hat er mir

geboden, mehr als ich jemals beisammen gesehen habe. Ein so sauberer Bursch, meinte er, wäre doch ein rechter Narr, wenn er daheim auf dem Mist verfaulte, statt der lustigen gelben Gretel zu folgen. Dabei gab er mir einen Wein zu trinken, grad genug und schier zu viel. Leicht hätte er mich dran gekriegt, wäre nicht der Vetter just noch dazu gekommen. »Ramsauerbue,« sagt der Vetter, »du wirst dennoch wohl den hochwürdigen Herrn Pfarrer erst fragen müssen.« — »Was da!« schreit der Reiter, »was geht dich der Baalspfaff an?« So geht's eine Weile fort, ärger und immer ärger. Wie ich den Reitersmann so schimpfen höre, vergeht mir der Rausch, ich denke gar nicht mehr an das lustige Soldatenleben, sondern schau, daß ich schön stad von dem Teufelsbraten wegkomme. Alle Dörfer stecken voll solcher Höllenbrände, um die junge Mannschaft anzulocken. Zu Vöklabruck, Schwanenstadt, Lambach stehen Werbzelte, nur die von Gmunden wollen kein's leiden. Der schlimme Ernest läßt umschlagen.«

»Das ist der Mannsfelder, nicht wahr?« fragte Lisi. »Der wirbt Volk für die aufständischen Ketzer in Böhmen.« — »Ganz recht, Winkldirndl,« versetzte Seraphin. »Dein Vater wird dir's gesagt haben. Der ist selber als Lanzknecht mitgelaufen und versteht sich auf den Krieg. Aber die Herren Stände lassen auch umschlagen und die Leute drunten munkeln sogar von einem Aufgebot.« — »Dich trifft es nicht,

Ramsauerbue,« fiel Resi ein; »unsere Herrschaft thut gewiß nicht mit.« — »Was wäre an mir gelegen?« sagte der Hirt mit einem trübseligen Seitenblick auf Lisi. — »Ich bin ein armer Bue. Mein Vater und meine Mutter können mich gerathen; sie haben Kinder grad genug daheim. Am Tisch sitzen die Fratzen wie die Orgelpfeifen und werden alleweil noch mehr. Ein Dirndl hab' ich nicht.«

»Grad nur deine Schuld,« bemerkte Resi, ebenfalls mit einem Seitenblick auf Lisi; »warum mußt du dir just eine einbilden, die dich nicht will? Noch manche Mutter hat ein liebes Kind. Ein frischer Bue kommt nicht zu kurz, wenn er auch einmal Fleisch heimtragen muß.« — »Es ist einmal, so wie's ist,« fiel Seraphin rasch und nachdrücklich ein. »An meine vergebliche Liebe habe ich auch gedacht, als der Werber mir zuredete wie ein Galgenvater. Am Sterben liegt mir eh' nichts und ich wäre gerne weit weg.« — »So wäre ich halt gegangen,« rief eine von den Dirnen. —, »Schon recht,« meinte Seraphin; »aber hinter dem Tode kommt noch etwas. Ich mag nicht für die Ketzerei sterben. Wenn der Erzherzog die Trommel rührte, dann wäre ich leicht dabei aber so? Nein. So arm ich bin, könnte mir gleich der Junker von Ort sein Gewand, seinen Plunder und sein Erbrecht antragen, ich zöge nicht für ihn in den Krieg nach Böhmen.« — »Glaub's schon,« scherzte Resi; »wenn er fortginge, bliebst du allein auf dem Platz.« — Wehmüthig

das Haupt schüttelnd gab der Hirt langsam zur Antwort: »Du verstehst mich nicht Dirndl. Mir ist leid um die arme Seele, und da denke ich an nichts anderes. Wenn ich dem Baldi helfen könnte, daß er da bleiben dürfte, ich thäts mit tausend Freuden. Und ich dürfte ganz gewiß wissen, daß ich sein Dirndl erbte, ich hielte ihn dennoch wohl auf, wenn ich's vermöchte.« — Lisi reichte ihm mit einer raschen Bewegung die Hand. — »Du bist ein braver Bue,« sprach sie dazu; »ich werde dir's nicht vergessen.« — »Ja, was ist denn das?« riefen die Dirnen durcheinander; »zieht denn der Baldi in den Krieg? Und die Lisi weiß es schon?« — »Mein Bruder hat mir's nachgerufen, wie ich schon im Einbäuml gesessen bin,« sagte Lisi. — »Ich bin es zu Gmunden inne geworden,« fügte Seraphin hinzu. »Gestern Abend ist der schlimme Gast, der Tschernembl, von Linz her nach Vöklabruck gekommen und mit dem Mannsfeld zusammengetroffen. Heute in der Früh sind sie mitsammen auf Ort gereist. Nachmittags um drei oder vier herum kommt mit einem mal einer aus dem Schloß daher gerennt und sucht den Büchsenmacher in allen Wirthshäusern. Der Meister muß trotz des heiligen Tags sein Gewölb aufsperrn und ein Faustrohr hergeben, das er ein paar Tage zuvor zum Verkauf hergerichtet. Warum? Sie haben nicht Schießgewehr genug im Schloß für den Baldi und seine drei Begleiter, die morgen nach Böhmen reiten. Die Sache ist ganz unversehens über Hals und Kopf

gekommen, und vor dem Essen hat niemand zu Ort davon gewußt. Die gnädige Frau ist ganz verzweifelt.«

Die Hörerinnen machten dem Erzähler bittere Vorwürfe darüber, daß er die wichtigste seiner Neuigkeiten schier ganz mit Schweigen übergangen. — »Ich hab's der Lisi eigentlich gar nicht sagen wollen,« versetzte er trocken; »es ist mir nur so herausgerutscht, aber wahr ist's schon.« — »Wenn sie's aber eh' gewußt hat?« — »Das habe ich nicht rathen können.« — »Jetzt aber weiter, Ramsauerbue! Was hast du sonst noch erfahren? Wer zieht mit dem Baldi fort? Wann muß er scheiden?«

Während Seraphin mit solchen Fragen bestürmt wurde, schlich Lisi still von dannen. Sie fühlte sich aufs neue zerschmettert von der Hiobspost, welche sie zuerst aus Loysls Mund vernommen und deren Bestätigung nun in des Hirten Worten lag. Dazu schnitten die Neckereien der Gefährtinnen ihr durch die Seele. Sie war zwar oftmals schon mit Baldi aufgezogen worden, doch hatte sie in ihrer Unbefangenheit immerdar dazu gelacht; heute würde sie etwa nur roth geworden seyn, aber ohne Kreuz und Leid, wäre nicht die schlimme Botschaft gewesen. Heute erst hatte der helle Sonnenstrahl die Blüthe ihrer Liebe erschlossen, aber gerade nur, damit der Sturm die Blüthe selbst knicke statt der Knospe.

Die Gespielinnen hatten den Rauch bemerkt, bevor Lisi und Guidobald das Feuer gespürt. Beide hatten noch

sorglos geschlummert, als die Nachbarn schon die Flammen zum Dach herausschlagen sahen, und selbst der Feuerruf war nicht gleich im Stande gewesen sie zu wecken. Dergleichen begegnet wohl auch älteren und erfahreneren Herzen, um wie viel leichter also kindlichen Gemüthern, deren Liebe, mit ihnen zugleich aufgewachsen und gereift, so allmählig wie sie selbst sich aus ihrer ursprünglichen Beschaffenheit verändert hatte, insofern die entwickelte Reife eine Veränderung heißen darf.

Die Hütte Lisis stand am äußersten Flügel des Triebes auf einer vorspringenden Erhöhung, von welcher aus bei Tag sich eine weite Aussicht über den See und über die Ebene öffnete. Jetzt lag die Tiefe eben so dunkel da wie still. Wie hell die Sterne immerhin am Himmel schienen, ihr Glanz reichte nicht aus, auch nur die Umrisse des Gestades zu zeichnen, und die Entfernung war viel zu groß, um den Lichtschimmer erkennen zu lassen, der vielleicht durch die Fenster des Schlosses von Ort drang. Dennoch setzte sich die Sennerin auf die Schwelle ihrer Thüre, um in die Dunkelheit hinabzustarren. Mit den Augen ihrer Seele erblickte sie ganz deutlich das Haus über der Fluth, dessen Dach ihren Liebsten — doch nur noch für die Eine Nacht beherbergte.

»Er denkt an mich,« sprach sie in ihren Gedanken. »Er steht an seinem Kammerfenster; am gestirnten Himmel erhebt sich vor seinen Blicken der Spitzelstein; er weiß

die Stelle, wo ich jetzt nach ihm hinabschaue, und unsere Blicke begegnen sich.« — Lisi hörte eine Weile noch das Geplauder von Resis Hütte her wie einen verworrenen Lärm, der allmählig verstummte. Zuletzt schlugen noch ein paar Dirndln einen Ludler an, dem von weitem ein Juhizer antwortete. Zweifelsohne hatte der Gesang das Ehrengelicht für den scheidenden Seraphin vorgestellt, welcher nun den letzten Gruß aus der Entfernung zurücksandte. — Unmittelbar darauf ward ringsum alles still. Lisi erhob sich, trat in das Innere der Hütte, um ihr Lager zu suchen, und indem sie die Thüre schloß, murmelte sie: »Geh' schlafen, Baldi, und weine nicht. Wir trennen uns ohne Wort und Händedruck, doch ist der Abschied darum nicht weniger zärtlich. Du nimmst mein Herz mit dir, das deine bleibt bei mir; gute Nacht!«

9.

Die Ahnung Lisis hatte in Einem Stücke wenigstens ganz recht gesehen. Guidobald stand an seinem Kammerfenster im Wasserschloß und blickte durch die sechseckigen Scheiben nach dem Spitzelstein hinauf, der in seiner eigenthümlichen Form, ungefähr wie ein ruhendes Stück Wild gestaltet, sich deutlich genug am klaren Nachthimmel zeichnete. Alles war still in den weiten Räumen des alten Baues. Die Gäste hatten sich nach der Abendmahlzeit wohlbezeit zur Ruhe verfügt, und die zwei Herren von Ort eben auch nicht nüchtern ihre Schlafstellen ausgesucht. Vielleicht hätte die Mutter noch gerne ein Wort mit dem Sohne gesprochen, doch durfte sie nicht wagen, ihrem argwöhnischen Eheherrn von der Seite zu weichen. Doch das war dem jungen Knaben gerade recht. Der Schmerz um die Trennung von der Mutter war ja in den Hintergrund getreten. Er dachte nur an Lisi, wenn schon in ganz anderer Weise, als sie auf ihrer Alm droben meinte. Er wußte nicht, daß sie seine Liebe kannte. Er bildete sich ein, sie müsse sein Scheiden ohne Abschied und Urlaub für eine Trennung auf Nimmerwiedersehen halten, für eine Fahnenflucht vor geleistetem Eide, für einen Bruch der Treue, bevor die Treue nur beschworen worden, für ein Ende vor dem

Anfang. In solcher Weise scheidend schien er die Gegenliebe zu verschmähen, welche für ihn zu erblühen sich angeschickt, und die er nun durch sein scheinbares Verschulden verwirken sollte.

»Wenn ich nur noch ein einziges Wort mit ihr sprechen könnte!« sagte Guidobald laut vor sich hin. — Erschreckt von der eigenen Stimme Klang, wandte er sich um, wie um sich zu überzeugen, daß kein Unberufener ihn behorche. Sein Blick fiel auf die Ausrüstung, mit welcher er am nächsten Morgen seine gewohnte Jägertracht vertauschen sollte. Auf der Stuhllehne thronte der breitrempige Hut mit seinem stolzen Federbusch über dem bauschigen Reiterwamms mit kurzen Schößen und dem faltenreichen Beinkleid, der sogenannten Galeote. An den Sitz lehnten sich, halb stehend, halb hängend, die hohen Stiefeln von weichem Leder, mit langen scharfen Sporen an den Fersen bewaffnet. Auf dem Tische lagen ein Brustpanzer von Eisenblech, Handschuhe mit Stulpen von Pfundleder, ein Pallasch mit wohlverwahrtem Gefäß und ein Paar Pistolen. Woher die Gewandstücke so schnell gekommen, konnte Guidobald nicht begreifen; er wußte ja nicht, daß der Großvater schon seit längerer Zeit daran gedacht, ihn in die Fremde zu schicken. Die Vorbereitungen waren hehlings getroffen worden, ganz in der Weise des alten Herrn, der gewohnt war, nur dem Anscheine nach in plötzlicher Eingebung rasch und entschieden zu handeln, während er in der That lange

vorher in aller Stille zu überlegen pflegte, bevor er zum Werke schritt. Erasmus Hofmann überraschte häufig seine Umgebungen, doch nie sich selber, und seine angeblichen Einfälle waren stets ausgetragene Pläne, mit fleißigem Vorbedacht geordnet, mit sorgsamer Ueberlegung in allen Einzelheiten vorbereitet.

Diese Gabe hatte der Enkel nicht von ihm geerbt. Zwar verstand sich Guidobald, durch seine seltsame Erziehung dazu gewöhnt, fast mehr als billig auf Verstellung und Ausflüchte, aber im übrigen pflegten plötzliche Eingebungen seine Schritte zu bestimmen. So geschah es auch jetzt. Ein Einfall ganz eigener Art flammte in ihm auf, anregend, mächtig und unwiderstehlich. »Habe ich denn nicht die Nacht vor mir?« sprach er zu sich selber. »Es ist freilich nicht Samstag, aber dafür bin ich auch kein Holzknecht. Und wer weiß, wo ich am Samstag Abend seyn werde? Ich steige gen Alm und nehme Abschied vom Dirndl, wie sich's gebührt. Wenn ich am Morgen auch ein bisschen spät zurückkomme, was hat's zu sagen? Sie warten schon auf mich, darauf darf ich leider zählen. Die Ausrede gibt mir das Waidwerk. Ich bin vor Tage ausgestanden, um noch einmal vor dem langen Scheiden einen Pirschgang in das Gebirge zu versuchen.«

Schnell entschlossen brachte er sein Bett in Unordnung, um glauben zu machen, daß er darin geschlafen. Dann zog er die Bundschuhe aus, raffte sein

Jagdzeug zusammen, steckte ein paar Bucheln in die Waidtasche, löschte die Lampe und schlich, die Schuhe in der Hand, unhörbaren Trittes durch die wohlbekanntem Gänge. Das Wasserschloß hatte außer dem Hauptthore nach der Brücke zu auch einen unmittelbaren Ausgang nach dem See. In einem Gewölbe über dem Wasserspiegel, nach innen durch eine schmale Treppe mit dem Flur verbunden, nach außen zu durch ein Eisenförtchen verwahrt, lag stets eine Platte in Bereitschaft. Das Gewölb mit dem Estrich von Wasser hatte Guidobald schnell erreicht. Mit tastender Hand überzeugte er sich, daß kein Schloß die Kette festhielt, woran das Schifflin lag. Die Wasserpforte war, das wußte er ohnehin, in ruhigen Zeiten nur verriegelt, nicht abgeschlossen. Er öffnete sie vom breiten Ende der Platte aus ohne Mühe, und in wenigen Augenblicken befand er sich zwischen den Pfählen, welche in mehrfachen Reihen aus dem Wasser emporragend das Gebäude umgaben und noch bis zum heutigen Tage umgeben, vermuthlich zum Schutz des Mauerwerks gegen Wellenschlag und andere zudringliche Unbequemlichkeiten. Die Pfähle mit den Händen zum Stützpunkt nehmend, glitt Guidobald hindurch, bis er vom letzten aus seinem Fahrzeug einen schnellkräftigen Ruck gab, der es eine geraume Strecke weit fortschnellte, bevor seine Wirkung allmählig nachließ und sich endlich ganz verlor.

Der nächtliche Schiffer ließ der Wirkung des Abstoßes

mehr als die nöthige Muße, alle Kraft zu erschöpfen. Er zog indessen sein Schuhwerk wieder an die Füße, dann griff er zum Ruder, um abermals der Platte einen stillen, aber sehr nachhaltigen Ruck zu geben, den er ebenfalls seine Wirkung vollenden ließ, so daß er ganz geräuschlos eine gute Strecke vom Schlosse wegkam, worauf er zuerst mit vorsichtig leisem Ruderschlag, dann aber ohne Rücksicht auf etwaiges Geräusch seine Fahrt in derselben Richtung fortsetzte, die er am Morgen schon einmal eingeschlagen hatte. Der Felsen wohlbekannte Formen dienten ihm zur Richtschnur. Er hielt den Schnabel seines Schiffchens mit steter Hand halb links gegen den Traunstein hin, und die Reise ging mit einer so sichern Schnelligkeit von statten als stünde am Kehrruder etwa der rothe Hiesl vom Stein, der gepriesenste Schnellfahrer auf dem See.

Guidobald legte am Röthelbach an. Er hätte es allerdings bequemer gefunden, von Kindbach aus einen wenigstens halb und halb gebahnten Weg nach der Spitzelsteinalm einzuschlagen, als hier die pfadlosen Felsensteige zu betreten; aber er konnte während der Rückkehr bei oder zu Kindbach gesehen werden, und dann war gar zu leicht verrathen, woher er kam, während er beim Röthelbach schwerlich irgendwem begegnete, und erst noch, wenn er doch bemerkt wurde, gewiß seyn durfte, so ziemlich alle Muthmaßungen irre zu leiten. Der Weg vom Röthelbach zum Spitzelstein galt selbst bei

Tage für sehr gefährlich, und unter allen Wagehälsen war vielleicht Guidobald der erste, dem es jemals beigefallen, nächtlicher Weile ein solches Abenteuer zu unternehmen. Uebrigens dachte er für sich selber an gar keine Gefahr; was ihn persönlich anging, wußte er nur, daß er auf der andern Seite »'ringer aufig'stiegn« wäre. Die Gefahr nicht achten ist schon der halbe Sieg.

Die gute Lisi träumte vielleicht von dem Liebling ihres Herzens in diesem Falle jedoch erblickte sie ihn sicherlich in ganz anderer Gestalt und Umgebung, als er zur Stunde den leiblichen Augen dargeboten hätte. Statt auf weichem Lager sich zu dehnen, wie die Schläferin in der Sennhütte meinte, überstieg er beim qualmenden Schimmer der einsamen Holzfackel rauhe Felsenpfade, bald aufwärts, bald abwärts klimmend und — bald am Abhange der steilen Wand den Gemsenpfad verfolgend, neben sich das ungastliche Gestein, unter seinen Sohlen den kaum spannenbreiten Vorsprung und unter dem Stützpunkt von wenig trostreicher Beschaffenheit den schwarzen Rachen des Abgrundes, der wie in gelassener Erwartung der sichern Beute den verwegenen Eindringling angähnte.

Lisis Schlummer hatte mehrere Stunden gedauert, als er durch ein Geräusch von außen gestört wurde. Nur zur Hälfte wach, gab sie zuerst nicht sonderlich Acht darauf. Es geschah nicht zum erstenmal, daß vor ihrem Fenster oder vor ihrer Thüre ein Gasselbue mit halblauter Stimme

die hergebrachten Reimsprüche vortrug. Oft schon hatte sie vernommen: »Drent am Brunn sitzt ein kleiner Mann, hat sich hingeneigt, hat sich hergeneigt, hat mir dein Fensterl zeigt;« oder: »Drah di hin, drah di her, drah di gen den Morgenstern, schau ob's nit bald Tag will wern;« oder: »I geh' über Berg und Thal, kein Weg ist mir nit z'schmal, i muß halt zum Dirndl in der Wochen einmal.« Noch niemals hatte sie auf derlei Sprüchlein sammt ihrer unvermeidlichen Endfrage: »Ha, Dirndl, hast ghört?« eine andere Antwort gehabt, als gar keine; noch jedesmal hatte der nächtliche Versucher für sein Fensterln keinen Lohn gefunden, als, den geheimen Spott schweigsamer Sprödigkeit. Auch dießmal durfte er wohl nichts besseres erwarten.

Aber horch, was war das? Der Gast draußen wisperte keine Gasselreime, sondern sprach mit unverstellter Stimme: »Lisi, bist du munter? Steh' auf, Dirndl, und komm' vor, ich habe nicht lange Zeit.« Mit gleichen Füßen schnellte Lisi vom Lager, eilte zur Thüre und sprach durch die Ritze: »Was soll's? Was gibt's? Bringst du mir eine Post von meinem Buben?« — »Hast du denn auch schon einen Buben?« fragte er lachend entgegen. — »Die Dirndln sagen's, und schier möchte ich's selber hoffen,« scherzte sie, die Guidobalds Stimme jetzt wirklich erkannt hatte. — Eigentlich war ihr gar nicht scherzhaft zu Muthe. Ihre erste Regung hatte sie getrieben, den Riegel zurückzustoßen, die Thüre

aufzureißen und dem Junker um den Hals zu fallen, um an seiner Brust sich auszuweinen. Dennoch zögerte die Hand am Riegel, dennoch blieb die Thür einstweilen noch gesperrt, und statt in Thränen zu zerschmelzen, ließ die tiefbetrühte und liebeskranke Sennerin sich in lustiger Rede vernehmen, welche ihr die jungfräuliche Scheu in dunklem Drange auf die Zunge legte. — »Oeffne,« sagte Guidobald, »und laß mich ein zu dir.« — »Ich will lieber zu dir hinauskommen,« versetzte sie zögernd und mit unsicherer Stimme. — »So komm denn,« meinte er gleichmüthig, »nur komm bald.«

Der unerfahrene Knabe wußte nicht, was er sprach, wie es denn überhaupt bei einem männlichen Wesen viel länger währt als bei einem Mädchen, bis es klug wird. Nur beim weiblichen Geschlecht eilt die Ahnung der Erfahrung weit voraus. — »Geschwind bin ich bei dir,« entgegnete sie; »ich muß nur den Kittel anlegen.« — Baldis letzte Worte hatten Lisi wie mit kaltem Wasser übergossen, doch verstand sie selber nicht weißhalb. Auch dauerte der Schauer nicht lange, und statt des frostigen Rieselns, das ihr eben noch den Rücken hinabgelaufen, fühlte sie plötzlich ein flammendes Brennen in Haupt und Gliedern, als des Liebsten Arme sie umfingen und sie, von ihm fest an die Brust gepreßt, lachend und weinend zugleich an seinem Hals hing.

Die Begebenheiten des verhängnisvollen Tages hatten das Paar wie im Sturm über die Kluft

hinübergeschleudert, welche beide noch am Morgen von der Erkenntniß ihrer Liebe getrennt hatte. Sie wußten jetzt, was sie sich waren; sie hätten etwa auch ihr Erstaunen darüber ausgesprochen, daß sie nicht schon vor Jahr und Tag es gemerkt, doch dazu fand sich keine Muße. Ihre Lippen versiegelten sich gegenseitig.

Die stumme Zwiesprach hatte schon eine geraume Weile sich fortgesponnen, doch nahm sie immer noch an feuriger Inbrunst zu, als sie von außen unterbrochen wurde. — Die beiden ließen erschrocken von einander ab. Sie vernahmen ganz in der Nähe hastige leise Schritte, als ob jemand auf unbesohlenen Füßen herbei eilte. Und so war es auch. Seraphins lange Gestalt tauchte aus dem Dunkel auf. Das Licht der erbleichenden Sterne reichte aus, ihn unterscheiden zu lassen, so wie des Hirten geübtes Auge ohne Mühe beim ersten Blick das Paar auf dem Stiegenvorsprung erkannte, nachdem sich ihm von weitem schon die Gruppe am Himmel gezeichnet hatte, welchen das erste Morgengrauen zu erhellen sich anschickte. Ein Krampf der Eifersucht zog des armen Buben Herz zusammen. Aber dieses Herz war rein und lauter wie Gold; darum geschah es, daß Seraphin selbst in seinem tiefen Weh der wackern Regung eingedenk blieb, um derentwillen Lisi ihn am Abend mit einem freundlichen Wort und einem Händedruck beglückt hatte. So rief er denn freudig aus: »Alle Heiligen sehen gepriesen, daß Ihr den rechtbeschaffenen Entschluß

gefaßt habt, nicht in den Krieg für die Ketzer zu ziehen und nicht mit dem sterblichen Leibe zugleich Eure arme Seele auf das lose Spiel zu setzen! So ist es recht. Ihr verbergt Euch bei uns auf der Höhe, und es gibt keinen frischen Buben, der Euch nicht zu Diensten stände.«

Die Worte des Hirten schlugen gleich dem zündenden Blitz in Guidobalds Seele. Er war ursprünglich nur gekommen, um Abschied von der Geliebten zu nehmen. Was er jetzt vernommen, öffnete seinen Vorsätzen die Aussicht auf ein weiteres Ziel. Noch schwankte er, und dachte an den Zorn des Großvaters, an die Mißbilligung des Vaters, und Bilder einer Zukunft voll verdrießlicher Händel traten in unbestimmten Umrissen vor seine Einbildung. Zugleich aber machte er in banger Ahnung alle Folterqualen einer Trennung vom Liebchen durch, in dessen Armen er so eben den Vorschmack himmlischer Seligkeit empfunden.

Während Guidobald in solcher Weise nach einem Entschluß haschte, erklärte Seraphin in kurzen Worten, und von Lisi nur wie im Traum vernommen, den Grund seines Erscheinens. Er bedurfte für einen seiner gehörnten Schützlinge ein Heilmittel, dessen Bereitung in der ganzen Gegend nur der Winklmaier allein verstand und von welchem derselbe seinen Sennerinnen immer einen kleinen Vorrath für dringende Fälle mitzugeben pflegte. — Lisi eilte, das Pülverlein zu holen, und sagte dann zu Guidobald: »Gewiß hat deine Mutter dich zu uns

heraufgeschickt. Es soll dir an nichts fehlen, mein Bue. Die ersten Tage verbirgst du dich in der Röthelsteinhöhle. Ich will schon sorgen, daß du nicht verhungerst. Den andern Dirndln sagen wir nichts davon. Am Seraphin hast du einen zuverlässigen Boten.« — Zu seinem Ohr geneigt, fügte sie hinzu: »Auf die Nacht kommst du wieder zu mir.« — Woher hätte Guidobald den Muth genommen, nein zu sagen?

10.

Nachdem Xaver seinen Sohn in Gmunden zurückgelassen, rollte er im leichten Wagen munter am Ufer der Traun hin. Der heißblütige Sommer, damals fast allein mit der Herstellung von Weg und Steg betraut, hatte sich wieder einmal als tüchtiger Straßenbauer bewährt. Der Boden war glatt und eben wie der Grund eines kunstgerecht beschütteten Steinwegs, und das Brändl griff so wacker aus, als ob der Haber es stäche. Nicht minder wohlgemuth wie sein Roß fühlte sich der Winklmaier. Der Haber, welcher ihn stach, war ihm als perlende Flüssigkeit in einer Schwinge von gebrannter Erde verabreicht worden, begleitet von einem Zinnteller mit drei stattlichen Bratwürsten. — Hier ist zu wissen, daß der Oberösterreicher sehr häufig zu drei und drei aneinander reiht, was anderwärts nach Paaren gezählt wird. Er nimmt drei Würste, drei Eier, drei Schnitten zusammen.

Der gute Winklmaier hätte sich schwerlich so wohlgemuth gefühlt, wenn er gewußt, was zur Stunde in den Gedanken der beiden »Kinder« vorging, deren Liebe abgethan zu haben er sich allen Ernstes einbildete. Noch bedenklicher würde ihm zu Sinne geworden seyn, wenn er etwa gar vorausgesehen, welche Wendung noch an

demselben Abend die vermeintlich beseitigte Angelegenheit nehmen sollte. Es ist überhaupt eine Wohlthat für die Menschenkinder, daß sie nicht alle Unwetter schon zum voraus in den Gliedern spüren; sie würden, sonst keine gute Stunde ungetrübt genießen.

Indessen sollte auch Xavers stilles Behagen nicht allzulange ganz ungestört bleiben, sondern mancherlei ihm vor Auge und Ohr kommen, was ihn in verdrießlicher Weise an die schlimmen Händel der Zeit mahnte und an den Triumph einer Partei erinnerte, welcher er nichts weniger als hold und gewärtig zu seyn begehrte. Als er nämlich gegen Ohlsdorf hinkam und der Weg sonntäglich belebt war von Landvolk, das ebenfalls sonntäglich — sich mehr oder weniger berauscht zeigte, da grüßte der arme Mann den Reifenden nicht nach dem alten frommen Brauch mit einem »gelobt sey Jesus Christus!« sondern brüllte ihm schon von weitem aus rauher Kehle möglichst laut das Wort: »Freiheit!« entgegen. Und so oft einer das Wort schrie, jubelten hinter ihm und vor ihm alle diejenigen es nach, welche es vernahmen. »In Ewigkeit Amen,« versetzte Xaver unwillkürlich, als hätte er den gewohnten und erwarteten Gruß des Friedens vernommen. — Zu Ohlsdorf vor der Kirche wimmelte ein Menschengespinn, daß die Straße völlig gesperrt war und der Fremde im langsamsten Schritt fahren mußte, um niemand zu beschädigen. Das Gedränge bewegte sich übrigens nur darum vor der

Kirche, weil dicht nebenan die berüchtigte Kapelle stand, aus welcher unser Herrgott den Arm herausstreckt. In der Kirche selbst hatten die Leute für selbigen Tag nichts mehr zu thun, denn die Nachmittagspredigt war längst vorüber und von den abendlichen Andachten der altgläubigen Vorfahren wollte das abtrünnige Geschlecht nichts mehr wissen.

Dicht an der Straße vor den Bänken und Tischen des Wirthshauses erhob sich ein lustiges Zelt, bunt bewimmelt, sein roth und weiß gestreiftes Dach über einen Tisch spannend, worauf eine zinnerne Schüssel voll blanken Silbergeldes, eine mächtige Schleifkanne, von Trinkbechern umgeben, und ein Scheiterhaufen von Böklabrucker Selchwürsten prangten. Am Tisch saßen drei oder vier Kriegsleute, hochgewachsene Bursche von stattlichem Gliederbau, überaus glänzend herausgeputzt mit blanken Helmen, glitzernden Brustharnischen und tressenreichem Gewand von vlämischem Tuch.

Bei dem Werbzelte mußte Xaver anhalten, so dicht war im Augenblick dort der Menschenknäuel. — Einer von den Kriegsgesellen erhob sich, um mit vollem Becher an den Wagen hinzutreten. Der Mann glich nicht übel einem ehernen Recken aus alter Zeit mit seinen riesigen Gliedmaßen, mit seinen gelben Haaren und blauen Augen und mit dem fuchsigen Bart, der rechts und links mit zwei Feuerschweiften aus dem Antlitz herausstarrte, das leibhaftige Ebenbild des Kometen, welcher im Jahr zuvor

am Himmel erschienen war, um der entsetzten Welt den Ausbruch der böhmischen Empörung zu verkünden.

»Ich bringe dir's, Freund,« sagte der Soldat; »Kurpfalz soll leben!« — »Was kümmert mich Kurpfalz?« versetzte Xaver trocken; »ich bin ein Oesterreicher.« — »Ich bin auch nicht vom Rhein gebürtig,« hob der andere wieder an; »mein Vaterhaus steht an der Weser, aber Wulf Nilsen, meines Vaters eheleiblicher Sohn, sperrt und spreizt sich darum nicht, auf des Königs Friedrich Gesundheit einen Schluck zu trinken. Du wirst auch nicht zu gut dazu seyn.«

Diese Worte klangen dem Hörer unverständlich wie Chaldäisch, doch stellte er sich nicht neugierig, sondern gab den Leuten vor dem Wagen gute Worte, ihn durchzulassen. Als kluger und wohlerfahrener Hausvater wollte er vor allem sich aus dem Staube machen. »Ich muß eilends nach Lambach,« sagte er; »ich habe es sehr genöthig.« — Seine Worte schlugen an taube Ohren, während Wulf Nilsen wieder begann: »Du hast das Aussehen eines Soldaten. Wenn dein biederes Gesicht kein verlogener Schelm ist, so darfst du dich nicht weigern, auf das Wohl der Pfalzgräfin zu trinken. Hoch die schöne Elisabeth aus Engelland!« — »Die Gesundheit einer schönen Frau weise ich nimmer von der Hand; gleich will ich ehrlich Bescheid thun,« versetzte Xaver und schrie gegen das Haus hin: »Heda, Wirthschaft! eine Halbe Heurigen!« — »Du beleidigst mich,« fuhr der

Soldat grob heraus. »Ist Wulf Nilsen dir zu gering, aus seinem Becher von seinem Wein zu trinken?« — »Nur gemacht, Kriegsgesell,« lachte Xaver unerschrocken; »wer mich fassen will, muß schärfere Zähne haben wie du. Verstanden?« — »Grobian, verdammter!« brüllte Wulf.

Der beginnende Zank erregte bereits Aufsehen und der wackere Winklmaier wäre lieber Gott weiß wo gewesen als vor dem Werbzelt inmitten betrunkenener Bauern, wo er einem schlimmen Viertelstündchen entgegen sah. — In diesem Augenblick kam der Wirth mit der bestellten Halben heraus und hinter ihm ein Mann in kleinbürgerlicher Tracht von mehr bäuerlichem als städtischem Zuschnitt. Der Wirth schob den Werber ohne Umstände bei Seite, und indem er dem Reifenden das Getränk darreichte, sprach er: »Wohl bekomm's, Viechtauer. Gezahlt ist schon. Ihr braucht kein Gesicht zu schneiden; ich bin kein Seelenverkäufer. Der Huterer Stephan da hat gezahlt. Ihr fahrt nach Lambach, wie Ihr sagt, und er möchte mit, wenn's Euch recht ist. Wollt Ihr?« — »Auf alle Weis,« versetzte Xaver; »steigt nur auf, Huterer.« — Zum Werber gewendet, fügte er mit erhobenem Becher hinzu: »Also die schöne Frau soll leben.«

»Hat sich was mit dem Trinken,« brummte Wulf; »du hast zuvor ein Hühnchen mit mir zu rupfen. Du hast mich beleidigt, du mußt . . . « — »Schön stad,

Mannsfeldischer!« fiel ihm der Hutmacher in die Rede; »wenn ihr uns alle Mannschaft nach Böhmen führt, wen behalten wir dann, um uns den Bayer vom Genick zu halten und euch den Rücken zu decken?« — Ohne weiteren Bescheid abzuwarten, rief Xavers neuer Begleiter der Menge zu: »Laßt mich durch, liebe Brüder. Ihr habt vernommen, was ich zu sagen habe. Andere Leute wollen auch eine Neuzeitung wissen. Leben und leben lassen.«

Wie durch Zauberei öffnete sich die Gasse. Xaver besann sich nicht lange, dem Braunen einen ermunternden Ruck mit dem Leitseil zu geben, während das Rößlein, ein gar kluges Thier, auf das Zeichen bereits mit Ungeduld gewartet zu haben schien, denn unmittelbar zog es an und trabte fürbas. »B'hüt Gott, Fadinger Stephan!« riefen die Leute dem enteilenden Gefährte nach; »laß dir Zeit und komm geschwind wieder vor,« — Vor dem Dorfe gewann Xaver Muße, sich die Züge seines Reisegespanns genauer zu betrachten, dessen Namen er eben durch den Zuruf der Menge erfahren. Auf der großen, derbknochigen und vierschrotigen Gestalt saß über kurzem Hals ein starker Kopf mit einem Gesicht von scharf ausgeprägtem Zuschnitt. Der Winklmaier entsann sich jetzt, dieses Antlitz mit der faltenreichen, fleischigen Stirne, mit den großen Augen, mit der langen, breiten, starkgeflügelten Nase und mit dem höhnisch verzogenen großen Munde unter einem ausfallend dünnen Barte

schon auf vielen Jahrmärkten gesehen zu haben. Der Ausdruck von lustigem Spott, dem österreichischen Volksstamm vorzugsweise eigen, paarte sich in der Miene des Hutmakers mit allen Abzeichen von Gift und Galle, die, indem sie mit der frischen Färbung der vollen Wangen einen entschiedenen Widerspruch bildeten, zugleich andeuteten, daß sie von keinem körperlichen Siechthum herrührten. Während Xaver sich den Mann betrachtete, versäumte er nicht ein Gespräch anzuknüpfen. Das ziemt sich unter Reisegegnossen ohnehin, und zudem war die Wißbegierde des Viechtauers in hohem Grade erregt. Er wünschte zu erfahren, weßhalb der Werber von Kurpfalz gesprochen, welche Bewandniß es mit der schönen Pfalzgräfin habe, wer der König Friedrich sey, was der Werber, den der Hutmacher als einen Mannsfeldischen bezeichnet hatte, im Lande ob der Enns zu thun habe, weßhalb der Bayer gefürchtet werde, und durch welche Botschaften der Huterer sich das Wohlwollen der Bauern von Ohmdorf erworben.

»Du fragst viel auf einmal, Mitterhuber,« versetzte Fadinger; »ich werde dir noch mehr antworten.« — »Du kennst meinen Namen?« — »Das wäre sauber, wenn ein so alter Dultfahrer wie der Huterer von Wels den Viechtauer Holzverleger nicht wüßte. Ich kenne dich schon lange, wenn ich auch jetzt erst bei meiner letzten Marktfahrt mit dir zusammenkomme. Wir haben bisher

nicht für einander getaugt, aber heutzutage ist's ein anderlei. Du bist ein Oesterreicher wie ich; das übrige gilt im Augenblicke gleich.« — »Du gibst mir neue Räthsel auf, statt die alten zu lösen,« bemerkte Xaver. »Was hat deine letzte Dultfahrt mit Kurpfalz und mit mir zu schaffen?« — »Auf einem Umweg geht's oft am schnellsten,« versetzte Fadinger; »du wirst's inne werden, eh wenn wir den Traunfall hinter uns haben. Ich gebe den Handel auf und werde ein Bauer. Wenn wir also dießmal nicht zusammenkommen, treffen wir uns nicht so leicht wieder. Doch eins nach dem andern, Landsmann. — Die Böhmen haben sich ein protestantisches Haupt erkoren, den Kurpfälzer. Ihr König heißt nicht mehr Ferdinand, sondern Friedrich. Und weil der tapfere Mannsfeld sich zum Ritter der Frau Königin erklärt hat, so schwören seine Reiter und seine Lanzknechte nicht höher als bei der schönen Pfalzgräfin Elisabeth, die eine Königstochter aus Engelland ist.«

»Ist denn unser Erzherzog Nandl gestorben?« fragte Xaver mit mehr Einfalt im Ausdruck als im Sinne. — »Für die Böhmen ist er todt,« beschied der Erzähler, »und für uns schickt er sich zum Sterben an. Höre nur, was er uns anthut. Du weißt, daß er in Frankfurt zum Kaiser gewählt ist.« — »Kein Wort weiß ich davon.« — »Es ist wie ich sage. Kursachsen und Kurbrandenburg haben ihre protestantischen Brüder im Stiche gelassen und dem katholischen Habsburger ihre Stimmen gegeben. Darauf

ist der neue Kaiser eilends nach München geritten, um vom Herzog in Bayern bewaffneten Zuzug gegen die Herren Stände in Böhmeim und Oesterreich zu begehren. Der Münchener sagt die Hilfe zu; aber um welchen Preis? Für die Kriegskosten muß ihm der Herzog von Graz ein Land versetzen, das eigentlich gar nicht sein ist: das Land ob der Enns. Hast du mich verstanden, Oesterreicher?« — »Das wird nicht sein!« brummte der Winklmaier mit zweifelndem Kopfschütteln und schier tonloser Stimme. — »Es ist!« rief Fadinger. »Die Post ist funkelnagelneu, aber gewiß. Doch wir, wir geben den schmähhlichen Handel nicht zu.« — »Wir!« hob Xaver langsam an. »Soll der arme Mann wieder einen Bundschuh aufwerfen, um die Beute des Kriegsvolks zu werden?«

Ein überaus unheimliches Lächeln verzernte des Hutmachers bewegliche Züge bis zum Grinsen. Nach einer Weile erst antwortete er: »Die Zeit für den armen Mann ist noch nicht gekommen, aber sie naht mit Siebenmeilenstiefeln. Gib Acht, was ich jetzt sage. Im neuner Jahr hat der Matthias die Stände angelernt, ihre eigene Macht zu brauchen. Sie halfen ihm gegen seinen Bruder Rudolph. Damals haben die Herren und Ritter uns in den Krieg geführt, und wir begannen unsere Lehrzeit. Dem Matthias hat es sein Neffe, der steirische Nandl, nicht viel besser gemacht, wie er selber dem Rudolph, und die Landherren haben sich die Lehre wohl eingeprägt. Sie lassen jetzt den Mannsfeld die Trommel

für Kurpfalz rühren. Sie schicken den Starhemberg mit gewordenem Volke den Niederösterreichern zu Hilfe, um dem Matthias Thurn zu helfen, welcher bereits die Vorstädte von Wien besetzt hält, und um den Bethlen Gabor zu unterstützen, der achtzigtausend Spieße stark zu Preßburg steht. Auf der andern Seite verrammeln sie die Pässe gegen den Bayer und gegen den Bucquel. Kurz, sie statten dem Grazer den Dank des Herodes ab, mit welchem er selbst seinen Oheim bezahlt hat. Sobald diese Rechnung geschlossen, kommt die Reihe an uns, den Ständen zu zeigen, was wir von den großen Hansen gelernt.« — »Das ist ja offenbarer Aufruhr!« rief der Viechtauer. — »Ehrliches Spiel, Wurst wider Wurst,« fuhr Fadinger fort; »wie der Thon, so der Lohn. Du bist zwar gefangen und verstrickt in den Banden des alten Aberglaubens, aber bei alledem ein kluger Mann und ein guter Oesterreicher. Als Oesterreicher wirst du fleißig wünschen, daß wir nicht steirisch und noch weniger bayrisch werden, sondern bei unserm lieben Erzherzog Albrecht bleiben, der allein unser rechtmäßiger Fürst ist.«

Trotz seines Verdrusses konnte Xaver sich des Lachens nicht enthalten. Es kam ihm gar zu spaßhaft vor, daß der Verehrer des Grafen Thurn und des Woiwoden von Siebenbürgen zugleich den allzeit getreuen Oesterreicher spielte. Ohne das Gelächter zu beachten, sprach der andere weiter: »Als Bauer wirst du leicht verstehen, daß wir den Landherren gegenüber viel gewinnen mögen,

wenn wir zu rechter Zeit zugreifen. Was sie dem Fürsten anthun, soll ihnen von uns nicht unvergolten bleiben, aber wohlverstanden, zu unserem eigenen Frommen. Selbige rechte Zeit ist noch nicht da, doch sie kommt, und als kluge Hausväter wollen wir uns rüsten, daß sie uns bereit finde. Die Thörichten lassen wir einstweilen vorangehen und sich mit ihrem Freiheitsgeschrei das Hirn einrennen; wir, die Gescheiten, warten ab.«

Der Hutmacher führte nun in weitläufiger Rede aus, wie er schon lange sein Augenmerk auf den Verleger aus der Viechtau geworfen, der, weit und breit im Lande bekannt und von großem Ansehen in seinem heimathlichen Bezirk, ganz und gar der Mann sey, die Gemüther der armen Leute am See auf die nahende Zeit vorzubereiten, in welcher es ihnen vergönnt seyn werde, aus abhängigen Grundholden freie Besitzer ihrer Güter zu werden, um den Ertrag der eigenen Arbeit auch selber zu genießen. — Xaver hörte aufmerksam zu. Die Weise, welche der Lockvogel pfiff, gefiel ihm im Grunde nicht übel. Wenn sein Maierhof, meinte er in seinen Gedanken, zum Freihof würde, so wäre er ein reicher Mann. Zugleich aber entging seiner Betrachtung nicht, daß er das Gut ohne die bäuerliche Belastung wenigstens viermal so hoch hätte bezahlen müssen, als er es überkommen, und daß die Herrschaft demnach ein gültiges Anrecht auf die vorbehaltenen Leistungen besitze. Seinem redlichen Sinn widerstrebte der Gedanke,

sich zuzueignen, was ihm nicht gebührte. Noch weniger behagten seinem aufrichtigen Gemüth die Anweisungen, wonach er allmählig von Schritt zu Schritt die Leute seines Bezirks zu mißvergnügten Gedanken und endlich zu unberechtigten Forderungen führen sollte. Am allerwenigsten aber gefiel ihm, daß er, wie er nur zu deutlich begriff, mit aller dieser hinterlistigen Bemühung die neue Lehre befördern würde. Indessen behielt er seine Gedanken fein für sich, um alles zu hören und nach seiner Heimkehr dem Pater Pentenrieder ausführlichen Bericht abstaten zu können.

Der redselige Aufwiegler und sein so schweigsam gewordener Begleiter erreichten im Abendscheine Lambach, den kleinen Marktflecken mit dem großen Benediktinerstift. Vor der Traunbrücke beehrte Fadinger abzusteigen. »Also es bleibt dabei?« sagte er. »Gib mir den Handschlag, Viechtauer. Ein Mann, ein Wort!« — »Ich will mir's überlegen,« antwortete Xaver, ohne die dargebotene Hand zu ergreifen. — »Ich begehre ein ehrliches Ja oder meinetwegen ein ehrliches Nein,« rief Fadinger heftig. »Ich lasse mich nicht nasführen. Wer nicht mein Freund, ist mein Feind.« — »So hochwichtige Dinge,« meinte Xaver, »wollen reiflich erwogen seyn.« — »Schon recht,« sagte Fadinger, plötzlich wieder ganz gelassen. »Ueberlege dir's und laß mich die Post wissen. Aber ja zu rechter Zeit; hörst du?« In dem scheinbar ruhigen Tone dieser Worte und in den Zügen des

Sprechenden lag ein unheimlich drohender Ausdruck spöttischen Grimms, welcher auch den Beherztesten nicht ganz gleichgültig lassen konnte. Den Viechtauer wandelte in der That eine Wallung von Mißbehagen an. Der Hutmacher wartete keine weitere Antwort ab. Er drehte sich um und ging einen Ländler pfeifend von dannen, während Xaver mit schwerem Herzen zur Brücke einlenkte. Fast reute es ihn, daß er dem gefährlichen Manne nicht wenigstens ein halbes Versprechen geleistet. Doch bevor er noch vollends über die Brücke gelangt, hatte er sich wieder ermannt. »Was auch daraus entstehe,« sprach er zu sich selber, »ich habe recht gethan. Ehrlich währt am längsten.«

11.

Die Benediktiner waren eben vom Rosenkranz aus der Kirche gekommen, deren Bänke sie vom Chor aus leer gesehen hatten, wie sie es seit einiger Zeit nur allzu sehr gewohnt waren. Die meisten Bürger des Marktes waren offenkundig abgefallen, und die wenigen Getreuen wagten nicht der gewaltthätigen Mehrheit Trotz zu bieten. Derselbe Fall ungefähr war es mit den Grundholden des Stiftes. Still und nachdenklich verfügten sich die geistlichen Herrn in's Refectorium, wohin die Eßglocke sie zur Abendtafel rief. Kaum waren sie eingetreten, so erschien Xaver Mitterhuber, der gewohnter Weise seinen Unterstand im Stifte genommen hatte. Er wurde freundlichst bewillkommt.

»Brav, daß Ihr kommt, Viechtauer,« nahm der Pater Hofmeister das Wort; »wir nehmen Euch das hoch auf.« — »Der hochwürdige Herr Leo treibt seinen Scherz mit mir,« entgegnete der Verleger, als verstünde er die Meinung des Benediktiners nicht, obwohl er vollkommen begriff, daß sein Erscheinen im Stifte ihm als ein Zeichen von Muth ausgelegt wurde. Die Deutung war übrigens ganz richtig. Es gehörte namentlich jetzt zur Dultzeit viel Mannhaftigkeit dazu, sich vor der zusammenströmenden Bevölkerung so herausfordernd als einen Anhänger der

alten Kirche zu zeigen. — »Doppelt willkommen also,« fuhr Leo fort, ohne die Einwendung der wohlverstandenen Bescheidenheit zu beachten. Er führte den Gast zur Tafel, an welcher die Versammlung bei ausgesuchten Speisen und auserwähltem Getränke zwar nicht so heiter war, wie ehemals, aber darum nicht minder gesprächig. An Stoff zu Rede und Gegenrede fehlte es nicht, wenn schon die Gegenstände der Unterhaltung nicht eben zu den willkommenen gehörten. Die Neuigkeiten, welche Xaver vom Huterer erfahren, waren zum Theil im Kloster schon bekannt, zum Theil ergänzten sie, was der abwesende Prälat seinen Conventualen gemeldet hatte. Seine Hochwürden Gnaden war nämlich zu einer Besprechung mit den katholischen Ständen abgereist und bereits ein Bote von ihm eingetroffen. Der Brief enthielt keine tröstlichen Nachrichten. Vergeblich waren auch dießmal wie bisher die Bitten der katholischen an die protestantischen Stände, sich mit ihnen und dem Landesherrn zu verständigen, die Huldigung zu leisten und nicht ferner die Regalien zu sperren. Die Landherren hatten sich nämlich der fürstlichen Einkünfte bemächtigt und wollten so wenig dulden, daß ihr Lehensherr im Lande ob der Enns Kriegsvolk werbe, als seinen auswärts gewordenen Truppen den Durchzug gestatten.

Die einzelnen Angaben des Schreibens waren so bruchstückartig und lückenhaft, wie die Aussagen,

welche Xaver aus dem Munde des Hutmakers von Wels erhalten. Der Zusammenhang großer Begebenheiten wird gewöhnlich nicht eher klar, als bis sie sich zu einem Ganzen abgerundet haben, gerade so, wie die Form und Gestaltung eines mächtigen Gebirges erst von einer gewissen Entfernung aus sich übersichtlich darstellt. Der Kämpfer im Getümmel der Schlacht sieht nur, was unmittelbar neben ihm vorgeht, der Schiffer im Sturme erblickt allein die allernächsten Wogen. Indessen waren der Versammlung im Refectorium zu Lambach manche Einzelheiten schlimmer Art schon allzuklar. In Niederösterreich sah es übel aus. Das Land wurde von den zuchtlosen Banden des Grafen Thurn arg verwüstet. Nicht säuberlicher verfahren die Lanzenreiter aus Lithauen, nach dem damaligen Sprachgebrauche Kosaken genannt, welche im Solde Ferdinands den Aufruhr bekämpften. Der Soldat jener Zeit besaß ohnehin sehr viele Aehnlichkeit mit einem Räuber, und dazu galt dem glaubenseifrigen Polaken jeder Oesterreicher für einen Ketzer, gegen den er jegliche Grausamkeit für ein verdienstliches Werk hielt, so daß seine rohen Leidenschaften sich nicht nur entfesselt, sondern noch sogar vom wildesten Haß gespornt fühlten. Nun sollten demnächst zu den heimtückischen Abkömmlingen der rasenden Hussiten und zu den ausschweifenden Litthauern auch noch die zottelbärtigen Hussaren, Panduren und Tolpatschen kommen, mit denen Bethlen

Gabor von der untern Donau heranzog, um das verwüstete Land vollends zu verderben. Natürlich lag der Gedanke nahe genug; daß ähnliche Plagen für Oberösterreich in allernächster Aussicht ständen. Wenn die protestantischen Stände nicht nachgaben, — und zum Nachgeben machten sie keine Miene, — so mußten sich bald die, Gräuel wiederholen, welche einst das Passauer Kriegsvolk in dem bedrängten Lande ob der Enns verübt hatte, und die noch in frischem Gedächtniß lebten. Von unten heraus konnten die Kosaken kommen, und von oben nahten bereits die bayrischen Hilfsvölker.

Von den Staatshändeln kam die Unterhaltung allmählig aus die kleineren Angelegenheiten. Der Holzwaarenhändler hatte mancherlei über die Verfolgungen zu berichten, welche die Grundherrschaft von Ort gegen ihre katholischen Unterthanen theils unmittelbar ausübte, theils zuließ. — »Ich selbst,« schloß Xaver eine weitläufigere Auseinandersetzung über erfahrene Unbilden, »ich für mein Theil bin wohl aus dem Größten heraus. Ich erlege jetzt den Rest meines Einstandes und dann sitze ich sicher auf meinem Hof. Der Pfleger mag mir nichts anhaben, sobald ich Steuern, Gaben und Schuldigkeiten richtig leiste, und das fällt mir nicht einmal gar zu schwer. Der Prädikant aber darf's nicht gar zu schlimm mit mir treiben, weil der Herr Martin doch nimmer ganz und gar vergißt, daß er ohne mich um Hals und Kragen gekommen wäre. Er selber ist

auch nicht so böse wie der alte Herr, und wenn der Rasmus einmal die Augen schließt, so wird das Wort der gnädigen Frau auch wieder etwas gelten. Also brauche ich wegen der Grundherrschaft für die nächste Zukunft nicht allzu besorgt zu seyn, und meine Kinder werden es dereinst noch besser haben, sobald einmal der Junker Guidobald an die Reihe kommt. Die hochwürdigen Herren wissen schon, wie ich das meine.«

Die Ordensmänner nickten mit einem Lächeln des Einverständnisses; dann hob Pater Leo an: »Ihr rechnet also darauf, zu Lambach aus der Dult dreihundert Gulden zu lösen? Allerdings scheinen mir die Waaren noch viel mehr werth, welche Ihr kürzlich mit der Salzzille von Gmunden hierher geschickt, und die wohlbehalten in des Stifts Gewahrsam liegen; aber baares Geld ist selten, mein Freund, und ich will nicht hoffen, daß Ihr die Rechnung ohne den Wirth gemacht.« — »Vom Verkauf auf der Dult werde ich keine zehn Gulden lösen,« versetzte der Winklmaier; »den hochwürdigen Herrn ist ja hinlänglich bekannt, daß ich seit zwei Jahren nicht mehr auf dem Marktstand verkaufe. Was ich morgen abgebe, wird erst zu Martini bezahlt, aber ich erwarte den Weingärtner-Hansl von Preßburg und den Bernhuber-Nazi von Engelhartzell. Der eine verhandelt Löffel durch ganz Ungarn und bis zu den Walachen, der andere hat in Böhmen seine Kundschaft. Von den beiden mitsammen müssen mir über tausend Gulden eingehen,

und zwar aus die alte Rechnung vom vorigen Jahr. Von den Waaren, die ich ihnen zu Ostern und zu Pfingsten geschickt, wird erst viel später die Rede seyn.« — »Der Handel geht schwunghaft trotz der schlimmen Zeit, wie ich merke,« sagte der Schaffner. — »Essen müssen die Leute alle Tage,« meinte Xaver; »sey es noch so wenig, sie brauchen halt Löffel dazu, und im Kriege noch mehr als im Frieden, weil viele ungebetene Gäste kommen, welche den Löffel gewöhnlich mitnehmen oder zerbrechen, wo mit sie dem Bauern die Stippe vor dem Mund weggeessen. Behüte mich der Himmel, daß ich mich *darüber* freue; ich sage nur wie es ist, und nicht wie mir's etwa recht wäre. Ich weiß, wie die Soldaten es treiben und habe mit eigenen Augen angesehen, daß heutzutage das Kriegsvolk nicht braver ist als die frommen Lanzknechte gewesen sind, von denen mein Ahn, Gott tröst' ihn, so viel zu erzählen wußte. Es wird uns sauber ergehen, wenn die Bayern in's Land kommen; sie sind uns ohnehin nicht sonderlich gewogen. Von den Kosaken will ich vollends nicht reden.« — »Wenn das Lamm geschoren ist,« meinte der Pater Leo, »so schickt unser Herrgott einen warmen Wind. Die Bayern sind doch wenigstens gute Christen, und wenn sie als Feinde gegen den Willen der protestantischen Stände in's Land kommen, so sind sie um so weniger verpflichtet, noch länger die Prädikanten in unsern alten Gotteshäusern zu dulden. Sie werden reinen Tisch machen, und wenn der

gottesfürchtige Herzog Max dereinst die verpfändete Landschaft dem Erzherzog zurück gibt, so wird sie gleichmäßig von Empörung wie von Ketzerei gesäubert seyn.«

Der Winklmaier seufzte tief und schwer. Was der Tröster sprach, erschien ihm allerdings richtig; aber noch waren die unbotmäßigen Stände nicht geschlagen, noch hatten sie einen mächtigen Rückhalt an den abgefallenen Böhmen, an den aufständischen Hannaken, an dem grimmigen Woiwoden von Siebenbürgen, welchem die Mißvergnügten in Ungarn zuliefen, während der Türke ihn unterstützte. Sobald aber einmal der Bayerherzog den Mannsfeld, den Thurn, den Bathory sammt ihren Helfershelfern auf dem Felde geschlagen, was immerhin möglich, aber doch nicht unbedingt sicher schien, dann kam erst noch eine harte Zeit, für die armen Leute in dem eroberten Land, und als Bauer hatte Xaver vollkommen recht, sich zu allererst zwar vor dem Kriege, aber an zweiter Stelle doch noch mehr vor dem Ueberwinder zu fürchten, selbst für den Fall, welchen seine Ueberzeugung den besten nannte. Zudem war er Oesterreicher genug, um sich darüber zu kränken, daß der Bayer im Erblande von Habsburg gebieten sollte. Darum sagte er: »Als ich heute Abend über dem Werbzelt zu Ohlsdorf die rothe Fahne mit dem weißen Löwen flattern sah, gefiel mir der Anblick freilich nicht, aber der bayerische Wappenlöwe auf unsern Amthäusern wird uns

allen schier nicht besser willkommen seyn, als ein Schwein im Judenhaus.« — »Seyd kein Kind, Viechtauer,« sprach der Schaffner; »besser bayrisch als ketzerisch, und in ein paar Jährchen wird das Pfand sicher wieder gelöst. Unser kluger Ferdinand ist wahrlich nicht der Mann, Land und Leute aufzugeben. Am wenigsten läßt er Oesterreich fahren, die erste, die ältestes Errungenschaft des großen Rudolph, die zum Erzhause gehört, wie der Name zum Mann, wie der Leib zur Seele.«

Er wurde unterbrochen. Ein Klosterknecht kam mit einem versiegelten Schreiben, welches der Postreiter von Wels gebracht. Alle Blicke hefteten sich voll Neugierde auf das Papier, welches möglicherweise, wahrscheinlich sogar, wichtige Mittheilungen unter seinen versiegelten Falten barg. Der Pater Hofmeister löste mit bedächtiger Hand das spanische Wachs, entfaltete den Brief, sah nach der Unterschrift und wandte sich dann zu einem der jüngeren Ordensbrüder: »Der Pater Gratianus hat bessere Augen wie unsereins, um die Krähenfüße und Hühnertritte des Paters Gregorius zu entziffern, der uns von Wien einen Bericht sendet. Laßt hören, was er meldet.« — Gratianus las ziemlich geläufig den Inhalt herunter, der Geschäfte des Stifts in kleineren Angelegenheiten des Hauses betraf. Xaver hörte nicht sonderlich aufmerksam zu und seine Theilnahme steigerte sich nur wenig, als der Bericht auf die

Tagesbegebenheiten übergang. Die Nachrichten, welche der gute Benedictiner meldete, waren den Hörern bereits bekannt.

»Das Schreiben ist schon über drei Wochen alt,« sagte plötzlich Gratianus, die Vorlesung unterbrechend, »und der Gregori hat wie gewöhnlich zwar läuten gehört, aber nicht schlagen. Ich glaube, wir könnten uns den Verlauf der altbekannten Neuigkeiten für heute Abend schenken.« — »Weiter, weiter!« riefen die Hörer, »wer weiß was noch vorkommt?« — Der überstimmte Vorleser fuhr fort und gelangte in der That endlich zu einer Stelle, deren Inhalt die Neugier für ihre ausharrende Geduld wenigstens einigermaßen entschädigte. Und der eine von den Hörern, welcher bisher so zu sagen sich gar nicht um den Inhalt der Mittheilung bekümmert, ward plötzlich derjenige, welchem die »Neuzeitung« dies größte Theilnahme einflößte. Sie betraf ihn auch am allernächsten und griff ihm tief in die Seele, aber nicht zu seiner freudigen Ueberraschung.

Die weitläufige Meldung des Paters Gregorius enthielt nämlich im wesentlichen folgendes. Von Preßburg war ein Schiff mit Getreide heraufgekommen, um weiter zu Berg zu fahren. Der Schiffer hatte sich vom Stapelrecht ausgelöst und auch nicht versäumt, die krummen Finger der böhmischen Hauptleute aus dem Wörth zu versilbern. Er sollte, wie er angab, die Frucht nach Krems bringen, von wo ihre weitere Bestimmung nach Böhmen lautete.

Das aber war erlogen die Kornsäcke verbargen nämlich einige Fäßchen Pulver, welche sammt dem Getreide für die Leute des Erzherzogs Ferdinand bestimmt waren und zu Greifenstein übernommen werden sollten. Die Sache ward verrathen, als das Fahrzeug kaum die Taborbrücke hinter sich hatte, und als es zu Nußdors anlegte, waren schon die Böhmen bei der Hand um Schiff und Mannschaft festzunehmen. Die Leute wurden sämmtlich in die Eisen geschlagen. Die Böhmen fanden das Pulver und bei dem Schiffherrn Briefe verfänglichen Inhalts.

»Selbiger Schiffherr,« schrieb Gregorius, »ist ein reicher Krämer von Preßburg. Das Abenteuer wird ihm schlimm bekommen. Er verliert nicht nur Schiff und Ladung sammt seiner bedeutenden Baarschaft, die ihm der Böhme als gute Beute abgenommen, sondern der Thurn begehrt auch für die Lösung seines Lebens eine schwere Geldsumme. Des Mannes Name lautet Hans-Weingärtner.« — Xaver wurde bleich vor Schrecken. Er dachte nicht einmal sogleich an den Verlust, der ihn selber bedrohte; das Schicksal des wackern Handelsfreundes und Glaubensgenossen ging ihm nahe. Der Hofmeister mißdeutete die Regung. — »Ihr erleidet dabei eine starke Einbuße,« sagte der geistliche Herr, »und gerathet für den Augenblick hart in die Klemme.« — »Wer denkt dabei an's Geld?« murmelte der Viechtauer; »und für den Augenblick bleibt mir ja der Bernhuber-Nazi.«

»Der Engelhartszeller ist ein sterblicher, schwacher Mensch,« sprach der Hofmeister vor sich hin und stockte plötzlich, als Xaver ihn fragend ansah. Es wäre in der That auch grausam gewesen, gerade jetzt zu erwähnen, welch nachtheilige Gerüchte über den Bernhuber seit einiger Zeit umliefen. Es hieß nämlich, derselbe fuße mit seinen Geschäften nicht auf so sicherem Grunde, als man bisher vorausgesetzt, und dazu habe er in neuester Zeit sich in verdächtige Zettelungen eingelassen, nach dem alten Brauch verschuldeter Wirthe, herabgekommener Krämer und verkommener Studenten, die bekanntlich von jeher gewohnt waren, sich um so eifriger mit großen Welthändeln zu befassen, je gründlicher sie an der Herstellung ihrer eigenen Angelegenheiten verzweifeln mußten.



12.

Die breite Straße des Marktes Lambach war gleichsam zum Feldlager geworden. Handel und Wandel hatten sie mit ihren lustigen Brettergezelten überbaut, und schon in der frühesten Morgenstunde drängte sich die ländliche Bevölkerung durch die engen Budengassen, betrachtend, wählend, feilschend und vor allem geräuschvoll in jedweder Einzelheit ihres Beginns. Von hohem Gerüste herab schmetterten mit ohrenzereißender Gewalt die grellen Töne einer verstimzten Trompete, in deren Mundstück aus vollen Backen ein buntscheckiger Pickelhäring stieß, Wangen und Lippen mit Ziegelmehl geschminkt, über den Augen ungeheure Brauen von Kienruß. Hinter dem Hanswurst stand sein Meister, der Zahnbrecher und Quacksalber, um, sobald die Drommete schwieg, mit einer wo möglich noch schrilleren Stimme seine Kunst und seiner Heilmittel Wunderkraft anzupreisen. Nicht weniger laut suchten Bänkelsänger, Luftspringer und andere Gaukler ihre Verdienste geltend zu machen. Die Krämer in den Buden zeigten sich nicht schweigsamer wie ihre Kunden. In den lustigen Lärm mischten sich zuweilen das Gezeter keifender Weiber, der Lärm einer Rauferei, der Hilferuf eines Bestohlenen, das durchdringende Wehegeschrei ertappter Marktdiebe,

Riemenstecher, Diebinnen und verlorener Vetteln, welche nach den Satzungen der strengen Marktordnung am Schnappgalgen gewippt, oder gestäubt, oder auch mit abgeschnittenem Ohr von dannen gejagt wurden, je nachdem sie in irgend einer Weise das freie Geleit des Dulttages verwirkt hatten.

In den Herbergen und Schenken ging es nicht minder lebhaft zu, als draußen auf der Gasse. Stuben, Kammern und Hofräume glichen Bienenkörben und Ameisenhaufen, die sich ohne Unterlaß füllten und leerten, ohne je leer zu werden. Vor allem galt das von dem stattlichen Wirthshaus zum Drachen, das am Kreuzweg stand, wo in die Gabel der großen Heerstraße von Salzburg und von Braunau nach Linz die Gmundener Straße einmündete, so daß alles dort sich begegnete, was aus Oesterreich, Böhmen und Ungarn gegen Niederbayern, Oberbayern und zum Gebirge zog oder umgekehrt von daher kam und dorthin ging. Der Drache von Lambach war im Munde gartender Kriegsknechte, wandernder Handwerksgesellen und reisender Krämer ein eben so berühmtes Wahrzeichen als der Passauer Tölpel, das Münchener Kind, der Wiener Stock im Eisen, das goldene Dach von Innsbruck und der Lällenkönig von Basel. Und wo der Drache in der Nähe wie in der Ferne genannt wurde, da ward er auch gepriesen. Darum zog nicht leicht ein Wanderer vorüber, ohne im Schatten des gastlichen Daches zu rasten und sich zu erquicken, und

selbst an den stillsten Tagen, wo alle andern Herbergen leer standen, hatte im Drachen die Kellerthüre keine Ruhe, geschweige denn also zur Zeit des Marktes. Vor dem Drachen war es auch, wo der Zahnbrecher, ein kluger Mann, seinen Stand aufgeschlagen.

Die große Halle des Erdgeschosses, Zechstube und Küche zugleich, war dergestalt mit Gästen angefüllt, daß die Wirthin und ihre Mägde am Herd in der Mitte des gewölbten Raumes kaum Platz fanden, ihre Bratpfieße zu drehen, ihre Pfannen und Tiegel zu handhaben. Der Hutmacher und der Krämer von Engelhartszell setzten im Lärm ihr angelegentliches Gespräch, wenn auch nur mit halber Stimme, so ungestört fort, als befänden sie sich selbender auf einer öden Haide. Die Anwesenden hatten genug mit sich selber zu schaffen und fragten zur Stunde nichts nach anderer Leute Gelegenheiten. Die Neugier ist ja die Tochter der Langeweile.

»Du übernimmst also meine Hüte?« sagte Fadinger. »Ich halte das für abgemacht, Nazi. Dem Vietauer nebelst du einen blauen Dunst vor. Der Finsterling, Götzendiener und Fürstenknecht verdient es nicht besser. Durch den Schlag kommst du wieder in die Reihe und bist ein gemachter Mann. Gib mir den Beutel mit dem Geldlein, dann kannst du frischweg schwören, daß du rattenkahl seyst.« — »Einen muß ich freilich um sein Geld bringen, sonst bin ich selber verloren,« brummte Bernhuber in seinen Bart, »und der Viechtauer wäre schier der fetteste

Bissen. Aber dann bekomme ich nichts von den Waaren, die er im Stift liegen hat, und an denen viel zu verdienen wäre. Und in Zukunft —« — »Narr,« unterbrach ihn Fadinger, »just die Zukunft ist für dich. Du brauchst ja nur Frist bis zum Altweibersommer, um den Dränger auf immer los zu seyn. Du mußt nämlich wissen, daß nächstens alle Katholischen aus dem Lande gejagt werden, und daß alle Schuldverschreibungen, die sie von rechtgläubigen Leuten in Händen haben, ihre Geltung verlieren sollen. Du erklärst öffentlich deinen Uebertritt zur neuen Lehre, und der Xaveri mag sein Heil in der egyptischen Finsterniß des Bayerlandes suchen. Was aber die Waarenballen im Stifte betrifft, so laß mich nur sorgen. Ich habe ein Vöglein pfeifen hören.«

Dies Mittheilung ward unterbrochen, zu des Hörers peinlichstem Verdruß. Der Bernhuber war zwar bereits fest entschlossen, in den boshaften Plan des rachsüchtigen Hutmachers einzugehen, welcher darauf hinzielte, den Wohlstand des Viechtauers zu untergraben, aber er hätte gar zu gern auch noch etwas näheres über die neue Aussicht erfahren, welche nach Fadingers Angabe sich öffnen sollte. — Die Unterbrechung rührte von dem Manne her, welchen zu verderben Heimtücke und Habsucht sich eben verschworen. Bei Xavers Anblick schlug den Engelhartszeller das böse Gewissen; er wechselte die Farbe und traute sich nicht, dem Handelsfreund geradaus in's Gesicht zu schauen, der ihm

freundlich die Hand zum Gruße entgegenstreckte und ein fröhliches »Grüß Gott!« rief. Statt des verstummenden Bernhubers antwortete Fadinger. »Guten Morgen, Mitterhuber Franzl. Und da eben eine Kellnerin die bestellte Speise aufsetzte, fügte er hinzu: »Setz' dich zu uns und halte mit. Sey nicht blöde, Viechtauer. Wir bleiben doch gute Freunde, wenn du auch nicht willst, wie ich gern wollte. Nur zugelangt. Ich bin nicht so schlimm, wie ich mich manchmal anstelle. Der da kann dir's bezeugen. Er war just gegen mich noch aufrichtiger wie du; den Bescheid, welchen du mir gestern schuldig geblieben, er gibt ihn mit einem ehrlichen Nein. Deßwegen wird es dennoch zwischen uns nicht anders, nicht wahr, Nazi? Habe ich es nicht bewiesen? Ich habe dir aus Treu und Glauben mein ganzes Waarenlager übergeben, obschon ich weiß, daß du auf dieser Dult nicht einmal die alten Kerbhölzer einlösen kannst.«

Xaver erschrak so sichtlich wie eine zimpferliche Jungfer, der eine Bremse am Ohr vorübersurrt. Bernhuber merkte es nicht, weil ihm selbst beinahe übel wurde, als er das entscheidende Wort vernahm; Fadinger aber stellte sich nur, als nehme er die Wirkung der platzenden Granate nicht wahr, und fuhr scheinbar unbefangen fort: »Ueberhaupt kennt ihr Leute den Huterer von Wels nicht, aber ihr werdet ihn kennen lernen.« — »Ist es wahr?« stammelte Xaver, zu Bernhuber gewendet; »sind deine Angelegenheiten wirklich so in Unordnung gerathen?« —

»Die Ordnung,« versetzte der Gefragte kleinlaut, »ist allerdings ein wenig gestört —« — »Doch nur für den Augenblick,« fiel Fadinger ein; »bis Martini ist alles wieder in der Reihe. Und deine Gläubiger sind ja zu allem Glück keine Hungerleider, die aus der Hand in den Mund leben, besonders der Viechtauer.« — »Ich bin ein geschlagener Mann, wenn du mir nicht dreihundert Gulden schaffst,« sagte Xaver leise und dringend zu seinem Schuldner; »für die übrigen hundert und zwanzig, so wie für alle meine andern Forderungen gebe ich dir Frist bis zu Martini des nächsten Jahres, und etwa noch länger, wenn du nicht anders kannst. Aber dreihundert Gulden muß ich haben. An dieser Summe hängt mein ganzer Wohlstand. Wenn ich sie morgen nicht heimbringe, bin ich zu Grunde gerichtet, unrettbar und für immer.«

Der Viechtauer sprach so beweglich, daß dem Bernhuber die Augen feucht wurden. Aber Fadinger ließ die bessere Regung in seinem Spießgesellen nicht aufkommen, und gleichmäßig den Ausdruck seiner eigenen Schadenfreude beherrschend, fiel er ein: »Was machst du dem armen Häuter erst das Herz noch schwer? Es kränkt ihn selber schon genug, daß er nicht kann, wie er will.« — »Ich vertraue dir auch neue Waaren an,« fuhr Xaver fort, ohne des Hutmakers Zwischenrede zu beachten; »nimm von dannen, was ich hier vorrätzig habe. Ich gebe dir Frist, Gott weiß wie lang, aber

dreihundert Gulden muß ich haben. Es geht mir sonst an's innerste Mark.« — »Stelle dich doch nicht so erbärmlich,« hob Fadinger wieder an, und nur mühsam seinen erheuchelten Ernst behauptend, setzte er mit gesenkter Stimme hinzu: »Der Preßburger gibt dir tausend Gulden auf dein bloßes Wort.«

Der Viechtauer war zu befangen, um das seltsame Zucken in den Mienen des Hutmachers zu bemerken, aus dem er sonst vielleicht errathen hätte, daß demselben die mißlichen Abenteuer Weingartners bekannt geworden. Ein geschwätziger Diener des Stifts hatte nämlich schon in aller Frühe den Gastfreund Fadingers vom Einlaufen des Schreibens und vom erlauschten Inhalt desselben unterrichtet, wie denn überhaupt Fadinger und seine Spießgesellen ihre Kundschafter in allen Ecken hatten. Als Handelsmann hatte der Stephan sich angewöhnt, so viel als möglich von den Angelegenheiten anderer Leute zu erforschen, und seine neuesten Anschläge machten es doppelt nöthig für ihn, die alte Kunst recht eifrig zu üben. »Der Preßburger ist ein geschlagener Mann,« murmelte Xaver dumpf vor sich hin; »zu Wien liegt er in Ketten und Banden, und wenn er sein Leben auch aus der Böhmen Gewalt rettet, seine Habe geht dabei verloren. Mir aber zuckt die Herrschaft das Lehen, wenn ich morgen nicht den Rest meines Einstandes erlege, und dann bin ich ein Bettler mit Weib und Kind. Willst du mich an den Bettelstab bringen, Nazi, alter Kamerad?«

In Bernhuber regte sich abermals das Gewissen, da er den trostlosen Jammer des Mannes sah, den zu Grunde zu richten er im Begriff stand. Das Herz wollte ihm auf die Zunge treten. Er besann sich nur auf ein passende Einkleidung des Versprechens, die rettende Summe herbeizuschaffen. Fadinger trat ihm heftig auf den Fuß. Die Ermahnung hätte schwerlich geholfen, so eindringlich sie auch gegeben wurde, wäre nicht von außen her eine Unterbrechung eingetreten, welche die Gedanken der drei in eine neue Richtung lenkte.

»Schau, Schau!« rief der Hutmacher, durch das Fenster deutend, »da kommt ja der Wulf Nilsen mit einem Knecht. Die zwei müssen verdammt scharf zugeritten seyn. Ihre Rosse schäumen und triefen.« — Wulf Nilsen trat ein, nicht herausgeputzt, wie er als Lockvogel im Werbzelte zu stehen pflegte, aber immerhin ein auffallend schmucker Rettersmann. Er hatte von außen schon Fadingers bekanntes Gesicht entdeckt, eilte auf diesen zu und fragte rasch: »Kennt Ihr den Junker von Ort?« — »So halb und halb von weitem,« versetzte der Gefragte; »aber der Viechtauer da muß ihn kennen. Der ist sein Nachbar.« — Wulf maß Xaver mit einem scharfen Blick und sagte dann verächtlich: »Eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus. Der Junker Guidobald Hofmann ist bei Nacht und Nebel davongegangen, als Bauernbube verkleidet. Er hätte heute früh mit dem Mannsfeld fortreiten sollen. Der Graf hat Nacheile bestellt. Führt

mich zum Richter, zum Amtmann, oder wie solch ein Ding da hier genannt wird.« — »Bernhuber,« wandte sich Fadinger zu seinem Freunde, »du kennst ja alle Wege und Schliche wie ein alter Fuchs. Begleite den Herrn zum Amthause.« Der Engelhartzeller gehorchte ohne Weigerung. Er war zufrieden, seinem Betrogenen einstweilen aus dem Gesicht zu kommen.«

»Auch das noch!« seufzte Xaver vor sich hin, in tiefes Nachsinnen sich versenkend. Guidobalds Verschwinden ging ihm nahe, doch war es nicht dieser Umstand an und für sich, was ihm das Herz schwer machte. Die Flucht des Junkers wäre ihm allenfalls sogar ganz recht gewesen, wenn er nicht auf den ersten Blick den eigentlichen Zusammenhang durchschaut hätte. Die Liebe zu Lisi verleidete dem jungen Knaben das Kriegshandwerk, und der Dirne besorgter Pflegevater ahnte die folgenreichen Verwicklungen, welche der unbedachtsame Schritt Guidobalds für die betrübte Mutter wie für alle andern herbeiführen konnte, die zur stillen Gemeinde am Traunsee gehörten.

»Horch, Viechtauer,« hob Fadinger nach einer geraumen Weile an, »ich habe hinlänglich verstanden, wie es um dich steht. Auch weiß ich recht gut, daß deine Freunde im Stift dir nicht aus der Klemme helfen mögen.« — »Freilich wohl,« bestätigte Xaveri »das Stift weiß sich schier selber nimmer zu rathen und zu helfen. Es ist ein Wunder, daß die hochwürdigen Herren noch zu

essen haben.« — »Der Gottessegen wächst ja den Pfaffen in's Maul, so lange ihnen noch Grund und Boden gelassen wird,« fuhr Fadinger fort. »Doch das gehört jetzt nicht daher. Du sollst spüren, daß deine wahren Freunde nicht dort sind, wo du sie suchst. Ich werde dir helfen, ich, der Huterer-Stephan von Wels. Gestern hast du mich zum Narren gehalten, heute sammle ich glühende Kohlen auf dein Haupt. So handelt ein evangelischer Christ.« — »Ich verstehe die Worte, aber nicht den Sinn,« versetzte der Viechtauer. — »Thut nichts,« sagte Fadinger, sich erhebend; »ich mache mich anheischig, dreihundert Gulden für dich herbeizuschaffen, natürlich gegen Sicherheit und Pfand. Nach dem Essen wollen wir hier wieder zusammenkommen. So um zwölf herum bin ich zur Stelle. Bei mir heißt's, ein Wort, ein Mann. Gott befohlen!«

Mit diesem Wort ging er von dannen, schier in derselben Weise, wie er Abends zuvor bei der Traunbrücke den barschen Abschied genommen, nur ohne Spott und Drohung; aber obschon der Hutmacher dießmal als guter Freund geschieden, so wurde dem Holzwaarenverleger doch noch schwerer um's Herz als selbst in dem Augenblick, wo er die Regung von Reue darüber empfunden, daß er sich einen Feind erweckt hatte. Vielleicht war's eine Ahnung, die ihm warnend zuraunte, daß die freundschaftlichen Betheuerungen des gefährlichen Mannes noch schlimmer seyen, als die

verfänglichen Winke vom Tage zuvor.



13.

Die Zeit der Geschäfte für die Verkäufer von Hausrath und Kleidungsstücken war so ziemlich vorüber. Die größeren Verleger hatten ihre Rechnungen ausgeglichen und ihre neuen Verabredungen getroffen und die kleineren Krämer ihren Markt wohl oder übel gemacht; die Nachzügler, welche sie noch erwarten durften, warfen kein entscheidendes Gewicht mehr in die Schale der Dultfahrer mit Ellenwaaren, Eisenzeug, geschnitztem oder gedrehtem Holz, so wie der Huterer, Schuster, Handschuster, Kürschner und Schneider. Dagegen erblühte um so üppiger der Weizen des lustigen Volks, das für Augenweide und Unterhaltung sorgte, während kein Abgang der Kundschaft bei denjenigen zu spüren war, welche Mundvorräthe feil hielten, von der hochgeschürzten Fischerdirne an, die im geflochtenen »Zöcher« die gebratenen Fische auf Holzspreizen ausbot, bis zu den schnurrenden Bratspießen der runden Wirthin im Drachen. Wo etwa der Hunger abnahm, wuchs in demselben Verhältniß der Durst, — jener gewisse Durst, mit welchem der Brunnen nur zu schaffen hat, insofern sein klares Naß hehlings in des Wirthes Keller den verbotenen Weg gefunden.

Auf der Straße von Vöklabruck ritten zwei Reisende in

das Getümmel, mit Staub bedeckt, matt und verlechzend auf ermüdeten Pferden. Die Hitze des Tages hatte ihnen arg zugesetzt, so daß Roß und Mann der Erquickung dringend bedürftig erschienen. Abgesehen von der augenblicklichen Abspannung, hatten sie übrigens ein ganz freisames Aussehen. Die Pferde waren hohe, starkgliedrige Hengste von derbem Muskelbau, aber fein von Knochen und Hufen, und trotz ihrer Stärke von zierlichen Gliedmaßen. Die Reiter waren Kriegersleute, wie der erste Blick schon lehrte, eiserne Männer, denen der Pulverdampf in der Feldschlacht bekannt und vertraut war, wie dem geistlichen Herrn am Altar der Duft aus dem geschwungenen Weihrauchfaß. — Der eine namentlich glich darin dem edlen Thier, das ihn trug, daß er mit der Stärke eines gewaltigen Gliederbaus die Anmuth adeliger Formen vereinte. Wie keck thronte der graue Filz, an der rechten Seite aufgestülpt und ein wenig nach links geneigt, über dem krausen Wald von lichtbraunen Locken, die sich auf die breiten Schultern niederringelten! Wie malerisch bauschten sich die geschlitzten Aermel des Wammses mit den kurzen Schößen, die Falten der weiten Hose, die sich über den Knien in Stiefeln von weichem Leder verloren! Aus dem feinen Antlitz von wetterbrauner Farbe blitzte ein Augenpaar, mehr grau als blau, groß und von siechend scharfem Ausdruck trotzig wie der soldatisch zugestuzte Bart über den Lippen und am Kinn. Der Kriegsmann

mochte ungefähr dreißig Lebensjahre zählen, eher mehr denn weniger. Sein Gefährte, der in seinem Benehmen beinahe mehr einen Diener als einen Kameraden kundgab, schien um ein gutes Stück älter, aber deßwegen lange noch nicht alt. Er trug, gleich dem jüngeren, ein Reisegewand von vornehmer Einfachheit, er saß nicht minder rüstig und straff auf seinem stattlichen Streithengst, und seine Miene zeigte trotz der Ermüdung eigentlich mehr den immer trinkfertigen Durst der Kriegsgurgel als das Lechzen des schmachtenden Wanderers.

Die beiden kamen viel zu langsam für ihre Ungeduld durch das Getümmel. »Meiner Treu,« brummte der ältere Reiter, »die Trunkenbolde sind so voll, daß sie nicht mehr wissen, wie weh andern ehrlichen Leuten der Durst thut.« — Der jüngere deutete lachend auf das Wirthsschild, das in verheißender Nähe einladend winkte. »Siehst du den Lindwurm dort, mein wackerer Erdmann?« sprach er dazu; »er ist ein weinspeiender Drache, und jeder Silberling für ihn das Schwert des heiligen Georg.« — »Eure Gnaden ist doch immer zu Schwänken und Possen aufgelegt und Ihr solltet nicht Ernst getauft seyn, sondern Spaß,« bemerkte Erdmann mehr vorwurfsvoll als ehrerbietig, wiewohl nicht ohne Demuth im Ausdruck. — »Nun, und du, Kriegsgesell?« rief der andere; »für einen Sächsischen von Adel kommst du mir heute schon den ganzen Tag gar zu kleinlaut vor, und jetzt vollends weiß

ich nicht, was dich anwandelt.« — »Ich weiß es selber nicht, gnädiger Herr,« erwiderte der Begleiter; »wir ist gar nicht zu Muthe, wie einem Reitersmann im Steigbügel eigentlich seyn sollte. Vermuthlich ist unsern Dienern mit dem Rüstwagen und den Packpferden etwas zugestoßen, und ich spüre das in den Gliedern. Wir aus dem Hause Sasseneegg sind alle mit der unglückseligen Gabe weissagender Ahnung behaftet.« — »Träumer, Düftler und Grübler sind die von Sasseneegg immerdar gewesen,« antwortete der Gebieter; »aber dir, mein lieber Erdmann, liegt dießmal nur das bayerische Bier noch bleischwer in den Knochen. Zu Linz werden wir unser Völklein wohlbehalten antreffen mit Roß und Zeug. Sobald wir im Schiff sitzen, wollen wir von früh bis Abends goldenen Ungarwein zechen. Gegen böse Ahnungen gibt's gar kein besseres Mittel.«

Erdmann von Sasseneegg nahm den Verweis stillschweigend hin, und da sie eben die Einfahrt des Drachenhauses erreichten, sprang er aus dem Sattel, um dienstbeflissen des Begleiters Roß am Trensenzügel zu ergreifen. Ein Hausknecht war flugs bei der Hand, die Pferde zu übernehmen. Erdmann folgte dem Burschen zum Stall, um nach ächter Reitersitte sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob die Thiere gehörig versorgt wurden. Bevor er sich entfernte, sagte er noch: »Eure Gnaden kann inzwischen das Essen wohl selber bestellen.« — »Werde es nicht versäumen,« antwortete

Ernst, »bin so hungrig wie du.« — Trotz seines eiligen Hungers und seines Durstes verzog jedoch der Herr noch ein wenig, um den Zahnbrecher zu betrachten, mit welchem ein Kriegsmann eben handelte und feilschte. — Der stattliche Reiter war offenbar nicht krank, so daß es den Fremdling Wunder nahm, ihn im Verkehr mit dem Quacksalber zu erblicken. Beehrte er etwa ein türkisches Geheimmittel, um seinen fuchsrothen Bart zu schwärzen, oder wollte er nur Pulver für Riemenzeug und Eisengeschmeide? Das Räthsel löste sich sofort. Der Soldat, seiner Aussprache nach ein Nordländer, feilschte um einen Passauer Zettel. — Derlei Zettel waren seit neun Jahren sehr gesucht. Als nämlich im Jahr 1610 Erzherzog Leopold zu Passau jene Söldner warb, die später unter dem Namen des Passauer Volks eine so traurige Berühmtheit erlangten, verkaufte der Freimann an die Kriegsknechte kleine Zettelchen, mit allerlei seltsamen Zeichen beschrieben. Wer einen solchen Zettel verschluckt hatte, der hielt sich für gefroren; das heißt, er glaubte steif und fest, daß weder Eisen noch Blei ihm etwas anzuhaben vermögen, und daß ihn höchstens eine geweihte Kugel von Silber oder von Glas verwunden könne.

Sobald der Ankömmling verstanden, um was es sich handelte, mischte er sich in die Unterhaltung. »Kamerad,« sagte er auf Plattdeutsch zu dem Soldaten, »lasse dich nicht um deine Groote bringen wie ein

Gelbschnabel und Bönhase, der noch nicht trocken hinter den Ohren geworden.« — »Ich bin nicht geizig,« antwortete in gleicher Weise der Kriegsmann, erfreut von den Klängen der heimischen Sprache; »leben und leben lassen, heißt's bei Wulf Nilsen. Der Zahnbrecher will auch etwas verdienen, und hilft sein Mittel nicht, so schadet es doch noch weniger.« — »Das fragt sich,« hob Ernst s wieder an; »ein frommer Reitersmann muß seine Seele blank halten wie sein Gewehr, denn er kann noch viel schneller wie andere Christen ganz unversehens hinüber gerufen werden, wo er die Fürbitte der lieben Heiligen braucht.« — »Götzendiener!« brummte Wulf, plötzlich verstimmt. Ohne sich stören zu lassen, fuhr der andere fort: »Die wahre Passauer Kunst heißt: »Hallunke, wehre dich! probatum est.« Mit diesen Worten drehte er sich um und trat in's Haus. »Wart,« knurrte Wulf ihm nach, »ich will dich behallunken, verdammter Papist!«

In der lärmvollen Gaststube saßen Xaver Mitterhuber und Stephan Fadinger in einer Ecke beisammen, dem Aussehen nach im besten Einvernehmen, das aber nur von Seiten des Viechtauers ganz ehrlich und aufrichtig gemeint war. Der Hutmacher hatte mit dem von Bernhuber erhaltenen Geld, das eigentlich von Gottes und Rechts wegen dem Winklmaier ohnehin gehörte, diesem im angeblichen Auftrag eines Dritten den Vorrath im Stift abgedrückt, und zwar nicht bloß um einen sehr geringen Preis, sondern auch mit einer verhältnißmäßig kleinen

Anzahlung und unter Bedingungen, welche dem Käufer ganz ungewöhnliche Vortheile gewährten, selbst wenn er sie einhielt, was er übrigens gar nicht im Sinn hatte. Xaver aber schätzte sich seinerseits noch glücklich, wenigstens die dreihundert Gulden zur Verfügung zu haben, welche er der Herrschaft geben sollte; und wenn er schon den Verlust nicht übersah, welcher ihm aus dem unvortheilhaften Handel erwuchs, so hielt er es mit Recht immerhin für besser, einige Werthschaften über Bord zu werfen, als mit Schiff und Geschirr zu scheitern. Wenn ihn auch Weingärtners Mißgeschick, des Engelhartszellers schlechte Wirthschaft und Fadingers zweideutiger Freundschaftsdienst sehr zurücksetzten, so behielt er doch sichern Boden unter den Füßen und brauchte nicht einmal den armen Löffelschnitzern eine Stundung ihrer Forderungen zuzumuthen. Sobald der Winklmaier sich den Ansprüchen der Herrschaft gegenüber sicher gestellt, fand er allemal auch Leute, die ihm ein paar hundert Gulden bereitwillig vorstreckten, wie schlecht die Zeiten auch seyn mochten. Darum fühlte er aufrichtige Dankbarkeit gegen den unerwarteten Helfer in der Noth, und sein argloses Herz bat dem Hutmacher im Stillen die Regungen schnöden Verdachts ab, deren es sich im Anbeginn der Unterhandlung schuldig gemacht.

»Wo bleibt denn der Nazi?« fragte Xaver im Verlauf des Gesprächs; »ich hoffe nicht, daß der alte Spezi mir wegen des lumpigen Geldes aus dem Weg geht?« —

»Wär' nicht übel,« versetzte Fadinger; »er weiß ja, daß du über dem Wasser drüben bist und in Ruhe auf ihn warten kannst. Deine Noth hat ihm schier das Herz abgedrückt und dein Jammer ihm weher gethan, als sein eigenes Kreuz und Leid. Auch um seinetwillen bin ich froh, daß ich im Stande war dir zu helfen.« — Damit sprach der Huterer eben keine Lüge; um Bernhubers Gewissen zu beschwichtigen, hatte er zum Theil wenigstens sich in den Handel eingelassen.

Der Wirth kam herbei, gefolgt von den zwei fremden Herrn, die vor kurzer Frist angelangt. »Hier am Tische gibt's noch Platz für Eure Gnaden,« sagte der Drachentoni; »mein Haus ist heute freilich ein wahrer Pferch, aber Faß und Herd sollen Euch tapfer entschädigen.« — »Und bald, nicht wahr?« setzte Erdmann hinzu. — »Presto, sagt der Walische,« sprach der Wirth, indem er verschwand. — »Mit Vergunst,« wandte sich indessen Ernst zu Xaver und Stephan; »wenn ihr nichts dagegen habt, wollen wir uns zu euch auf die harte Bank setzen und den nassen Wein trinken.« — »Ich bring's dem Herrn,« versetzte der Winklmaier, indem er, höflich in seiner Weise, dem Ankömmling seine Kanne darreichte. Der Reitersmann that Bescheid, und zwar mit einem herzhaften Zug. — »Vergelt's Gott,« sprach er dann, sich den Bart wischend; »und ich werde gleich in seinem Namen den Anfang dazu machen. Wir wollen einen tüchtigen Stiefel mitsammen zechen.« Zur

Kellnerin gewendet, die eben einen Krug mit zwei Bechern brachte, fuhr er fort: »Geh, mein Schatz, und schleppe ein paar gewaltige Schleifkannen voll Wein herbei. Ich will an diesem Tische meine eigene Wirthschaft errichten, und die Gäste sollen mit mir zufrieden seyn. Wein her! und auch etwas zu beißen!« — »Der Herr weiß Lebensart,« bemerkte Fadinger. — »Eine Ehre ist der andern werth,« entgegnete Ernst; »ich vergelte, was ich empfangen.« Dazwischen murmelte der Begleiter des Fremden in lateinischer Sprache, die wohlerzogenen Leuten damals eben so geläufig war, wie in späteren Jahren die französische werden sollte: »Mein durchlachtigster Gebieter vergesse nicht, daß denjenigen gern die Ziegen fressen, der sich grün macht.« In gleicher Zunge gab der andere Bescheid: »Mein getreuer Stallmeister bedenke, daß die sieben Weisen Griechenlands uns vorschreiben, mit den Wölfen zu heulen.«

Die Ankunft der Fremden war nicht unbeachtet geblieben, und ihr Benehmen erregte jetzt Aufsehen. Von allen Seiten drängten sich die Landleute zu dem Tische, wo freier Wein ausgeschenkt wurde, und da die Großmuth des Spenders sich nicht bloß auf die sitzenden Nachbarn beschränkte, so nahm der Zudrang mit jedem Augenblick zu, zum großen Behagen des lustigen und leutseligen Ernst, zum stillen Verdrusse des Sasseneggers, der an selbigem Tage von einem ganz unheilbaren

Trübsinn befallen schien, und dessen düstere Laune in demselben Maße wuchs, in welchem die Umgebung sich erheiterte.



14.

Wulf Nilsen kam mit Bernhuber, seinem neuen Bekannten, in die Zechstube. Zweifelsohne war er mit seinem Einkauf zufrieden, denn er zeigte eine vergnügte Miene und sagte just: »Dem Junker von Ort bin ich vergeblich nachgeritten. Auf dieser Straße ist er nicht gesehen worden, so viel scheint gewiß; aber die eitle Mühe reut mich nicht. Habe ich nicht die angenehmste Unterhaltung hier auf der Dult gefunden?« Der Knecht des Reiters trat an ihn mit der Frage, ob er nicht die Pferde vorführen solle? »Es wird ungefähr Zeit seyn, mein Knabe,« versetzte Wulf »des Grafen Diener harret in Ohlsdorf meiner Rückkehr und zur Vesperzeit kann das Geschäft auch wieder gehen, sobald die Burschen toll und voll vom Jahrmarkt kommen. Ziehe die Thiere heraus. Ich will inzwischen mit dem Zeller noch einen Johannisseggen beten.« — »Wie schade, daß der Herr schon geht,« meinte Bernhuber; »Abends wird's erst recht lustig. Um drei Uhr kommen die Fiedler, Pauker und Stoßpfeifer, um landlerisch aufzuhauen. Es hat hier bildsaubere Dirndl.« — »Zu Ohlsdorf sind sie auch nicht ungewaschen,« antwortete der Nordländer; »aber wo steckt denn Euer guter Freund, der Hutwalker?« — »Der Hutmacher? Er kann nicht weit seyn. Hat er sich

doch mit dem Viechtauer zusammen bestellt, weiß der Herr, mit selbigem, den Er so gut leiden mag.« — »Ich möchte ihn schon,« grinste Wulf; »aber wo ich ihn möchte, das dürft Ihr errathen. Doch siehe da, dort sitzen ja die beiden und neben ihnen der gestiefelte Papist!« — »Den hat der Xaveri richtig angezogen,« bemerkte Bernhuber; »gleich und gleich gesellt sich gern. Aber wissen möchte ich, warum die Männer und Buben sich dort so zusammendrängen und gar so lustig thun?«

Der Bescheid ließ sich nicht erwarten. Ein Bauersmann war zu den beiden Sprechenden hingetreten, eine knollige Gestalt mit weinrothem Gesicht. »Habe ich recht verstanden?« wandte sich der Landmann zu Wulf; »ist selbiger Herr dort wirklich ein Papist?« — »Du kannst dich darauf verlassen, Haferpeter,« entgegnete Bernhuber anstatt des Reiters; »vorhin erst hat er dem Herrn Dragoner da von seinen Heiligen vorgepredigt, der Götzendiener und Pfaffenknecht.« — »Wie Schade!« meinte der Bauer; »der Herr ist sonst gar nicht übel, er überschwemmt uns völlig mit altem Wein.« — »Er wird doch kein Werber seyn?« meinte Wulf, nachdenklich vor sich hinsprechend. — »Mir schon recht,« lachte Bernhuber, der falsche Freund, »wenn er meinen Spezi vom Traunsee abfängt.« — »Den nähme ich am liebsten selber und denke ihn auch zu bekommen,« sprach Wulf, indem er sich zu dem Tisch durchdrängte, an welchem sein vermeintlicher Nebenbuhler offene Tafel hielt. Dort

ergriff er ohne Umstände einen Becher und sprach zu dem Spender des Weins: »Die schöne Pfalzgräfin lebe!« — »Sie lebe hoch!« versetzte Ernst anstoßend, »und vergelte ihrem Herrn Gleiches mit Gleichem!« — Der Werber zog ein grimmiges Gesicht. Gelassen fuhr der andere fort: »Die Rede verdrießt Euch, Kriegsgesell? Kehren wir sie also um. Er möge sein Weib in gleicher Münze bezahlen! Freilich kommt es auf eins heraus.« — »Ihr werdet gut thun, Kamerad,« unterbrach ihn Wulf, »vom König in Böhheim mit mehr Achtung zu reden.« — »Ihr habt mich mißverstanden,« antwortete Ernst; »ich spreche vom Pfalzgrafen, dem leichtfertigen Zögling der nichtsnutzigen Hofhaltung von Sedan. Was der junge Prinz als Edelknabe bei dem Herzog von Bouillon gelernt, das übt Kurpfalz auf deutschem Boden aus. Von Kurpfalz habe ich gesprochen, vom Herrn der englischen Liesel, nicht aber vom böhmischen König, meinem gnädigen Gebieter.«

Dem Werber schwoll der Kamm wie einem Hahn von Calcutta, wenn er ein rothes Tuch erblickt. — »Oho,« schrie der Haferpeter dazwischen mit rauher Stimme, »der fremde Landstörzer schilt über den Böhmenkönig. Hoch Friedrich von der Pfalz, erwählter König in Böhheim!« — »Hoch König Friedrich!« brüllten die andern nach. Dem Sassenegger wurde schwül; nicht aus Besorgniß für die eigene Haut, sein Muth war fest wie Stahl. Aber er fand es gar zu arg, daß ein hoher Herr von

so »fürtrefflichem Herkommen,« wie sein Gebieter, bei einem so liederlichen Anlaß in Gefahr kommen sollte. Darum murmelte er in den Lauten der fremden Sprache vor sich hin: »Ernestus Ludovicus dux Lauenburgensis caveat rusticum vini plenissimum. Rixa sine honore non valet periculum. (Ernst Ludwig Herzog von Lauenburg hüte sich vor dem trunkenen Bauern. Ein Streit ohne Ehre ist der Gefahr nicht werth). Herzog Ernst lachte der Warnung nicht minder wie des Drohgeschreis. Sein unverzagtes Sachsenherz fand Vergnügen an der Gefahr, wenn auch keine Ehre dabei zu holen war, denn sein natürlicher Uebermuth hatte sich lange noch nicht zum einfachen Muth abgeklärt.

»Gebt Ruhe!« rief der Hutmacher in den Lärm; »sey stad, Haferpeter, alter Raufer!« Fadingers derbe Vermittlung würde so wenig gefruchtet haben, als das warnende Reiterlatein des Stallmeisters, wäre nicht von außen her die Ableitung gekommen. Neben Xaver tauchte nämlich wie aus dem Boden gewachsen die lange hagere Gestalt Paltenauers mit dem grimmigen gelbschwarzen Gesicht auf, packte den Viechtauer unsanft beim Kragen und schrie, den erstaunten Mann rüttelnd und schüttelnd, mit gewaltiger Stimme: »Spitzbub, schlechter Kerl, Hallunke, finde ich dich? habe ich dich? In den Thurm mußt du, auf die Folter mußt du, an den lichten Galgen mußt du, Hauptschnipfer, elendiger Tropf und Leutverführer!« Noch ein ganzer

Rosenkranz von Scheltworten sprudelte aus dem geifernden Mund des Pflegers von Ort hervor, der sich wie toll und thöricht geberdete, so daß selbst der ergrimnte Wulf und der bezechte Haferpeter für den Augenblick ihres Zorns vergaßen. Die andern Zeugen des seltsamen Auftritts kamen vor Erstaunen kaum zu sich; sie waren zwar zum größten Theil des Winklmaiers Widersacher, doch keiner von allen hätte sich eingebildet, die Rechtschaffenheit des papistischen Holzwaarenverlegers jemals verdächtig zu sehen. »Was gibt's denn?« fragte zu wiederholten malen Xaver, der vor lauter Verwunderung sich zu wehren vergaß. Er erhielt keinen andern Bescheid, als neue Schimpfreden. »Gotts Blitz,« fuhr endlich Fadinger dazwischen, »jetzt höre der Paltenauer einmal auf mit dem Schmähen. Sage Er, was es gibt, oder wir werfen Ihn hinaus.« — »Werfen wir ihn gleich hinaus!« stammelte des Haferpeters schwere Zunge; »was hat der Pfleger von Ort hier zu schaffen? Wie kommt der Herrenknecht und Fuchsschwanz dazu, uns, die Kinder der evangelischen Freiheit, in unserer Unterhaltung zu stören?« — »Schmeißt ihn hinaus!« brüllten die Bauern. Der Haferpeter war ein Mann von großem Ansehen bei den Dorfbewohnern weit und breit in der Runde. Zu Lambach, Wels und Schwanenstadt nannten ihn die Bürger spottweise nur den Bauernkönig. Der Spitzname hatte seinen guten Grund, wie die blinde Bereitwilligkeit

der Anwesenden im Augenblick zeigte. Indessen stand der Hutmacher von Wels doch in noch größerem Ansehen als der Haferpeter. Auch das sollte sofort klar werden. »Ei!« rief Fadinger, »sind meine gnädigen Herrn von Ort nicht die Beschützer des Evangeliums? Ist der gestrenge Herr Paltenauer nicht der beste Freund des wohlberedten Dominus Melander? Und an *den* wollt ihr Hand anlegen, ihr Klotzköpfe? Wenn ich sagte, daß wir ihn hinauswerfen wollten, so war das nur mein Spaß. Laßt ihn zu Wort kommen.« — »Rede, Pfleger, rede!« rief es nun von allen Seiten, und niemand dachte mehr an Gewaltthätigkeiten.

»Unser Junker Guidobald —« hob Paltenauer an. — »Ist durchgebrannt,« unterbrach ihn Fadinger; »das haben wir durch den Herrn Dragoner da erfahren. Wir wissen auch warum.« — »Und ich kann hinzufügen,« sagte Wulf, »daß der Flüchtling auf *dieser* Straße nicht erblickt worden ist. Meine Nachrichten sind zuverlässig.« — »Ganz recht,« entgegnete Paltenauer, »aber wir wissen auch, nach welcher Seite der Vogel entflattert ist. Ueber den See ist er gefahren. Das Schiff, worin er entwichen, ist beim Röthelbach gefunden worden. Von dort wird er auf den Spitzelstein gestiegen seyn, um sich bei der Lisi zu verstecken, bei der Tochter dieses Götzendieners und Haupthallunken.« — »Jetzt geht mir die Geduld aus!« rief Xaver, von der Bank emporschnellend. »Was habe denn ich damit zu schaffen, wenn Euer Junker nicht mit

dem Mannsfelder reiten will? Was geht mich Eure Platte an, und läge sie bei Ebensee statt am Röthelbach, von wo kein vernünftiger Mensch zum Spitzelstein hinaufgeht?« — »Als ob ein Verliebter jemals vernünftig wäre,« meinte der Pfleger. — »Ich habe dem Junker gestern in der Früh verboten, der Lisi nachzugehen,« fuhr Xaver fort. — »Wer's glaubt,« spottete Paltenauer; »auch sind Befehlen und Gehorchen zweierlei. Du hast dem Junker von etwas ganz anderem abgerathen, nämlich mit dem Mannsfelder in den Krieg zu ziehen.« — »Wie kann ich einem von etwas abrathen, wovon ich selber nichts weiß?« fragte Xaver. — Ohne die Einwendung zu beachten, fuhr Paltenauer fort: »Dein Bue, der Loysl, ist nirgends zu finden. Der hat dem Baldi fortgeholfen. Doch von dem allen reden wir an anderer Stelle. Vor der Hand hast du mir ungesäumt nach Ort zu folgen. Der gnädige Herr hat mich ausgesendet, dich zu holen.« — »Schon recht,« sagte Xaver, »meine Geschäfte sind abgethan. Ich will einspannen und bin gleich wieder da.« — »Nicht von der Stelle!« rief Paltenauer, ihn beim Arm haltend; »ich lasse dich nicht aus den Augen. Laß dein Zeug holen.« — »Es steht im Stift,« hob Xaver wieder an, »und ich muß doch Urlaub nehmen von den hochwürdigen Herren.« — »Was da hochwürdig!« polterte der Pfleger, »wir wissen nichts von hochwürdigen Herrn, du verlogener Pfaffenknecht und Verführer der Jugend!« — »Höre der Herr auf, sonst läuft's über!« stammelte Xaver mit

ersticker Stimme, weit aufgerissenen Augen und drohender Faust. — »Rühre mich an!« rief der Pfleger, mit vorgestrecktem Gesicht und die Hände auf dem Rücken hart an ihn hin tretend. — Der Haferpeter, welcher ohnehin schon viel zu lange geschwiegen, drängte sich dazwischen, und den Viechtauer bei der Brust packend, schrie er ihn an: »Unterstehe dich nur, dem gestrengen Herrn etwas anzuhaben! Wir alle sind seine guten Freunde und Gesellen. Wir zerhauen dich zu Krautstücken.«

»Niederschlagen! todtstechen!« schrieen die Umstehenden, deren tolle Weinlaune zusehends wuchs; Ringsum erhoben sich die Fäuste und in einigen der erhobenen Fäuste blinkte spitzes Eisen. — »Heda, heda,«! mahnte der Lauenburger, »ihr werdet den fröhlichen Tag doch nicht durch Mord und Todtschlag verderben?« — »Still da!« herrschte ihm der Haferpeter zu; — »Ei, Bäuerlein,« lachte der Herzog, »willst du mir gar das Maul verbieten?« — »Freilich, dessen unterfange ich mich, und wenn du ein Graf wärst,« trotzte der Bauer entgegen. »Du hast hier nicht mitzureden. Du bist auch so einer wie der Viechtauer, und dazu ein katholischer Werber. Du möchtest den Guidobald für dich.« — »Daraus wird aber nichts!« schrie Wulf; »du sollst von unsern Reitern keinen haben. Du thätest überhaupt am gescheitesten, auf und davon zu traben. Hier verschwendest du deine Albrechtsthaler umsonst. Die

Silberlinge aus Brabant machen in Oesterreich keinen guten Christen zum Judas.«

Ernst lachte hell auf. Es war auch gar zu lustig, daß der andere ihn für einen Werber hielt, und vermuthlich kam ihm dazu der alte Reimspruch in den Sinn: »Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär', thät mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr'.« Das Lachen wurde ihm übler ausgelegt, als es gemeint war. Wulf knurrte, die Bauern murrten, während der Haferpeter sich vernehmen ließ: »Spotte nur zu, papistischer Seelenverkäufer! Wer zuletzt lacht, lacht am besten.« — »Das sage ich selber,« versetzte Ernst, unbekümmert um die erneute Warnung des Stallmeisters, der ihn am Aermel zupfte; »und das Sprichwort wird sich auch hier bewähren, bevor ihr euch dessen verseht, ihr guten Leute.« Mit bezeichnend höhnischer Geberde fügte er hinzu: »Das Land ob der Enns wird bald andere Gäste bekommen.«

Das Wort von den »andern Gästen,« an und für sich harmlos genug, war das winzige Tröpflein, wodurch das übervolle Gefäß zum Ueberlaufen kam. Mit dem Wuthgebrüll eines wilden Thieres sprang der Haferpeter auf den Spötter los und fuhr ihm mit beiden Händen nach Brust und Hals. Kaum fühlte der Sachse den mörderischen Griff an der Kehle, als seine gewaltige Faust gleich der Wucht einer Keule auf das Haupt des Angreifers niederfuhr und diesen betäubt zu Boden

schmetterte. — Was im nächsten Augenblicke geschehen, und wie es sich zugetragen, wußten später die Augenzeugen selbst nicht mit genauer Bezeichnung der einzelnen Umstände anzugeben, insofern sie nicht etwa ihre guten Gründe hatten, es zu verschweigen. Der Lauenburger und sein Begleiter befanden sich plötzlich in einem dichten wirren Menschenknäuel. Mordgeschrei betäubte das Ohr; das Rufen der Friedensstifter diente zu nichts, als den tollen Lärm noch toller zu machen. Der Wirth schrie nach Bürgerhilfe, die Weiber kreischten und zeterten, vor dem Hause fand der Lärm seinen Widerhall, tobend drängte sich die Menge zur Einfahrt und in die ohnehin überfüllte Halle, wo Tische, Bänke, Krüge, Becher und Schüsseln unter dem wilden Sturme zusammengeworfen wurden.

Als endlich nach geraumer Weile der Knäuel sich einigermaßen entwirrte und in der Masse die gleichartigen Bestandtheile zusammenrannen, entwickelte sich ein betrübtes Schauspiel. Auf dem Estrich kniete Erdmann von Sassenege, zerzaust, blutrünstig und blutend; in den Armen hielt er seinen mit Blut überrieselten Gebieter, der, vor wenigen Minuten noch ein stattlicher Kriegermann voll Kraft und Feuer, jetzt nichts mehr als eine entseelte Masse vorstellte. Erloschen war der Augen muthiger Glanz, entwichen aus den edeln Zügen das sprudelnd frische Leben, und in herzzerschneidendem Jammer rief der treue Diener den

Namen seines lieben Herrn. Erdmann wußte jetzt nur allzu wohl, was seine trüben Vorahnungen zu bedeuten gehabt, und mehr noch als den Tod des ritterlichen Fürsten beklagte er den schnöden Anlaß zum blutigen Ausgang. Unfern des Ermordeten lag der Haferpeter, den seine guten Freunde mit Wasser besprengten und der allmählig seiner Sinne wieder Meister ward. Die andern Anwesenden bildeten einen Kreis um die Doppelgruppe. Die einen trugen Mitleid mit der Jugend des Erschlagenen, mit dem lauten Jammer des treuen Begleiters; die andern erschraaken, als sie vernahmen, welchen hohen Herrn sie in trunkenem Muth erschlagen und natürlich war keiner darunter der nicht bei seinem Eid betheuerte, er habe sich nur zgedrängt, um Unheil abzuwehren, und es sey unbegreiflich, wie der vornehme Herr und Offizier überhaupt so schlimm weggekommen, denn übel habe es kein einziger mit ihm gemeint. Sie seyen ihm ja alle zu Dank verpflichtet gewesen für den gespendeten Wein. Auch Wulf Nilsen meinte in seinen Gedanken, er würde dem fremden Cavalier nichts haben geschehen lassen, wenn er gewußt, daß derselbe kein Werber und Nebenbuhler gewesen. Doch hielt er sich mit solchen Betrachtungen nicht lange auf, sondern faßte den erschrockenen und halb betäubten Xaver bei der Hand und ersah seine Gelegenheit, mit diesem hinauszukommen.

Vor dem Hause hielt der Knecht des Werbers mit den

Pferden. Zu diesem sprach Wulf: »Geh' in's Kloster, mein Junge, und hole das Gefährt dieses Mannes. Sage, du seyest vom Xaver Mitterhuber geschickt.« — Zum Winklmaier gewendet fuhr der Dragoner fort: »Wir wollen indessen ein Stückchen voranreiten, guter Freund. Du kommst dadurch dem Pfleger von Ort aus den Augen, auch gehst du der verdrießlichen Aussicht aus dem Wege, zu Lambach festgehalten zu werden, wär's auch nur als Zeuge.« Xaver fand den Vorschlag einleuchtend, weil er eben in seiner gewaltigen Aufregung schier alle Besinnung eingebüßt hatte. Ohne Umstände bestieg er das Pferd des Knechtes. Niemand wagte die beiden aufzuhalten. Langsam, aber ungehindert arbeiteten sie sich durch das Gedränge, dann ging es im raschen Trabe weiter. Sie waren schon eine gute Strecke geritten, bevor Xaver nur an sein Geld dachte, das er im Wagen gelassen. Aber die Sitztruhe, worin er es aufgehoben, war ja versperrt, und der Knecht des Dragoners wußte nichts von dem Schatz. »Er wird Roß, Wagen und Geld wohlbehalten nach Ohlsdorf bringen,« sprach der Winklmaier zu sich selbst und schlug sich die Grillen aus dem Sinn. Eine Sorge ganz anderer Art würde ihn angewandelt haben, wenn er vernommen, wie Wulf Nilsen in seinen Gedanken gar verwunderliche Reden führte von dem stattlichen Fang, den er in Lambach gemacht zu haben sich schmeichelte.

III.

Der Lehrer und sein Schüler.

1.

In tiefer Felsenspalte, unfern der Höhle am Abhange des Röthelsteins, flackerte ein lustiges Feuer. Oberhalb der Spalte kauerte ein junger Bursche, der von Zeit zu Zeit hinabstieg, um die Glut zu nähren und zu schüren und sich dann rasch wieder zurückzuziehen. Um sich zu wärmen, bedurfte er fürwahr des Feuers nicht. Der späte Nachmittag war immer noch heiß genug, obschon die Sonne seit geraumer Weile sich hinter das Höllengebirg gesenkt hatte. Uebrigens zeigten ein Hafen und eine Pfanne, die seitwärts vom Feuer in Bereitschaft standen, deutlich genug, daß der Bue die Glut unterhielt, um später die Abendkost zu bereiten. Der Platz mit der Aussicht, den er sich über der Felsenspalte zum Lager erkoren, so wie sein aufmerksames Hinauslugen nach allen Seiten, ließen errathen, daß er jemand erwarte, vermuthlich denjenigen, der ihm etwas für Topf und

Pfanne bringen sollte. Der Erwartete kam, ein frischer Bue, bewehrt mit dem Jagdzeug, beladen mit Jagdbeute. Selbige Beute bestand in einem feisten Gamsbock, welchen der glückliche Weidmann mühselig genug auf seinen breiten Schultern einerschleppte.

»Bist du endlich da, Baldi?« rief der Harrende, dem Ankommenden entgegen eilend und die Bürde abnehmend; »ich habe schier Blut geschwitzt, so lange bist du ausgeblieben.« — »Wie dumm,« antwortete der Junker; »glaubst du denn, mein Loysl, daß die Gamsen am Hochkogel angebunden stehen?« — Loysl ließ sich's gesagt seyn. Er begriff vollkommen, daß der Flüchtling selbst in der Nähe seiner Verfolger sich mit Leib und Seele der Jagdluft hingegen, ohne irgend einem andern Gedanken Raum zu gönnen. — »Warst du auf dem Spitzelstein?« hob Guidobald wieder an; »hast du mit der Lisi gesprochen?« — »Droben war ich freilich,« versetzte Loysl, »aber die Schwester habe ich nicht gesehen. Die Kloster-Resi ist zu mir gekommen.« — »Bleib' vom Trieb weg, Bue!« sagt sie zu mir, »von Ort sind ihrer zwei dort, die passen auf wie die Haftelmacher und haben auch nach dir gefragt.« Sie will mir darauf erzählen, daß der Junker in der letzten Nacht aus dem Schlosse verschwunden. Ich habe es aber schon in aller Früh gewußt; woher? das geht die Resi nichts an. Natürlich habe ich keine Lust gespürt, mich vor den Leuten von Ort sehen zu lassen, und bin schön stad wieder umgekehrt.

Um mir die Zeit zu vertreiben, habe ich unterdessen ein Feuer angezündet und, wir werden geschwind eine Kohlenglut haben, um das Geräusch zu sieden.«

Guidobald machte sich ohne Verzug daran, die Gemse aufzubrechen und auszuweiden, während sein Gespann ihm erzählte, was er von der Resi noch erfahren. Nach allen Seiten waren Späher und Verfolger entsendet, und der Großvater hatte einen Preis von zwei niederländischen Thalern für denjenigen ausgesetzt, welcher den Flüchtling in die väterliche Gewalt zurückliefern würde. »Sie werden mich nicht fangen,« lachte der Junker »die Höhle verräth keiner von den Getreuen für alle Reichthümer von Brabant, und den Ungetreuen ist der stille Schlupfwinkel nicht bekannt.« — »Willst du denn in der Höhle bleiben?« fragte Loysl erstaunt. — »Ein paar Tage, nicht länger,« hieß der Bescheid; »ich habe den Ochsenbuben zum Pater Pentenrieder geschickt. Der hochwürdige Herr soll mir einen guten Rath ertheilen und meiner Frau Mutter Nachricht geben, wo ich mich befinde.« — »Das wird sich die gnä' Frau schon selber einbilden,« meinte Loysl; »aber wissen ist freilich besser als denken.«

Unter munterem Geplauder bestellten die beiden ihre Küche. Jäger, Wildschützen und Holzknechte des Gebirgs verstehen sich gewöhnlich auf die Zubereitung ihrer Kost, deren beste Würze der gesunde Hunger zu seyn pflegt. Baldi war guten Muths; die glückliche Jagd hatte

ihm über die tödtlich langen Stunden des Tags hinübergeholfen, und schon nahte die Nacht, in welcher er sein Dirndl wieder sehen sollte. Alle übrigen Sorgen waren wie weggeblasen, und wenn ihn noch ein Bedenken plagte, so war es die Frage, wie er es anstelle, den Gespann für die Nacht zu entfernen? Manchmal schwirrte ihm auch der Gedanke an die zwei Knechte von Ort durch den Sinn, welche nach Resi's Angabe den Trieb bewachten, doch war dann immer schnell genug eine tröstliche Betrachtung bei der Hand. »Die Schwaigerinnen haben mich alle gern,« sprach der Knabe zu sich selber, »und sind schlau genug, die Buben von Ort nicht stehen zu lassen, wo sie mich treffen könnten. Und die beiden werden schier nicht von Holz seyn, bilde ich mir ein.« Der Junker hatte, wie dieser Gedankengang bewies, in den letzten vierundzwanzig Stunden wunderbar an Reife der Einsicht zu genommen.

Als die zwei eben anfangen, ihr Mahl zu verzehren, kam noch ein dritter Gast. Sie erblickten ihn von weitem, bevor er sie sehen konnte, doch dachten sie nicht daran sich zu verstecken. Der Ankömmling war ein Mann in ehrsam bürgerlichem Gewand, kein Jüngling mehr, doch immerhin noch viel jünger, als die bleichen Züge seines langgezogenen Antlitzes zu bezeugen schienen. Das Gesicht mit dem ernstesten Ausdruck verrieth von weitem einen Vierziger, aber Gestalt, Gang und Wesen bekundeten einen Dreißiger, und in der Nähe betrachtet,

gaben auch die Gesichtszüge dem Zeugniß der Gestalt schließlich Recht. Guidobald und Loysl eilten dem Nahenden eine Strecke weit entgegen, küßten ihn ehrerbietig die Hand und der Junker sagte dazu: »Der hochwürdige Herr kommt just recht. Die Nocken sind fertig und dazu gibt es Leber, Herz und Beischl eines frischerlegten Gamsbocks.« Der geistliche Herr folgte der Einladung. Während des Essens fragte er nach den Einzelheiten der Flucht und nach den vorhergegangenen Umständen. Guidobald gab treuen Bescheid über den Besuch der beiden Fremdlinge, über Tschernembls verfängliche und gefährliche Reden, über Mannsfelds verwegenes Betragen und gotteslästerliches »Tabaktrinken.« Minder ausführlich wurde die Auskunft, als der Erzähler von seinem Erscheinen auf der Alm sprach. Nach seiner Angabe war er bloß darum zum Spitzelstein gegangen, um den Rinderhirten als Boten anzuwerben und um sich für den nächsten Tag etwas zu essen zu verschaffen. Der Hörer schien diese Darstellung für baare Münze zu nehmen, obschon er klug genug war, den eigentlichen Zusammenhang zu durchschauen, und obschon ihn zu allem Ueberfluß noch Seraphin hinlänglich unterrichtet hatte. Er begnügte sich mit der Bemerkung, daß er nicht verstehe, warum der Flüchtling ihn nicht geradezu im Kammergut aufgesucht habe, wo das Finden nicht schwer gewesen wäre.

Guidobald erröthete und wußte auf diese Frage keine

Antwort; doch als Pentenrieders würdiger Schüler überwand er schnell genug die Verlegenheit, indem er den verfänglichen Gegenstand fallen ließ. »Der hochwürdige Herr,« hob er an, »wird meine Bitte wohl berücksichtigt und meiner Frau Mutter eine Post geschickt haben?« — Pentenrieder nickte bejahend. »Ich habe zu Ebensee ein Brieflein geschrieben,« sagte er, »und den Mitterecker-Jodl damit abgefertigt. Der Bue ist gescheit und anständig; er wird schon Mittel finden, der gnädigen Frau den Zettel in die Hände zu spielen, trotz aller wachsamen Höllenhunde.«

»Der Jodl ist eine Plaudertasche,« meinte Guidobald bedenklich. — »Was er nicht weiß, plauscht er nimmer aus,« tröstete Pentenrieder. »Doch jetzt laßt uns ein wichtiges Wort reden, lieber Junker. Ich bin überaus zufrieden mit Euch, daß Ihr so mannhaft einen Entschluß gefaßt habt. Auch zweifle ich nicht, daß Ihr gesonnen seyd, an den braven Anfang den würdigen Verlauf zu knüpfen. Und da Ihr mir die Ehre gegönnt habt, mich um meinen Rath ersuchen zu lassen, so will ich so frei seyn, Euch meine Ansicht nicht vorzuenthalten.«

Guidobald senkte trübselig das Haupt. Er bildete sich schon zum voraus ein, daß der Pater ihm schwerlich rathen würde, den Sommer über in der Röthelsteinhöhle zu bleiben, und er wußte noch nicht recht, wie er es anstellen sollte, um wenigstens einige Zeit für seine verliebten Anschläge zu gewinnen. Seine Liebe war ihm

jetzt das einzig Wichtige aus der Welt, zugleich aber das Ansehen des Lehrers und Beichtvaters bei ihm viel zu groß, als daß er den Gedanken an offenen Widerstand nur zu fassen gewagt hätte.

Die bange Ahnung sprach wahr. Der Pater verlangte nicht allein, daß ihm Guidobald unverweilt nach Ebensee folge, um noch am Abend mit ihm gen Wildenstein zu fahren, sondern er fügte auch hinzu: »Dort werden wir überlegen, wohin Ihr Euch zu wenden habt, ob nach der Steiermark oder nach Bayern, um entweder unmittelbar in seiner Majestät Dienste zu treten, oder unter dem frommen Herzog Max für Altar und Thron zu fechten. Einstweilen noch scheint mir, daß Ihr am besten thun würdet, gen München zu ziehen. Ich weiß Euch wirksame Empfehlungen an den hochwürdigsten Erzbischof von Salzburg zu verschaffen, welcher auf meine Bürgschaft hin nicht zögern wird, Euch mit Briefen an den Herzog zu versehen und Euch eine Summe Geldes zu leihen, damit Ihr wie ein Cavalier aufziehen könnt.«

Ein Schwindel ergriff Guidobalds Sinne. Sein Herz seufzte: »Vom Dirndl soll ich scheiden?« Sein Mund sprach: »Kann ich den Degen gegen Vater und Großvater zücken? Es ist schon hart genug, daß ich um Gottes willen Ungehorsam gegen sie üben muß, aber Frevel und Schande würden zu arg, wenn ich die bewehrte Faust gegen ihre ehrwürdigen Häupter erhöbe.« — »Darum eben sagte ich ja,« fuhr Pentenrieder gelassen fort, »daß

Ihr dem Bayer zuziehen sollt. Auf ausdrückliches Begehren wird der Herzog Euch so stellen, daß Ihr nur gegen die Böhmen und gegen die Mannsfeldischen in's Feuer kommt. Dafür laßt mich sorgen.« — Der Pater fügte noch mancherlei hinzu, um seinem Rathe Nachdruck zu verleihen. Natürlich versäumte er auch nicht, hervorzuheben, daß der Junker, durch den Kriegszug sich sein Erbtheil verdienen werde, das zu verwirken der alte Herr auf dem Wege sey. Im übrigen war der gute Rath ein strenger Befehl, dem sich der junge Herr nicht zu entziehen verstand, so gerne er es gethan hätte. Die wohlberedte und gründliche Auseinandersetzung schloß mit der Aufforderung zum Aufbruch. »Unser Weg ist weit,« sagte Pentenrieder, »und es wird spät.« — »Hochwürdiger Herr,« begann der Junker mit gesenkten Wimpern, »ich bin gar müd'; die Jagd war gar so hitzig, und seit ich eine Weile sitze, ist mir die Mattigkeit in die Glieder geschlagen. Alle Gelenke sind mir steif.«

Die Ausrede war so ungeschickt als möglich und machte den Pater nicht irre; dennoch stellte er sich an, als schenke er ihr das vollste Zutrauen. Er wollte den verliebten Knaben nicht zu offenem Widerstande reizen, sondern vielmehr trachten, denselben in Güte und Liebe von der Stelle zu bringen. Darum sprach er in seinem Sinne: »Auf einen Schelm anderthalbe!« während sein Mund sich vernehmen ließ: »Armes Kind, Ihr dauert

mich. Es ist freilich schade um die Zeit, aber nur ein Thor rennt mit dem Schädel gegen die Wand. Festina lente. sagt der weise Spruch; eile mit Weile. Ihr müßt Eure Müdigkeit ausschlafen. Morgen in aller Frühe erwarte ich Euch. Ich schicke Euch eine Platte zum Röthelbach.« Die Bereitwilligkeit Pentenrieders erfüllte Guidobald mit Freude und noch mehr überraschte sie ihn, doch ohne seinen Argwohn rege zu machen. »Wozu die Platte?« fiel er dem Pater in's Wort; »ich nehme den Weg über den Nestlerkogel.« — »Auch gut,« - sagte Pentenrieder, ohne eine Miene zu verziehen; »wir wollen jetzt in der Kapelle den Rosenkranz beten, und dann mögt Ihr Euch zur Ruhe legen.«

Sie gingen zur Höhle, fuhren nach einander in gewohnter Weise über das Wasser in dem kleinen Schiffchen, das sich durch Xavers und Loysls Sorgfalt noch in so gutem Stande befand, wie zehn Jahre zuvor, und verfügten sich zu dem geheimnißvollen Kirchlein. Die Andacht währte nicht lange. Pentenrieder hieß die Jünglinge sich auf die Moosstreu niederlegen, welche Loysl schon am Vormittag aufgeschüttet. »Ich nehme kein Geleit an,« sagte der Pater; »ihr seyd müde und müßt ruhen. Schlaft tüchtig aus, doch verschlaft euch nicht. Gott befohlen.« Die beiden gehorchten und der Jesuit ging. Als er über das Wasser gefahren, nahm er das Schiffchen heraus, barg es am gewohnten Platz in der Felsenritze und sprach lächelnd zu sich selbst: »Ein

Versehen, in der Zerstreuung begangen. Die alte
Gewohnheit ist ein Hemd von Eisen.«

2.

Am nächsten Morgen war es, bei guter Zeit noch, doch nicht allzufrüh mehr. Im Schloßhofs zu Ort stampften und scharrten muthige Rosse, von bewaffneten Knechten mühsam gehalten und beschwichtigt. Das Hausgesinde lungerte gaffend umher, neugierig und! wohl auch des Vorwandes froh, dem Tagwerke ein Viertelstündchen zu entziehen. Am Wochentage ist das Nichtsthun doppelt süß. Es galt, den Abschied der fremden Herren zu sehen, welche ihrem Aufenthalt einen Tag zugesetzt hatten, um etwaige Nachrichten über den Flüchtling abzuwarten. Indessen war keine andere Kunde eingelaufen, als daß Guidobald eben so wenig auf der Spitzelsteinalm als auf den Heerstraßen gegen das Land hinaus erblickt worden sey. Die Schloßleute hatten ihre stille Lust an der Nachforschungen Vergeblichkeit; sie nahmen im Herzen Partei für Baldi, und das übrige that die Schadenfreude, welche mächtiger wirkte als selbst Melanders Wort, das den Junker geradezu des Abfalles vom Evangelium zieh.

Die Herrschaften beendeten das Frühmal ungewöhnlich rasch. Die Wirthe ließen es zwar nicht an höflicher Nöthigung fehlen, und ihre Gastfreundlichkeit kam auch von Herzen, doch aus keinem fröhlichen. Der alte Erasmus wußte sich vor Grimm kaum zu fassen, sein

Sohn schaute trutzig finster drein, Judith schien mehr todt als lebendig. Guidobalds Verschwinden stieß ihr das Herz ab, und zur Pein ihrer Angst gesellte sich die Qual der Vorwürfe, die sie unablässig vernehmen mußte. Weder Erasmus noch Martin machten ein Hehl daraus, daß sie Judith für die Anstifterin der Flucht hielten, und während sie alles hingegen — hätte, um Auskunft über des Sohnes Schicksal zu erhalten, wurde sie mit groben und höhnischen Fragen um solche Auskunft bedrängt.

»Ein letztes Glas,« sagte Tschernembl, sich erhebend; »möge das Wiedersehen fröhlicher seyn als der Abschied.« — »Möchtet Ihr nicht wenigstens bis zum Nachmittag warten?« fragte Martin; »bis dorthin kann der Bote zurück seyn, den ich nach Aussee entsendet.« — »Was hilft uns zu wissen, wo der Vogel weilt, wenn wir ihn doch nicht haben?« meinte Mannsfeld, den Degen in das Wehrgehäng nestelnd. — »Auch müssen wir eilen,« fügte Tschernembl hinzu; »das Landvolk ist durch den Vorfall von Lambach vollständig in die erwünschte Gährung gekommen. Das Eisen glüht, so darf denn der Hammer nicht rasten.« — »Schade um den Lauenburger!« murmelte Mannsfeld; »war ein wackerer Degen. Ich beneide das Bauernpack um die Ehre, ihn gefällt zu haben.« — »Sein Fall unter den gegebenen Umständen ist für uns von unbezahlbarem Werth,« sprach Tschernembl in gleichsam belehrendem Ton; »das blinde Glück hat damit einen Meisterstreich gemacht, welcher

selbst die feinste Berechnung überbietet. Und für Euch, mein tapferer Freund, bleiben Gegner genug übrig, bei denen der Ehre noch mehr zu gewinnen steht.« Zu der Hausfrau sich kehrend, machte er eine förmlich steife Verbeugung. »Gott tröste Euch, edle Frau,« sagte er kalt und streng, »und vor allem erleuchte er Euch.« — Spöttisch fügte Mannsfeld hinzu, indem er auf Philipp und Moriz deutete: »Da wachsen mir zwei Dragoner heran zum Ersatz für den Flüchtling, und der eine dürfte bald zeitig seyn, denke ich. Die gnädige Frau wird ihn besser hüten, als den Junker Guidobald, will ich hoffen. Nichts für ungut und Gott befohlen.« Ohne einen Bescheid abzuwarten, wandte er sich zu Eva: »Möge bald ein stattlicher Soldat bei der edeln Jungfer das Heil finden, welches mir leider nicht beschieden ist.«

Die Gäste schieden, geleitet von den Herren und den beiden Junkern. Im Steigbügel leerten sie noch einen Becher auf des gastlichen Hauses Wohlergehen. »Auf Wiedersehen, meine lieben, des heiligen römischen Reiches Freiherren zu Ort!« rief Tschernembl, und mit der stolzen Verheißung auf den Lippen wandte er die Zügel. In jener muntern, aber gemäßigten Gangart, womit der erfahrene Reiter einen längeren Weg antritt, ritten Tschernembl und Mannsfeld mit ihrem Gefolge gegen Gmunden hin. In kurzer Weile war »die Kufenzeile« erreicht, die Vorstadt, welche sich langgedehnt zum Thore hinzieht; bald darauf kamen sie auch zum Thore,

vor welchem sie einen Augenblick anhielten, weil ein unerwartetes Schauspiel ihre Blicke anzog. Auf dem Fahrwege, der außen an der Stadtmauer in ziemlich starker Steigung die schräge Fläche hinanläuft, auf welcher das Städtlein ruht, kam in tollem Laufe mit verhängten Zügeln ein Reiter herab gesprengt, der, als er von weitem der Bewaffneten ansichtig ward, ihnen zuschrie: »Wer mich aufhält, ist des Todes!« Worauf er die Klinge des blanken Pallaschs zwischen die Zähne nahm und in der Rechten das Faustrohr erhob, aber ohne noch den Lauf zu senken. »Vorbei, Mann, vorbei!« schrie Mannsfeld dem stürmischen Reiter entgegen, der gleich darauf hart an ihm vorbeibrauste. »Was mich nicht brennt, blase ich nicht,« fügte der Graf lachend hinzu; »wir haben ohnehin der Händel genug.« — »Wer mag der Mann seyn?« fragte Tschernembl, dem Flüchtenden nachblickend, der in unverminderter Haft durch die Kufenzeil hinsprengte. — »Vermuthlich ein Todtschläger,« beschied Mannsfeld; »seine Tracht ist eines Bauern Gewand, doch Pferd, Sattelzeug und Wehr verrathen den Soldaten.«

»Halt auf!« schrie es oben vom Wege her. Um die Ecke sprengte ein zweiter Reiter und raste so rücksichtslos bergabwärts wie sein Vorgänger; hinter ihm her kam einer und dann abermals einer. Mannsfeld kannte die Leute und rief den vordersten an: »Heda, Wulf Nilsen, was gibt's?« Seinen Feldhauptmann erkennend,

zog Wulf den Zügel an, während zugleich eine Gruppe Volks sich um die Reiter scharte. »Ein Kerl ist mir entritten,« sagte der Werber; »er muß an dem gnädigen Herrn vorbeigekommen seyn. Da der Herr Graf ihn nicht festgenommen hat, so halte Er mich wenigstens nicht auf in der Verfolgung des Ausreißers.«

Die Umstehenden, des Auftritts unberufene Zeugen, lachten hell auf, während einer aus dem Haufen rief: »Der Mann war ja der Winklmaier, wie kann der ein Ausreißer seyn?« Das eine Wort machte dem Grafen und seinem Gefährten die Sachlage vollständig klar. Sie hatten am Abend zuvor Paltenauers Bericht über seinen Ritt nach Lambach mitangehört und dabei erfahren, wie der Pfleger auf dem Rückwege zu Ohlsdorf vernommen, daß Mitterhuber sich dem Werber überantwortet habe, vermuthlich aus Verzweiflung — wie der liebevolle Berichterstatter aus eigener Machtvollkommenheit hinzugefügt — weil durch Weingärtners Unfall und durch Bernhubers Mißgeschick seine Angelegenheiten ins unheilbare Verwirrung gerathen waren. Mannsfeld begehrte vorläufig nichts weiter zu vernehmen. »Gib Raum, Gesindel!« schrie er den Gaffern zu, die Sattelpeitsche schwingend. Eingeschüchtert wichen die Leute zur Seite. Ohne weiter ein Wort zu verlieren, setzte der Graf beide Sporen ein, die andern folgten ihm und fort ging die wilde Jagd, in rasender Hast den Weg zurückmessend, auf welchem die Reisenden eben noch so

bedachtsam einher gekommen waren. Indessen hatte der Verzug, so kurz er gewesen, den Vorsprung des Flüchtlings doch sehr bedeutend vergrößert.

3.

Nach dem Scheiden ihrer Gäste waren Erasmus und Martin vor das Hofthor hinausgetreten, wo sich Paltenauer zu ihnen gesellt, mit welchem sie im Gespräch eine Strecke aufwärts lustwandelten. Unter den mancherlei trübseligen Gegenständen, welche sie zu bereden hatten, befand sich zufällig auch ein erfreulicher. Es schien unzweifelhaft, daß Xaver die fälligen dreihundert Gulden nicht werde erlangen können. Seine Schuldner waren ihm ausgeblieben, vom Geschäft mit dem Huterer wußte Paltenauer nichts, und wenn er davon gewußt, es würde ihn nicht beirrt haben, da sich der Maier in des Werbers Klauen befand.

Erasmus rieb sich vergnügt die Hände. »Noch heute Abend treibt Ihr mir das Geschmeiß vom Hofe,« befahl er dem Pfleger. — »Herr Vater,« bemerkte Martin, »der Franz hat mir das Leben gerettet.« — »Davon will ich nimmer hören,« fuhr der alte Herr ihn mürrisch an; »die Geschichte ist seit lange schon wett gemacht, und mehr als das, wir bekommen noch heraus. Mit einem Wort: das Kind ist todt, die Gevatterschaft aus.«

Von weitem ließ sich eilfertiger Hufschlag vernehmen. Auf der Gmundener Straße sprengte ein Reiter daher, derselbe Flüchtling, welchen Mannsfeld und Tschernembl

beim Anfang der Vorstadt Kufenzeil' nicht aufgehalten. Xaver hatte die Viertelstunde Weges von Gmunden nach Ort so zu sagen »in weniger als gar keiner Zeit« zurückgemessen. Der wackere Renner, auf welchem er dem Werber von Ohlsdorf entritten, hatte unter den treibenden Fersen für die letzte Strecke Weges den Rest seiner erschöpften Kräfte aufgeboten. Mit Schaum und Schweiß bedeckt flog nun das edle Thier keuchend an den erstaunten Schloßbewohnern vorüber, um hundert Schritte weiter zusammenzubrechen. Der gestürzte Reiter schnellte eben so rasch vom Boden auf, als er denselben berührt hatte, und eilte dem Ufer zu, wo er ein Einbäuml mit eingehängtem Ruder wahrgenommen. Er stieß ab, bevor die Zeugen nur ein Wort für ihre Verwunderung gefunden; und jetzt blieb das Wort vollends ungesagt, weil eine neue Ueberraschung auftauchte. Abermals ließ sich eiliger Husschlag vernehmen, doch nicht von einem einzelnen Pferde wie kurz zuvor; es war, als ob das wilde Heer im Sturme einherbrauste, und dem Auge zeigte sich alsbald der Schwarm, welcher sich dem Ohre angekündigt. Voran sprengte Mannsfeld, Hutfeder und Schärpe im Luftzug flatternd. Ihm folgte, beinahe mehr neben als hinter ihm, ein hochgewachsener Reitersmann, von stattlich kriegerischem Aussehen. In geringer Entfernung schlossen sich vereinzelt noch mehrere Reiter an, unter denen Tschernembl zu erkennen war.

»Auf's Wasser geschaut!« rief Martin dem Grafen zu,

als dieser in seine Nähe kam. Mannsfeld begriff den Sinn des Zurufes um so geschwinder, als er das gestürzte Pferd entdeckte, und dann das Schiffchen sah, welches sich bereits eine gute Strecke vorn Gestade entfernt hatte. »Schafft uns ein Fahrzeug,« wandte sich Mannsfeld zu Martin. — »Das wäre eitle Mühe,« versetzte dieser; »bis Plätte und Leute beisammen, wäre der Franz schier über dem See. Ihr holt ihn nimmer ein, und hättet ihr sechs Ruder.«

Inzwischen waren auch die andern herbeigekommen. »Schießt ihn todt!« wandte sich Mannsfeld zu Wulf Nilsen und dessen Begleiter; die drei Reiter warfen sich von den Pferden, nachdem sie ihr Schießgewehr zur Hand genommen, und eilten dem Gestade zu. — »Er ist schon zu weit weg,« bemerkte der alte Erasmus. — »Das wollen wir sehen!« lachte Mannsfeld, indem er den Carabiner aushängte, und vom Sattel aus den Mann im Schiffchen auf's Korn nahm. Der Schuß krachte; auf der spiegelglatten Fläche wurde gesehen, wie die Kugel ein — zwei — drei — viermal aufschlug, ungefähr wie ein flacher Kieselstein, welchen spielende Kinder über das Wasser tanzen lassen. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich, als drunten am Ufer — der Dragoner mit seinen Knechten feuerte, während der Fliehende durch eine sehr verständliche Geberdel die Verfolger höhnte, doch ohne dabei die Hast seiner Fahrt zu mildern. — »Es geht Euch wie dem unerfahrenen Entenschützen,« sagte Martin;

»der meint auch, der Antvogel sitze ihm auf der Nase, wenn er tausend Schritte weit weg ist. Auf dem Wasser täuscht die Entfernung noch mehr als im Gebirge.« — »Ein schlechtes Geschäft,« wandte sich Mannsfeld zu dem zurückkehrenden Wulf, dem er ein Dutzend Schritte entgegengeritten war; »der Kerl ist verloren und der Fuchs dort zu Schanden geritten.« — Achselzuckend warf Wulf einen flüchtigen Seitenblick auf das gestürzte Roß, trat dann an seines Feldhauptmanns rechte Seite, und mit schlauem Augenzwinkern flüsterte er in plattdeutscher Mundart, also doppelt unverständlich für die Oesterreicher: »Mag der Gaul immerhin des Schinders, der Reiter des Teufels seyn, mein Schaden ist wettgemacht. Ich habe des Burschen Roß und Wagen, und im Wagen steckt ein Beutel voll Geld. Ich behalte Geld und Zeug für meinen Schaden.« — »Mit Fug und Recht,« sagte Mannsfeld und lachte wie ein Kobold.

4.

Die Kräfte Judiths waren erschöpft.

Mit der letzten Anstrengung hatte sie sich zu ihrer Schlafkammer geschleppt und niedergelegt. Wer sie angeschaut, hätte sie für todt halten dürfen, sobald sie die Wimpern senkte; alles Leben, das noch in ihr übrig, hatte sich in die Augen gezogen, deren fiebrisch unheimliches Flackern an das erlöschende Lämpchen mahnte, das im Sterben noch einmal aufleuchtet. Nur Eva weilte bei der unglücklichen Mutter. Die Dienerinnen waren zum Landschloß hinüber gegangen, um den Abschied der Gäste zu sehen, und beeilten sich nicht, zu den Geschäften des täglichen Lebens zurückzukehren. Das Gesinde hatte gar vielerlei zu sprechen und zu flüstern, und als endlich ein paar Stimmen zur Arbeit mahnten, kam die neue Störung der hergebrachten Ordnung, die Flucht und Verfolgung des Ausreißers, worauf es so viel zu sehen, zu hören und zu fragen gab, daß die Begebenheiten vieler Jahre sich in Augenblicke zusammenzudrängen schienen.

Judith vernahm die Schüsse. Ihre Augen leuchteten in erhöhtem Glanze; mit matter Stimme fragte sie nach der Ursache. Eva trat zum Fenster. Sie übersah zu ihrer Rechten die Landzunge, die Bucht dahinter und das

Gestade. In einer Entfernung von etwa siebenhundert Schritten gewahrte sie ein Getümmel von Menschen und Pferden, ohne zu begreifen, was das Hin- und Herlaufen zu bedeuten habe. »Ich sehe den Groß-Herrn-Vater,« sagte sie, »den Herrn Vater, den Pfleger und allerlei fremdes Volk. Der Mann zu Pferd sieht dem frechen Mannsfelder gleich; aber wie sollte der wieder hierher kommen?« — »Seltsam,« sagte Judith; »nach meinem armen Baldi können sie doch nicht geschossen haben.« — »Wo denkt die Frau Mutter hin? Der Baldi wird in der Höhle sitzen und gemächlich abwarten, bis die Fremden über alle Berge sind.« »Er wird schier selber über alle Berge seyn,« flüsterte die betrübte Mutter unvernünftig vor sich hin. »Ich habe eine schlimme Saat gesät. Meine Lehren haben den Buben in Elend und Verbannung gejagt; ich trage die Schuld seiner Flucht. In der Fremde wird er ein wüster Wildfang werden, und durch mein Bemühen, seine Seele zu retten, habe ich ihn bloß um das zeitliche Heil betrogen.«

»Die Leute kommen zum Schloß,« sagte Eva nach einer Weile; »soll ich fragen, was es gegeben?« — »Nicht doch, mein Kind. Eine schlimme Botschaft enthalten sie mir sicherlich nicht lange vor, und eine gute steht nimmer zu erwarten. Lasse mich nicht allein. Aber schau fleißig hinaus; mir ist, als müßtest du draußen etwas sehen und inne werden, das mich nahe betrifft.«

Die Tochter fügte sich ohne Einwendung, wie heftig

auch die Wißbegierde sie peinigte. Sie spähte fleißig hinaus, und in der That sollte in Erfüllung gehen, was Judith geahnt. Eva stieß plötzlich einen, Ausruf der Ueberraschung aus. — »Was gibt es, Kind?« fragte Judith. — »Ich sehe den Mitterecker Buben auf dem Wasser; er hat meiner wahrgenommen und zeigt mir ein Briefchen.« — »Dann kommt er von Baldi!« rief die Mutter mit einer Lebhaftigkeit, die bei der todesmatten Frau in Erstaunen setzte; »deute ihm zur Wasserpforte hin und nimm ihm dort den Zettel ab. Sey aber vorsichtig, damit dich niemand wahrnehme.«

Eva bog sich zum Fenster hinaus, um dem Jodl das Zeichen zu geben. Sie mußte es mehrmals wiederholen, bevor er ihre Meinung begriff. Endlich nickte er mit zufriedennem Lächeln, und das Fräulein ging, um den erhaltenen Auftrag in's Werk zu setzen. »Bedachtsam aber nicht langsam!« rief Judith der Scheidenden nach und nahm sich dann zusammen, um ihre Ungeduld zu zügeln, die recht ungebärdig in dem verzagenden Herzen sich regte.

Ein harte Probe war es, auf welche die Ergebung der Dulderin dießmal gestellt wurde. Eva blieb aus wie einer von den Boten, welche gut nach dem Tod zu senden wären; wenn Freund Hein überhaupt auf das Abholen wartete. Die Kranke betete in bitterlicher Angst mehr Vaterunser, Aves und Credos, als ein doppelter Rosenkranz in sich faßt. Endlich vernahm sie Schritte auf

dem Flur und im nächsten Zimmer. »Gott sey Dank!« seufzte sie, um im Augenblick darauf hinzuzufügen: »Gott schütze mich!« Es war offenbar nicht des Mägdleins leichter und eilfertiger Tritt, der auf dem Sande des Estrichs knisterte, sondern der schwere und bedächtige Schritt eines Mannes. Die Thüre öffnete sich und der plumpe Magister trat herein, das breite Antlitz zu grinsender Freundlichkeit verzerrt, die sich wie Hohn ausnahm, wenn es nicht Hohn war, der sich mit eitler Mühe bestrebte, die Larve der Leutseligkeit vorzubinden.

»Ich habe der gnädigen Frau eine gute Neuzeitung zu bringen,« sagte der Eintretende; »der Aufenthalt des Flüchtlings ist entdeckt.« Der Anblick und die Worte des Widersachers riefen in Judiths Brust den trotzigen Heldenmuth ihrer biblischen Namensschwester wach, sammt der listigen Verstellung, durch welche die Heldin von Bethulia sich ein unsterbliches Denkmal gestiftet. Die Freifrau von Ort wußte nur allzuwohl; daß die angebliche Freudenbotschaft in Melanders Mund eine schlimme Kunde in sich fassen müsse; dennoch gewann sie es über sich, auszurufen: »Der Dominus sey bedankt für das tröstliche Wort.« — »Zugleich haben wir,« fuhr der Prädikant lauernd fort, »der edlen Frau ein Unrecht abzubitten.« — »Mehr als eins,« erwiderte Judith mit stechender Schärfe. — »Wir haben,« sprach er ungestört fort, »auf der unrechten Seite nachgesucht. Die edle Frau hat von der Flucht selber nichts gewußt und mithin nichts

vom Ziel der Flucht. Der Junker hat sich nach München begeben, um Handgeld vom papistischen Herzog zu nehmen.«

Aus dem banger Mutterherzen wich der letzte Rest von Fassung und Muth. Von Verzweiflung ergriffen, murmelte sie vor sich hin, kaum vernehmbar aber doch verständlich: »Er ist nicht in der Höhle? Er hat den Röthelstein verlassen?« — »Also am Röthelstein ist jene Höhle?« fragte Melander mit scheinbarer Gelassenheit. Judith erschrak; sie ahnte, daß sie in eine Falle gegangen. »Woher wißt Ihr, daß mein Sohn nach München gegangen seyn soll?« fragte sie. Der Dominus blieb den Bescheid schuldig. Er fand nicht für nothwendig zu sagen, daß unberufene Augen den Mitterecker Buben und Eva beobachtet, wie sie Zeichen wechselten, und daß mit dem Boten der Brief aufgefangen worden, worin es hieß: »Seyd ohne Sorge, edle Frau. Euer Sohn liegt in der Höhle wohlgeborgen. Ich werde ihn mit Empfehlungen gut versehen gen München zum frommen Herzog Max senden.«

Draußen wurde ein Gewirr von Stimmen laut. Schelten und Jammern klangen durcheinander. Durch die rasch aufgestoßene Thür drangen Erasmus und Martin in das Gemach. Der letztere hatte Evas langes Haar um die linke Faust geschlungen und schleifte mehr als er sie zog die schluchzende Tochter mit sich. »Weib!« schrie Martin die Frau an, ohne die mindeste Rücksicht auf ihren trostlosen

Zustand; »Weib, von dir begehre ich deinen Erstgeborenen, meinen Sohn! Gib Rechenschaft von ihm, den du mit Seele und Leib in die Hände der Baalsdiener überantwortet hast!« Judith sah den polternden Mann groß an mit der Ruhe, welche über eine arme Seele kommt, wenn sie die Schauer des nahen Scheidens empfindet. In dem kalten Blick bestand ihre ganze Antwort. »Bekenne!« schrie Martin, »und heiße die verstockte Dirne bekennen, oder ich erwürge sie hier in deiner Gegenwart!«

Judith richtete sich zum Stehen auf, sah wie in einem Schimmer der Verklärung auf ihre Tochter und sprach mit erlöschender Stimme: »Stirb muthig für deinen Glauben, mein Kind! Aber der Tod kennt nicht Lug und Trug, darum scheid mit dem Bekenntniß der Wahrheit auf den Lippen. Wir treffen uns bald wieder, die Palme in der Hand, aufgenommen in die Schaar der Blutzengen am Throne Gottes. Aus Wiedersehen denn!« Sie sank zurück. Ein paar schwere Athemzüge entrangen sich ihrer Brust. Die Augen brachen. Ein Lächeln trat auf die Lippen, und dieses Lächeln war des Lebens allerletzte Regung. Die Seele hatte ihre sterbliche Hülle verlassen.

Der Anblick des Todes beschwor, wenn auch nur für Augenblicke, die hochgehenden Wogen der wilden Leidenschaft. Die Anwesenden falteten die Hände und sprachen ein stilles Gebet. Erasmus war der erste, welcher das Bewußtseyn der Stunde wieder fand. Zum

Magister gewendet, hob er an: »Domine, es sind unerhörte Dinge, welche hier zu Tage kommen. Ein grauenvoller Abgrund öffnet sich vor unsern entsetzten Blicken. Doch soll er uns nicht schrecken. Als ächte Ritter wider Tod und Hölle wollen wir dem Feind so nahe treten, daß wir das Weiße in seinem Auge sehen. Geht und verhört den Gefangenen. Laßt ihn peitschen bis er bekennt, wer ihm den Zettel gegeben. Hilft die Peitsche nicht, so laßt ihn recken und strecken wie eine Trude. Wir wollen indessen die Beichte dieser Dirne vernehmen.«

5.

Das Hofrichterhaus von Traunkirchen steht auf dem Grath des bergigen Vorsprungs hinter dem Kloster. Gen Norden schauen seine Fenster weit über die Dächer der Stiftsgebäude hinaus nach Gmunden hin. Gegen Morgen ragen hinter dem Wasser, das dort kaum über eine Viertelstunde breit ist, die steilen Felsengestade. Südwärts öffnet sich die Aussicht über das Dorf hin nach dem oberen See mit seinen wilden Umgebungen. An der Abendseite erhebt sich in nächster Nähe eine Bergwiese mit den Kapellen, welche die Anhöhe zum Calvarienberge weihen, und worüber der frische grüne Buchenwald seinen Anfang nimmt. Diese Aussicht des hoch und frei stehenden Hauses ist in ihrem wechselvollen Reiz eine der herrlichsten, welche in der weiten Welt zu treffen. Der Verfasser dieser Geschichte hat zwei Sommer seiner besten Jugendzeit dort verdämmert, und die Erinnerung an die dichterischen Träumereien im Hofrichterhaus ist ihm bis zum heutigen Tage noch viel werther, als das Andenken an alles, was er im Ernst erstrebt und gethan und gelitten.

Der Hofrichter ist (oder war) bei einer geistlichen Herrschaft, was bei weltlichen — je nach der Sitte des Landstrichs — als Pfleger, Verwalter, Gerichtshalter,

Landrichter oder dergleichen bezeichnet wird; in Oesterreich hatte er mit der Verwaltung zugleich auch die bürgerliche und peinliche Rechtspflege zu besorgen, so weit diese der Grundherrschaft zustand. Und diese Befugnisse waren im siebzehnten Jahrhundert noch sehr weit ausgedehnt; erst später wurden sie durch die wachsende Macht des Landesherrn allmählig beschränkt, bis endlich unsere Zeit die Rechtspflege überhaupt zu Händen der Krone genommen hat. So war denn der biedere Herr Hagenauer ein mächtiger Mann in den Marken der Herrschaft Traunkirchen, und zwar um so mehr, als er, der Hofrichter eines Frauenstiftes, fast ganz allein mit den Unterthanen alle Geschäfte abwickelte, indem die Nonnen theils durch die klösterlichen Vorschriften noch strenger wie Mönche sich von weltlichen Geschäften ausgeschlossen fanden, und theils durch ihren leichten Sinn abgehalten wurden, sich um ernste Dinge zu bekümmern. Die gottgeweihten Jungfern zu Traunkirchen waren zwar in diesem Stücke bei weitem nicht so schlimm, als sie von den Prädikanten der Nachbarschaft geschildert wurden; aber leider gaben sie auch nicht das rechte Beispiel ernster Strenge, wie es in jenen Tagen der Verwirrung und des Abfalls doppelt und dreifach nöthig gewesen wäre, und die hochwürdigen Patres der Gesellschaft Jesu hatten wohl Recht, wenn sie achselzuckend unter einander das schwäbische Sprüchlein anwandten: Man sagt zu keiner Kuh Bläß, sie

habe denn ein weißes Flecklein.

Zum Hofrichter hatte Xaver seine Zuflucht genommen, nachdem er durch den scharfen Ritt aus dem Dragonerpfers und durch die eilige Fahrt über den See sich dem Bereich der Mannsfeldischen entzogen. Jetzt saß er wohlbehalten, und wenn auch mit beunruhigtem Herzen, wenigstens in leiblicher Ruhe in der großen Stube, wo Hagenauer dem bedrängten Mann treulich Gesellschaft leistete, um ihn mit tröstlichem Zuspruch zu erquicken, wie er ihn durch Speise und Trank gelobt hatte. Der Hofrichter hatte den Winklmaier viel zu lieb, um seine Gastfreundschaft auf die gewöhnliche Bewirthung und ein paar mehr oder minder wohlfeile Redensarten zu beschränken.

Es war Jausenzeit; die beiden Männer saßen am Fenster, vor sich eine Schüssel mit gebackenen Fischen: und einen Krug voll edeln Weines aus den sonnigen, Geländen der untern Steiermark. »Zugegriffen!« sprach Hagenauer; »Ihr eßt ja nicht mehr als ein Dirndl vor der Beichte.« — »Das Herz ist mir so schwer,« versetzte Xaver; »ich warte schon so lange, und immer noch ist keine Post von meinen Leuten da.« — »Meint Ihr denn, die Boten können fliegen?« lachte Hagenauer. — »Der gestrenge Herr hätte mich selber sollen gehen lassen,« fuhr Xaver fort; »ich wäre längst im Winkl gewesen.« — »Freilich, und leicht auch zu Ort. Was bildet Ihr Euch denn ein? Wenn Ihr Euch betreten laßt, so nehmen sie

Euch ohne weiteres bei den Ohren und legen Euch in den Schatten. So gescheit sind wir noch, denke ich. Auch habe ich den Boten nicht bloß in den Winkel geschickt; ich habe ihm ausgetragen, zuerst zur Maierin zu gehen, um ihr zu sagen, daß Ihr gut aufgehoben seyd, dann aber nach dem Schloß von Ort zu laufen und sich auf Kundschaft zu legen. Derlei wird schier Zeit und Weile brauchen.« — »Aber mein Loysl;« meinte Xaver, »der könnte wohl gekommen seyn.« — »O du- mein Xaveri,« rief Hagenauer; »der Bue hat sich ja verschlupft, und recht hat er, er wartet das Wetter ab, und so sollt Ihr's auch machen. Sobald die Mannsfeldischen abgezogen sind, habt Ihr nichts mehr zu fürchten, und zu versäumen habt Ihr jetzt auch nichts«

Die beiden waren im besten Gespräch begriffen, als Annemierl, Xavers Frau, rasch in die Stube trat und dem Maier an den Hals flog, jubelnd zwar, aber mit dem Ausdruck einer Freude, welche nur zu deutlich bewies, daß weniger von Lust als von Trost dabei die Rede war. »Wenn ich dich nur wieder habe,« rief und schluchzte das Weib, »was liegt am übrigen! Mag alles zu Grunde gehen, du lebst und bist gesund.« — »Denke wohl,« sagte Xaver, »setz' dich her, Weiberl, und thu Bescheid. Wie geht's daheim?« — Mit entschiedener Geberde das dargebotene Glas abweisend entgegnete Annemierl: »Daheim? Was nennst du daheim?« — »Nun, meiner Treu, von was soll ich denn reden als vom Winkelhof?« —

Die Frau schüttelte trübselig das Haupt. »Wir haben keine Heimath mehr, Xaveri,« sprach sie langsam. — »Das wird doch nicht seyn!« schrie er erbleichend. — »Es ist, Xaveri, es ist dennoch wohl,« fuhr sie fort, und nachdem sie sich niedergesetzt, begann sie zu erzählen.

Ihre Geschichte war kurz und traurig. Des Pflegers Schreiber war mit dem Amtsdienner und einigen Knechten gekommen und hatte ihr einen Brief des herrschaftlichen Pfliggerichts vorgelesen, worin geschrieben stand, daß wegen nicht erfolgter Zahlung der bedungenen Summe eine gnädigste Herrschaft sich bemüßigt finde, dem rebellischen Maier das Lehen zu zücken, vorbehaltlich späterer Abrechnung über die Beträge, welche von den geleisteten Abschlagszahlungen zurückzuerstatten seyn würden, wie beim Abschluß des Handels bedungen worden. Vorher sey indessen eine Klage zu erledigen, welche der Graf von Mannsfeld gegen den Xaver Mitterhuber über mehrere Punkte erhoben habe, da der, Genannte dem bemeldeten Herrn Grafen einen Dragoner zur Feldflucht verführt, dann auch selber, seinem Werber davongegangen sey und noch mehrere Missethaten verübt habe, wie die noch auszufertigende Klageschrift des Breiteren begründen werde. Einstweilen nehme das Pfliggericht zur Sicherstellung des Klägers sowohl als wegen der etwaigen Entschädigung gnädigster Herrschaft die Fahrnisse des bisherigen Winklmaiers in Beschlag. Auf solche Weise war Annemierl mit ihren Kindern vom

Hofe gewiesen worden, und hatte nichts mitnehmen dürfen, als einige Stücke Gewand und Leibwäsche.

»Und das hat der Paltenauer über sein Herz gebracht?« rief Xaver, die Hände faltend. — »Der gestrenge Herr war gar nicht da,« erklärte das Weib. — »Was ist mit den Dirndln?« fragte Haber, der immer noch nicht an sich selber zu denken schien. Annemierl zuckte die Achseln. »Aus sonderlichen Gnaden,« sagte sie, »sollen sie bis zum Abtrieb noch zu Alm bleiben dürfen.« — »Das leid' ich nicht!« rief Xaver, »ich bin ein Bettelmann, ich habe keins Brod für die Kinder aber sie sollen dem hartherzigen Ketzler doch nicht dienen, und müßten sie gleich verhungern!« — »Recht so, Xaveri!« hob nun Hagenauer an; »mit dem Verhungern hat es übrigens keine Noth, auch seydt Ihr lange noch kein Bettler.« — »Gestrenger Herr,« entgegnete der geschlagene Mann, zum Erstaunen ruhig und gefaßt, »denke Er ein Bissel nach. Er wird sich doch nicht einbilden, daß ich von der Herrschaft einen rothen Heller herausbekomme?« — »Das bilde ich mir in der That nicht ein,« sagte Hagenauer; »ich müßte den Paltenauer-Reden schlecht kennen, wenn ich mir solche Gedanken machen wollte. Er wird es schon so zu richten wissen, daß Ihr wenigstens noch einen Reichsthaler daraus zu zahlen habt. Derlei Künste versteht er, als wäre er ein Advokat von Linz. Aber Ihr seydt ein Biedermann, dem alle Welt ihr Geld und ihre Waare anvertrauen wird. Auch habt Ihr ja bei

mir noch Gelder stehen.« — »Das Geld gehört der Lisi,« fiel ihm Xaver rasch in die Rede; »und gäbe sie mir's gleich, ich nähme es nicht. Ich rede in vollem Ernst, gestrenger Herr, verlieren wir also weiter keine Worte darüber.«

Der Hofrichter hatte vielleicht keine rechte Lust, sich so wohlfeilen Kaufs gefangen geben, doch mußte er etwaige Einwendungen für eine spätere Stunde verschieben, weil Xaver hinausging, um diejenigen seiner Kinder zu begrüßen, die mit ihrer Mutter nach Traunkirchen gekommen waren. Später stellten sich anderweitige Unterbrechungen ein. Der Bote kam zurück, welcher nach Ort entsendet worden. Von bestimmten Angaben brachte er nichts mit, als daß der herrschaftliche Pfleger, wie er vernommen haben wollte, in aller Eile über den See nach dem Kammergut gefahren sey, begleitet von zwei Knechten, denselben, welche Tags vorher nach der Spitzelsteinalm entsendet worden, um Guidobald dort aufzuheben, wenn sie ihn fänden sie hatten ihn aber nicht gefunden. Im übrigen, berichtete er, herrsche im Schloß ein geheimnißvolles Treiben, aus dem kein Christenmensch recht klug werde; die gnädige Frau sey sterbenskrank, und einige munkelten sogar, sie sey bereits verschieden, obschon das Zügelglöcklein nicht geläutet worden. Er habe, schloß der Bote, die längste Zeit herumgelungert und gefragt, sey aber endlich zum Abzug genöthigt gewesen, um nicht festgenommen zu

werden, womit ihm gedroht worden, weil man ihn als einen Traunkirchner erkannt und ihm aus den Kopf zugesagt habe, er verlege sich auf's Kundschaften, was ihm übel bekommen könne, wenn die Herrschaft oder der schwarze »Domine« etwas davon spüre.

»Sind die fremden Gäste noch zu Ort?« fragte der Hofrichter. — »Ich habe ein paar fremde Gesichter gesehen,« beschied der Bue, »aber genaue Auskunft hat mir niemand gegeben. Die Leute wissen von nichts zu reden als vom entlaufenen Junker und von der wilden Jagd auf den Mitterhuber-Xaveri.

Der Bote hatte bei weitem noch nicht alle Fragen beantwortet, womit der Hofrichter und Xaver, der inzwischen herbeigekommen, ihn bestürmten, als plötzlich die Klosterdirne von der Spitzelsteinalm erschien, heiß vor athemloser Eile und dennoch bleich wie der Tod. »Zu Hilfe, gestrenger Herr!« rief sie eintretend, »sie haben den Mitterecker-Jodl niedergeworfen.« — »Wer? Wo?« — »Zu Alm. Sie schleppen das arme Dirndl fort, der Paltenauer und die Knechte.« — Der Hofrichter drückte die Dirne auf die Bank nieder. »Resi,« hob er an, »du bist ja völlig kopfscheu. Der Jodl wird doch keine Schwaigerin geworden seyn?« Die Resi fuhr sich mit der Hand über die Stirn. »Verwirrt bin ich schon,« hob sie langsam an, »aber es wird auch schier kein Wunder seyn.« — »Nimm dir Zeit,« sagte Hagenauer, »und erzähle gemächlich eins

nach dem andern. Je eiliger ein Ding ist, um so langsamer mußt du sprechen; damit geht's am schnellsten.« — Die Dirne folgte dem guten Rath. Aus ihrem Bericht ging allmählig hervor, das Paltenauer mit zwei Knechten zur Alm gekommen war und Resi von letzteren vernommen, was für sie im Augenblick fast das wichtigste schien, daß der Mitterecker-Bue zu Ort in's Gefängniß gelegt worden. Dem Hörer kam viel erheblicher vor, was nun folgte, daß der Pfleger zum Trieb gekommen, um die Lisi zu holen. Seraphin war nach der Langbath geeilt, um dem Pater Pentenrieder Kunde zu bringen, und die Resi hatte einen Vorsprung gewonnen, um die Botschaft nach Traunkirchen zu tragen.

6.

Der Vorsprung, welchen die Schwaigerin gewonnen, war übrigens nicht gar zu groß. Sie hatte vielleicht noch nicht den Sonnenstein erreicht, als Paltenauer mit seiner Gefangenen zu Kindbach die Platte bestieg. Dieselbe Stelle war es, an welcher Sonntags in der Früh Loysl die Schwester erwartet hatte. Seitdem hatte die Thurmuhre noch keine sechzigmal zum Stundenschlag ausgehoben, und dennoch schienen lange Jahre dazwischen zu liegen. Wie fröhlich war am Sonntag die schöne Almerin gegen die Korbachmühle und Traunkirchen hingerudert! wie trübselig saß sie am Erchttag im Fahrzeug! Damals von ahnungsvollen Schauern angenehm überrieselt, hatte sie im mitleidigen Gefühl das Gedächtniß des Schwimmers der Liebe gefeiert, welchen, die classisch gelehrten Auszeichnungen der landschaftlichen Geschichtschreiber gewöhnlich den Leander von Traunsee nennen; heute dachte List beim Anblick der Korbachmühle nur darüber nach, wie Schade es sey, daß sie nicht mit ihrer Mutter in den See versunken. Und wenn ihr das Herz schwer geworden, so war es nicht allein vom eigenen Liebesweh; noch viel größer war ihre Sorge um des Geliebten Loos. Ein Unglück mußte ihm widerfahren seyn, sonst hätte er ja beim Stelldichein nicht ausbleiben können. Sie wäre

viel ruhiger gewesen, wenn sie gewußt hätte, daß Guidobald nicht sowohl gefangen als eingesperrt war, eingesperrt durch das angebliche Versehen seines würdigen Mentors, der in tugendhafter Vorsicht das Fahrzeug weggenommen hatte.

Paltenauers Anblick war nicht geeignet, die Stimmung der betrübten Jungfrau zu erheitern. Auf der Alm hatte er ein finsternes Gesicht gezeigt und drohende Reden geführt. Im Schiff kam's noch schlimmer: seine trutzige Miene verkehrte sich in widerliche Freundlichkeit. »Du hast jetzt keine Stütze mehr als mich, mein Schatz,« sagte er süßlich; »ich kann dich retten, und werde es auch thun, wenn du vernünftig bist.« Lisi würdigte ihn keiner Antwort. Er ließ sich dadurch nicht irre machen. »Ein gefangenes Zeiserl,« bemerkte er unter andern, »flattert toll und wild im Käsig und will sich das Hirn einrennen. Am Ende frißt es doch aus der Hand.« — Vor Traunkirchen kam den Fahrenden eine Platte entgegen, bei deren Anblick Lisis Züge ein Lächeln überflog. Paltenauer deutete das Lächeln zu seinen Gunsten, weil er in seinem Eifer, den Liebenswürdigen zu spielen, nicht einmal die Platte sah, viel weniger also bemerkte, daß sie den Hofrichter und den Winklmaier trug und von drei Ruderern geführt wurde, in denen Lisi Knechte des Nonnenstifts erkannte.

»Halt da!« rief Hagenauer. Paltenauers Begleiter zogen die Ruder ein. Sie kannten den Mann und wußten, daß sie

sich in dem Umkreise befanden, wo sein Wort als Befehl galt. Auch blieb von ihnen nicht unbemerkt, daß am Ufer der Fahrzeuge noch mehr in Bereitschaft standen und das Gestade von Zuschauern wimmelte. Eine ähnliche Bemerkung mochte sich sofort auch dem Pfleger aufdrängen, der sehr wohl fühlte, daß er bei dem Vorgange nicht eben in seinem Recht, war. Darum rief er barsch: »Was will der Herr? Halte Er, uns nicht auf, wir haben's genöthig.« — »Soll nicht lange dauern,« antwortete Hagenauer gelassen, indem seine Platte sich an das andere Fahrzeug anlegte; »ich habe von dem gestrengen Herrn nur eine kleine Auskunft zu begehren. Wie kommt der Herr dazu, den Spitzelstein als Gebiet der Herrschaft von Ort anzusprechen?« — »Ist mir im Traum nicht beigefallen,« versetzte Paltenauer; »ich kann dem Herrn also nicht eine Frage beantworten, zu der ich keinen Anlaß gegeben. Aber ich kann Ihm mit einer Gegenfrage aufwarten: wie kommt Er dazu, in freundnachbarlicher Gesinnung den Schelm da zu hegen, der uns entlaufen ist?« — »Hüte der Herr seine Zunge!« schrie Xaver ihn an, die Faust drohend erhoben.

Hagenauer beschwichtigte den Zürnenden, bevor er sich zu Lisi wandte: »Sprich, Dirndl, bist du dem gestrengen Herrn freiwillig gefolgt?« Statt aller Antwort hob die Almerin ihre zusammengebundenen Hände empor. — Mit raschem Griff faßte Xaver nach ihr und hob sie zu sich herüber, während Hagenauer den Pfleger

beim Arm packte und ihm zurief: »Wenn der Herr eine Klage gegen den Winklmaier hat, so wird Er wissen, daß es Recht und Gerechtigkeit im Lande gibt. Sollte Er's zufällig nicht wissen, so wird Er's erfahren, denn s ich werde im Namen der gnädigsten Stiftsherrschaft Klage gegen Ihn erheben wegen Vergewaltigung auf unserem Gebiet. Der Streich soll Ihm keine Rosen tragen, wenn wir auch nur Katholische sind, die Ihr und Euresgleichen rechtlos zu machen begehrt, als wären wir Heiden, Türken und Juden.«

Auf Hagenauers Wink stieß seine Platte ab. »Gewalt!« rief Paltenauer, »ich klage über Vergewaltigung, ich schreie nach des Kaisers Recht beim Kammergericht!« — In seinem Rücken antwortete eine klangvolle Stimme: »Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?« Der Mann mit dem lateinischen Sprüchlein war Pentenrieder, der, von Seraphin gerudert, herbeigekommen. — »Fort!« rief der Pfleger seinen Begleitern zu, »mit der Satansbrut will ich nichts zu schaffen haben. Mit dem Jesuiten könnte sich höchstens unser wohlehrwürdiger Dominus Melander messen.« Zu Hagenauer gewendet, fügte er hinzu, indem sein Fahrzeug sich entfernte: »Der Herr wird von mir hören.«

So ruderte er von dannen, giftige Blicke auf seine Widersacher schießend, die für den Augenblick wenigstens siegreich aus dem Kampfe hervorgingen, und wo möglich noch giftigere auf Lisi, die er eben noch als

sichere Beute betrachtet hatte. »Apage Satanas!« murmelte Pentenrieder und schlug ein Kreuz hinter dem Enteilenden. Dann wandte er sich zu den andern: »Laßt uns keine Zeit verlieren, sondern rasch handeln, bevor es Abend wird.« — »Wo ist mein Bue?« fragte Xaver. »In der Höhle,« beschied der Pater. »Ich wollte ihn und den Baldi dort abholen, ich bin aber den ganzen Tag wider Willen aufgehalten worden, zuletzt noch durch den Ramsauer Buben. Aber wie kommt Ihr daher, Winklmaier? Die Leute erzählen, Ihr wäret zu Ohlsdorf von den Werbern weggefangen worden.«

Der Hofrichter ertheilte die nöthige Aufklärung. Mit stillem Lächeln hörte Pentenrieder zu. »Das Unglück sieht ärger aus, als es ist,« sagte er, »und wir werden seiner Zeit alles wieder gehörig einrenken. Seyd ohne Sorge, Mitterhuber. Den Loysl nehme ich derweil zu mir, das Dirndl bringen wir in's Kloster. Ich denke sie wird am besten thun, den Schleier zu nehmen, um der Verwirrung mit dem Baldi ein Ende zu machen. So lange der Junker thörichte Liebesgedanken im Kopfe trägt, kommt er zu keinem gescheiten Entschluß.« Er sah bei diesen Worten Lisi scharf an. Sie senkte die Blicke; ihre bange Sorge um Guidobald hatte sich in Zürnen verkehrt. Er saß in der Höhle und war nicht zu ihr gekommen; das schien ihr ein Verbrechen. »Ich werde der Lisi meine Gründe hernach deutlich auseinandersetzen,« fuhr Pentenrieder fort; »Ihr, Xaveri, mögt indessen die Buben

holen. Fahrt mit ihnen nach Ebensee. Dort treffen wir uns und reden weiter. Ich werde mich hier nicht länger aufhalten, als nöthig ist.« Der Pater stieg zum Hofrichter in die Platte, während Xaver sich zu Seraphin gesellte, mit dem er unverweilt gegen den Röthelstein hinruderte.

7.

Den beiden Jünglingen war der Tag in der Röthelsteinhöhle entsetzlich lang geworden, und einem von ihnen zuvor auch die Nacht. Bald nach Pentenrieders Scheiden hatte Guidobald, als sein Gespann eingeschlafen, sich hinausgeschlichen, um die unliebsame Entdeckung zu machen, daß der Nachen verschwunden sey. Sein anfängliches Erstaunen war in verzweifelten Grimm, dann in dumpfen Argwohn und endlich in die klare Ueberzeugung übergegangen, daß der hochwürdige Herr ihm den Streich mit Vorbedacht gespielt. Der Junker wäre fürwahr nicht seines Lehrers würdiger Schüler gewesen, wenn ihm das Nachdenken nicht den Zusammenhang deutlich gemacht hätte. Und zum Nachdenken hatte er der unerwünschten Muße mehr als zuviel, nachdem er sich vergeblich den Kopf zerbrochen, um einen Ausweg aus der »verdammten Rattenfalle« zu entdecken. Er hätte kein Mittel gehabt, als das Wasser zu durchschwimmen; die eisige Kälte der Fluch würde ihn davon nicht abgehalten haben, wenn er nur die edle Kunst des Schwimmens verstanden oder wenigstens ein Scheit Holz zu seiner Verfügung gehabt hätte. Endlich war ihm nichts übrig geblieben, als grollend und schmollend zur Streu zurück zu tappeln und

so gut oder übel zu schlafen, als es eben gehen wollte, und es wollte schier gar nicht gehen mit dem Schlafen. Am Morgen fraß sich der Groll noch tiefer in's Herz, weil die Blödigkeit der Jugend den Knaben nöthigte, seinen Liebeskummer vor dem Genossen geheim zu halten, so wie die Gewohnheit ihm wehrte, auch nur ein unehrerbietiges Wort über den Beichtvater zu wagen.

Loysl fand ebenfalls die Gefangenschaft nicht sonderlich nach seinem Geschmack, doch fügte er sich mit geduldiger Ergebung in das Unvermeidliche. »Zu essen haben wir ja,« sagte er, »und das Wasser, welches uns den Ausgang sperrt, gönnt uns wenigstens einen frischen Labetrunk.« — »Wenn nur dem Hochwürdigen nichts zugestoßen ist!« brummte Guidobald in einem Tone, aus welchem selbst Loysls unbefangenes Ohr den Spott noch deutlich genug heraus vernahm; doch fand sich seine Aufmerksamkeit sofort abgezogen. Vom Eingange her ward Geräusch vernommen, dann dämmerte Lichtschimmer auf, und endlich erschienen Xaver und der Ochsenhirt. »Ha, Vater, grüß' Gott!« rief Loysl. — Guidobald fügte hinzu, von einer halb und halb reumüthigen Regung in Bezug auf Pentenrieder angewandelt: »Dem Pater Ignazi wird doch nichts geschehen seyn?« Während Seraphin das Schiffchen hervorholte und flott machte, antwortete Xaver, der geistliche Herr befinde sich wohlan und habe ihn gesendet, die Buben nach Ebensee abzuholen. »Und

weßhalb hat er uns denn eingesperrt?« rief Guidobald, indem er in seinen Gedanken ein Schmähwort hinzufügte. — »Davon hat er gar nichts gesagt,« erwiderte der Winklmaier. — »Mir schon,« rief Seraphin; »der hochwürdige Herr hat's in Gedanken gethan. Es sey ihm erst heute in der Früh wieder beigefallen, sagt er, nachdem er gar zu lange auf den Junker gewartet.« — »Mir ist das ganz unbegreiflich,« meinte Xaver, »denn der Vater Ignazi hat sonst immer seine fünf Sinne recht sauber bei'nder, und weiß alleweil was er sagt oder thut. Leicht hat er eine besondere Absicht dabei gehabt. Er wird an Stroh und Feuer gedacht haben.«

Der Mann hatte guten Grund so zu reden, da ihm sein Begleiter unterwegs mitgetheilt, was am Montag in der Morgendämmerung aus der Alm sich begeben. In Guidobalds Seele fiel das Wort wie ätzendes Gift. »Ich bin groß genug,« rief der« Junker während des Ueberfahrens, »ich brauche keinen Hofmeister mehr. Es ist ganz aus der Weis' vom geistlichen Herrn, daß er mich wie einen Schulbuben am Gängelbande führen will. Der Zuchtruthe des Schulmeisters werde ich hoffentlich entwachsen seyn.« — »Gut mancher ist der Ruthe entwachsen, dem sie am allerbesten thäte,« antwortete Xaver herb und scharf. Er war nicht in der Stimmung, mit jener klugen Vorsicht zu verfahren, welche in dem gegebenen Falle so dringend vonnöthen gewesen wäre. — »Ha, ja wohl,« spottete Guidobald; »der Pfaff leitet

Wasser auf Eure Mühle. Oder glaubt Ihr, daß ich vergessen, was Ihr mir vorgestern erst gesagt?« — »Freilich habt Ihrs vergessen,« erwiderte Xaver rauh; »ich habe Euch vernünftig und redlich zugeredet, und Ihr seyd noch in derselben Nacht gen Alm gestiegen. Das war nicht vernünftig und nicht redlich, und doch hättet Ihr das Kunststück wiederholt, wäre der hochwürdige Herr nicht klüger gewesen wie Ihr. Später werdet Ihr es ihm Dank wissen, wenn es Euch heute auch verdrießt.«

Mit Erstaunen hörte Loysl der Unterhaltung zu, die sich wie ein Gezänk ausnahm. Der unschuldige Bube brachte kaum halb und halb eine Vermuthung darüber zusammen, weßhalb sein Vater und sein Freund sich nicht in herzlicher Begrüßung die Hände schüttelten. Der Winklmaier fügte noch mancherlei hinzu, was allerdings wahr und vernünftig war, aber nicht sonderlich verbindlich klang. Endlich unterbrach ihn Guidobald: »Was streiten wir um des Kaisers Bart? Geschehen s ist geschehen. Jetzt aber bin ich über dem Wasser und gehe meiner Wege.« — »Mir ohne Leid,« versetzte Xaver gelassen; »wenn Ihr nicht mit uns fahren wollt, so mögt' Ihr über den Nestlerkogel nach Ebensee kommen.« — Den Grund dieser ruhigen Gelassenheit auf der Stelle errathend, fragte Guidobald stammelnd: »Wäre die Lisi nimmer auf der Alm?« — »Schaut selber nach, ob Ihr sie findet,« antwortete Xaver. — »Das werde ich thun,« rief der Junker. — Seraphin trug Mitleid mit ihm. »Sey der

Junker doch gescheit,« raunte der Ochsenhirt ihm zu; »der Vater Ignazi hat das Dirndl in's Stift gebracht und macht eine Nonne aus ihr, weil sie doch nicht gleich ein Engel werden kann, obschon sie's werth wäre.«

Dieser Aufschluß versetzte Guidobald in grenzenlose Wuth. Seine Augen rollten, seine Wangen flammten, seine Fäuste drohten krampfhaft geballt himmelwärts, und mit lauter Stimme stieß er Lästerworte aus, so gräulich, daß seine Hörer einmal über das andermal sich segneten und bekreuzten. Vom Eingang der Höhle her ließ sich plötzlich eine Stimme vernehmen, deren voller Klang das Geschrei Guidobalds und das Zureden der drei andern mächtig übertönte: »Ist das der Rosenkranz oder die Predigt im Tempel der babylonischen Metze?« Erschrocken verstummte der tobende Knabe. Sein Ohr erkannte die nur zu wohl bekannte Stimme des Prädikanten, sein Auge erblickte neben Melander die Gestalt seines Vaters.

Nachdem Eva in ihrer Unerfahrenheit nicht sowohl aus Todesfurcht als in der Freudigkeit des Martyrtodes, den sie in allem Ernste für bevorstehend hielt, zu bekennen angefangen, war es nicht allzuschwer gewesen, ihr alles zu entlocken, was sie irgend wußte. So hatte sie denn auch das Geheimniß der Kapelle im Gebirge preisgegeben, und zwar um so gutwilliger, als sie sich einbilden, daß Guidobald bereits über alle Berge sey, und da ihr Vater — auf die Andeutung in dem aufgefangenen

Zettel gestützt — von der Höhle wie von einem ganz bekannten Gegenstande sprach. Erasmus hatte darauf die Enkelin in die Obhut der Frau Melanders gegeben, und nachdem er seine Gäste ersucht, seiner Rückkehr zu harren, sich mit seinem Sohn und dem Prädikanten auf den Weg gemacht, jeglicher in einer eigenen Platte mit mehreren Ruderern. Zu letzterer Maßregel gab es der Ursachen zwei; sie wollten für den Nothfall handfeste Begleitung haben und dabei ausgestreckt sich in's Schiff legen, um von Traunkirchen aus nicht gesehen zu werden, weshalb sie auch schon von der Eisenau an am östlichen Ufer hin zu fahren befohlen hatten. Am Röthelbach waren sie kurz nach Xaver und Seraphin angelangt, die ihnen, ohne es zu ahnen, als Wegweiser gedient und die Auffindung des Eingangs zur Höhle bedeutend erleichtert hatten. Martin war mit Melander zur Höhe gestiegen, von einigen der Knechte gefolgt, Erasmus aber unten beim Ausfluß des Röthelbachs geblieben.

Vater und Sohn standen sich eine Weile sprachlos gegenüber. Endlich hob Martin an: »Mein Kind, ich komme, dich zum Leichenbegängniß deiner Frau Mutter einzuladen. Wirst du auch dieser Pflicht dich entziehen?« Der sanfte Ton, in welchem der sonst so rauhe Mann diese Worte sprach, war von überwältigender Wirkung auf Guidobalds Herz. »Verzeihung, Herr Vater!« sagte er näher tretend. Martin war von dieser Antwort nicht

weniger überrascht, als sein erschütterter Sohn von der Anrede. »Also,« fuhr Guidobald fort, »die Frau Mutter —« — Er konnte vor Bewegung nicht weiter reden. Sein Vater schloß ihn in die Arme. Der Magister nahm das Wort: »Sie ist hinübergegangen, doch nicht ohne Reue und Buße. So viel an ihr lag, hat die edle Frau gut gemacht, was sie gefrevelt; sie hat den Irrthum abgeschworen, von welchem verblendet sie ihre Kinder auf den Weg des Verderbens geleitet. Sie läßt Euch bitten umzukehren, da es noch Zeit sey. Ihr vorletztes Wort war ein Fluch gegen den schnöden Verführer, gegen Ignatius Pentenrieder.« — »Ich fluche ihm ebenfalls!« schrie Guidobald; »fluch ihm und der ganzen Brut von Lügern und Heuchlern!«

Martin konnte sich, trotz seiner freudigen Rührung über den wiedergewonnenen Sohn, dennoch eines Gefühls tiefer Beschämung nicht erwehren, weil derjenige, welcher am unverschämtesten geheuchelt und gelogen, hier kein anderer war, als sein verehrter Dominus. Doch erwies sich der edle Freiherr bei aller seiner tugendhaften Entrüstung weltklug genug, die Frucht der kecken Lüge einzuheimsen. Sein Gewissen war ruhig; er selber hatte ja keine Unwahrheit gesagt, und nicht von weitem fiel dem evangelischen Christen bei, daß er in dieser Angelegenheit genau denselben Pfad einhielt, den er und seinesgleichen noch bis zum heutigen Tag mit dem Ausdruck »jesuitisch« bezeichnen. Der

Feind spielt immer falsches Spiel, aber *nur* der Feind.

8.

Nachdem Martin sich mit seinem Sohn versöhnt, ließ der alte Herr sich nicht unerbittlich finden. Die drei saßen beisammen in einer Platte und fuhren gerade auf Traunkirchen zu, zur Verwunderung Xavers, der ihnen von weitem folgte, zum Erstaunen der Dorfbewohner, welche den greisen Erasmus, geführt von Sohn und Enkel, das katholische Gestad betreten sahen. Die größte Ueberraschung aber bereitete die Erscheinung der drei Edelleute von Ort dem Pater Pentenrieder, welcher in der großen Stube des Hofrichterhauses alle seine Beredtsamkeit spielen ließ, um Lisi zum Eintritt in den geistlichen Stand zu bewegen. Die Dirne war zwar höchlich erbittert gegen Guidobald, doch nicht ohne den geheimen Wunsch, daß es ihm gelinge, sich zu rechtfertigen. Eine Trennung für das ganze Leben lag ihren Gedanken ganz fern; sie hielt sich schon für übermäßig opfermuthig, wenn sie sich der Nothwendigkeit fügte, den Liebsten in den Krieg ziehen zu lassen und geduldig das Ende abzuwarten. Der Pater seinerseits wollte so wenig nachgeben, wie seine Hörerin, theils weil er es für ein verdienstliches Werk hielt, eine Jungfrau dem himmlischen Bräutigam zu erhalten, theils weil er berechnete, daß Guidobald nicht besser zu einem

recht eifrigen Glaubenskämpfer zu machen seyn würde, als durch einen starken Beisatz von Liebesverzweiflung. Seiner Sendung sich bewußt, kümmerte der strenge Mann sich nicht im mindesten um Harm und Gram der zwei jungen Herzen.

Der Jesuit war im besten Zureden begriffen und schien nahe daran, durch die Ermüdung des schlichten Mägdleins zu erzwingen, was die Ueberzeugung nicht zu bewerkstelligen vermochte, als plötzlich die Thür aufsprang und die drei Herren von Hofmann hastig eintraten. Pentenrieder ging ihnen entgegen, einen Ausruf fragenden Erstaunens auf den Lippen. Guidobald schob ihn ungestüm zur Seite. »Platz da, schnöder Pfaff!« rief der junge Mann und trat zu Lisi hin, deren beide Hände er ergriff. »Ich habe dich, ich halte dich! Lug und Trug dürfen uns nicht mehr trennen, und am allerwenigsten der Kuttenträger mit seinen höllischen Ränken!« — »Aber, Baldi,« erwiderte die Dirne, »ich bitte dich um aller Heiligen willen —« — »Er ist rasend geworden!« sprach Pentenrieder, »er hat von der Tollwurzeln gegessen!« — »Die du mir eingegeben!« fiel ihm Guidobald in die Rede. »Ich bin zur Erkenntniß gekommen, welches ein verruchtes Spiel du mit meiner Frau Mutter getrieben, welcher Gott ihre Frevel vergeben möge. Du hast, das arme Weib auf dem Gewissen; durch deine gleißnerischen Reden verlockt, hat sie die heiligsten Pflichten mißkannt, ihren Herrn schlimmer betrogen, als

durch leichtfertiges Getändel mit fremden Männern, und ihre Kinder zu Lüge und Verstellung großgezogen. Aber ich sage der Lüge und der Falschheit ab, wie dir, dem Lügenvater!«

Starr vor Verwunderung vernahm Pentenrieder den leidenschaftlichen Erguß. Nicht minder erstaunt hörte eintretend Xaver die wilde Rede, obschon sie ihn nach allem, was er in der Höhle gesehen und erlebt, in geringerem Grade überraschte als den unvorbereiteten Pater. Inzwischen war Erasmus zu Lisi hingetreten, hatte sich einer ihrer Hände bemächtigt und hob an: »Will mir die edle Jungfer ein Wort vergönnen?« — »Auch noch Spott?« antwortete sie. — »Ich spotte nicht, mein Kind,« fuhr der Greis fort. »Wir wissen genugsam, daß Sie eines edlen Hauses Tochter ist. Ihren Namen und Ihr Wappen kennen wir freilich nicht, aber Ihre adelige Herkunft ist uns darum doch nicht zweifelhaft.« — »Was will der gnä' Herr damit sagen?« fragte Lisi, von einem Hoffnungsstrahl verklärt.

Ihre Hoffnung war keine trügerische; wenigstens schien es so im Anbeginn der Auskunft, welche Erasmus ertheilte. Er und sein Sohn, sagte er, hätten die leidenschaftliche Liebe Guidobalds erkannt. Er sey zwar reich an Jahren und für die jugendlichen Freuden längst todt, aber sein treues Gedächtniß habe die Erfahrungen vergangener Zeiten in ihm frisch und lebendig erhalten; er wolle daher nicht trennen, was Gott selber

zusammengefügt. Er ertheile seine Einwilligung zur Verlobung des jungen Paars. »Und ich gebe meinen Segen,« fügte Martin hinzu. »Die edle Jungfer folgt uns nach Ort. Heute feiern wir die Verlobung, in Jahr und Tag die Hochzeit.« — »Schlag' ein, Lisi!« rief Guidobald.

Mit seligem Lächeln schickte die Dirne sich an, in des Liebsten ausgebreitete Arme zu stürzen. Ein Donnerwort ließ sie zurückschrecken. »Gedenke des Sterbestündleins!« rief Xaver. — »Und deiner armen Seele,« fügte Pentenrieder hinzu. »Das bisschen Erdenglück wäre doch zu theuer erkaufte mit ewiger Höllenpein. Denn wisse, der Preis, den sie begehren, ist dein Abfall von der Kirche.« — »Baldi,« wandte sich Lisi zum Junker, »nicht wahr, er lügt?« — »Wie immer,« versetzte Guidobald. — »Ich wußte es ja,« jubelte das Mädchen mit triumphierender Miene; »wir bleiben katholische Christen.« — »Besser, mein Kind, viel besser,« antwortete an des Enkel Statt der Großvater, »ihr werdet wahre Christen. Während dein Hochzeiter für Freiheit und Glauben den Degen führt, wird der Magister Philippus, ein auserkohrenes Rüstzeug des Herrn, dich aus der Finsterniß zum Licht leiten.« Erbleichend trat Lisi zurück. »Sagte ich es nicht?« rief der Pater; »sie wollen deine arme Seele!« Das enttäuschte und aus allen seinen Himmeln gestürzte Mädchen wandte sich zu Guidobald: »Bist du abgefallen? Sage nein, ich bitte dich! Ich bin bereit, Armuth und Verbannung mit dir zu theilen, aber

unsere unsterblichen Seelen laß uns retten!« — »Thörin!« antwortete der Junker mit einem giftigen Seitenblick aus Pentenrieder und sagte nichts weiter. Da sagte Lisi kaum vernehmbar, aber fest: »Wenn es so ist, bleibt mir nichts übrig, als im Kloster für die Rettung deiner armen Seele zu beten. Ich werde fleißig bei der Muttergottes anhalten, daß wir uns im Himmel wieder finden. Fahr wohl!«

»Ich halte dich nicht auf,« erwiderte Guidobald; »nicht etwa, weil ich in die Trennung unseres Bundes willigte, sondern weil du einstweilen im Kloster gut genug aufgehoben bist. Die Langeweile wird dich gründlicher bekehren, als das Zureden des Magisters. Geh' in's Kloster, mein Schatz! Wir erkämpfen indessen für dieses geknechtete Land die Freiheit, und dann holt sich der Reichsfreiherr Hofmann von Ort aus dem Kloster eine neue Katharina von Bora.« Die ruchlose Rede fuhr wie Gift und Dolch durch Lisis Herz, und das Antlitz in den Händen bergend floh sie von dannen.

Zum völligen Abschluß der Begebenheit sind noch einige Züge in kurzen Umrissen nachzutragen. Es wird nicht allein ausdrücklich zu bestätigen seyn, daß Lisi wirklich in's Kloster gegangen und Guidobald mit Mannsfeld in den Krieg gezogen ist, sondern es muß auch noch gesagt werden, was — wenigstens unmittelbar nach den erzählten Vorgängen — mit den beteiligten Personen geschehen. In Niederösterreich wurden durch den Kaiser die widerspenstigen Landherrschaften zum

Gehorsam zurückgeführt. Tschernembl, der Kossuth jener Tage, floh zu Friedrich von der Pfalz nach Böhmen, mit welchem er darauf in's Elend versprengt ward. Die Stände im Lande ob der Enns trieb der tapfere Bayerherzog zu Paaren, bevor er den Kurpfälzer von Land und Leuten jagte. Die Hofmänner von Ort gehörten zu jenen oberösterreichischen Grundherren, welchen es hierin wie dem Vetter des glaubenseifrigen Herzogs Max erging, sie sahen sich genöthigt, die Heimath mit dem Rücken anzusehen. Der greife Erasmus, sein Sohn Martin und dessen Kinder entwichen nach Sachsen, und so mußte Guidobald die Lisi wenigstens einstweilen unangefochten im Kloster lassen, aus welchem sie zu holen er sich vermessen hatte. Das Land und die Klöster darin waren gut gehütet durch den Statthalter des Bayern, den Grafen von Herberstorf, welcher im Schlosse zu Ort wohnend das Land verwaltete, das der Kaiser dem Herzog für die Kriegskosten verpfändet hatte. Bei dieser Wendung der Dinge kam niemand weniger zu kurz, als Xaver Mitterhuber. Er erhielt seinen Maierhof unter den günstigsten Bedingungen zurück, und hatte an Herberstorf, welcher die Herrschaft Ort zum Eigenthum erwarb, einen überaus gnädigen Herrn. Derselbe Adam von Herberstorf erhielt im Winter nach der Schlacht am weißen Berge ein langes Sendschreiben vom Grafen Pappenheim, worin dieser ihm die Pflegetochter des Löffelschnitzers empfahl. »Ich habe zwar,« schrieb der

Kriegsheld, nachdem er die verschiedenen Hergänge erzählt und seine anscheinende Fahrlässigkeit mit den Zeitläufen entschuldigt, »den Namen und die Herkunft des Mädleins trotz allen angewendeten Fleißes nicht auszukundschaften vermocht, aber ich will für seine Zukunft sorgen, und bitte daher den Herrn, mir mit seinem guten Rath behilflich zu seyn.« — Herberstorf schrieb eine lange Antwort, deren kurzer Sinn lautete: »Deine Fürsorge kommt zu spät, guter Freund, die Waise hat sich ganz und gar dem himmlischen Vater zugewendet, und somit das beste Theil erwählt.«

Wilhelm Chézy.